Christoph Irenius.

Eine wahrhafte Geschichte.

Der Herr ist mein Hirte. Psalm 23.



Basel, bei J. N. Fretz.

In Commission bei C. F. Spittler & Comp.

1839.

Gedruckt bei J. W. Baur.

Meinen theuren

Freunden und Mitgenossen

an der Gnade und am heiligen Kampfe,

in inniger

Liebe und Freundschaft

gewidmet.

An meine geliebte Gattin und Kinder:

Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen.
Euch und euren Kindern ist die Verheißung.

Inhalt.

I. Abschnitt.

Christoph als Kind und Knabe.

II. Abschnitt.

Christophs Jünglingsjahre.

Vorwort.

Ein Theil dieser Biographie wurde schon vor ungefähr zehn Jahren etwas flüchtig niedergeschrieben, und, sollte ich sie gegenwärtig verfassen, so würde Manches anders aufgefaßt, und Form und Materie anders behandelt werden. Aus diesem Grunde war ich lange ungewiß, ob ich das Manuscript nicht ganz umarbeiten, oder aber dasselbe ungedruckt lassen sollte; allein äußere Umstände sowohl, als innere Freiheit bestimmten mich, das Werkchen, nach einer genauern Durchsicht, so erscheinen zu lassen, wie es ist. — Manchem möchte es vielleicht auffallen, daß ich verhältnißmäßig zu lange bei den Kinderjahren Christophs verweilt habe. Es fiel mir dieß selbst auf; allein die Berücksichtigung, daß die Jugendeindrücke die lebhaftesten sind und bleiben, und daß man am Pflänzchen oft erkennen kann, was es für ein Baum werden will, wird mich entschuldigen. Daß die Gnade übrigens bei einer Pflanze des himmlischen Vaters alles wirkt

und alles schafft, davon bin ich, und ist jeder Gläubige überzeugt. Bei der Herausgabe dieser Biographie habe ich nur die Ehre meines Gottes und Heilandes im Auge, der sich als der ewige, wahrhaftige Gott in dem Leben Christophs erwiesen hat; darum habe ich auch, um mancher Persönlichkeiten willen, die meisten Orts- und Geschlechtsnamen verändert, da sie ja im Grunde nichts zur Sache thun.

Ihm, meinem Gott und Heiland, sei Preis, Ruhm und Ehre von Ewigkeit zu Ewigkeit! Ihm sei mein armes, aber wohl an Gnade reiches Leben ferner geweiht! Amen.

I. Abschnitt.

Christoph als Kind und Knabe.

Erstes Kapitel.

Christoph im elterlichen Hause.

An der westlichen Gränze Würtembergs, da, wo dieß Land ein hoher Paß vom Großherzogthum Baden scheidet, zieht sich ein langes Thal nach Westen hin, genannt Baierquellen-Thal, durch welches der rauschende Murgfluß strömt; dieser wächst bei der Regenzeit oder bei einem Gewitter zu einem furchtbar schäumenden Flusse, und richtet an Brücken, Häusern und Wiesen großen Schaden an. Die Bürger von Baierquell heißen dieß Güße. Der Ursprung dieses Waldstroms ist oben in einem düstern Tannenwald, und hat zwei Quellen, von denen die eine den Namen der rechten, die andere den der rothen Murg führt. — Letzterer ist ein berüchtigter Name, und noch ist die Begebenheit, welcher jene Quelle denselben verdankt, in dem Andenken aller Thalbewohner, und sie wird von den Alten immer treu den Enkeln und Nachkommen wieder erzählt. Vor einigen hundert Jahren, als das Thal noch ziemlich wild und unangebaut war, da es nicht mehr als 24 Bauern zählte, kam in einem Kriege einem österreichischen Streifkorps die Lust an, jene Gegend heimzusuchen, zu plündern, zu rauben und zu morden. Es war gerade Sonntag, als der Lärm oder die Nachricht von jenen fremden ungeladenen Gästen bis in die Kirche drang, in welcher fast alle Bürger beim Gottesdienst versammelt waren. Plötzlich eilten die 24 Bauern zu ihren wohlgebrauchten Büchsen, postirten sich in ihren dunkeln Wäldern, hinter den hohen Tannen, und erlegten den ganzen Troß österreichischer Freibeuter, deren Leichname sie in jenen Waldbach warfen, welcher sich von dem Blute der Erschlagenen roth färbte. Daher der Ursprung jenes Namens.

Dieses drei Stunden lange Thal ist auf beiden Seiten, sowohl der sogenannten Sommer- als auf der Winterseite, mit einer Menge von Höfen und Häusern wie besät, welche alle ihre eigenen und oft ganz eigenthümlichen Namen haben. Das Hauptthal hat noch eine Menge kleiner Nebenthäler, die in dasselbe hineinlaufen, und von denen jedes dem Hauptflusse ein Bächlein, zum Theil mit Forellen, zusendet. Die Höhen der Berge, die sich auf beiden Ufern erheben, und längs dem Flusse sich hinziehen, sind mit dunkelgrünen Tannenwäldern bedeckt. Hie und da stößt man auf Ruinen von alten Burgen, in welchen zur Zeit des Mittelalters räuberische Ritter hausten, und von wo aus sie die Wanderer im Thale anfielen. Nachdem die Murg vier Stunden zurückgelegt hat, fließt ihr rechts vom Friedrichs- und Christophsthal ein freundlicher und klarer Forellenbach, der die königlichen Eisenhämmer treibt, in sanften Krümmungen zu; dieses Flüßchen bewässert eine Menge Wiesen, die oft, namentlich im Frühlinge, mit lieblichen Blumen prangen, und das Auge ergötzen, während noch tiefer Schnee die Gipfel der dunkeln Gebirge bedeckt.

Nicht weit von dem Vereinigungspunkt dieser beiden Flüsse, die in einem spitzwinklichten Dreieck zusammenlaufen, da, wo sich die Murg, die ihren Namen beibehält, nach Mitternacht wendet, erblickt man auf einer kleinen Anhöhe das Dorf Baierquell. Hier befindet sich die Kirche, in welche jeden Sonntag die Thalbewohner, gleich Pilgern, wallfahrten. Von hier aus hat man eine freie Aussicht in einen großen Theil der Thäler, und lange vorher erblickt der sorgende Landmann den aus demselben herabkommenden Regen, und das herannahende, drohende Gewitter. Nordöstlich, an der Traufe des Bahnwaldes oder des Hirschkopfs, schaut ein Häuslein herab, und blickt friedlich ins Thal hinein, daher es den Namen Guckinsthal erhalten hat. Eingeschlossen ist sonst der Bewohner, sein Auge stößt nur auf hohe Berge, unter denen der sogenannte Rinkenkopf, fast ganz isolirt dastehend, den höchsten Punkt ausmacht. Aber auch furchtbar majestätisch sind die Gewitter, wenn sie in diese Schluchten hinabsteigen. Gespannt in dem Thale rollt der Donner in schrecklichem Gedröhne von einer Bergwand zur andern, und der Blitz schmettert nicht selten die

hohen, schlanken Tannen darnieder, und entzündet sehr oft die zerstreuten Häuser, denen man dann wegen der Entfernung nicht schleunig genug Hülfe bringen kann. Groß, erhaben und schrecklich herrlich erscheint Gott in einem solchen gewaltigen Gewitter.

Die Bewohner von Baierquell haben sich seit einiger Zeit sehr vermehrt, und sind daher, da ihnen der nicht sehr ergiebige Boden spärlich ihre Arbeit und Mühe vergilt, ziemlich arm. Sie nähren sich hauptsächlich durch Kohlenbrennen und Holzhauen. Die Viehzucht ist ein zweiter Nahrungszweig. Was den Charakter dieser Leute betrifft, so sind sie, wie man sagt, von ehrlichem, gutem Schlag, zwar roh, und unbekannt mit den Höflichkeits-Zeremonien eines polirten Städters, jedoch treu und empfänglich fürs Gute, und gewiß würden jene rauhen Hügel bald blühen, wie ein Garten Gottes, wenn der Hauch des Geistes Gottes sie anwehen würde. Allein aus Mangel eines ächt christlichen Unterrichts und wahrhaft gläubigen Führern sind sie ziemlich tief versunken.

Der Name Baierquell hat einen bedeutsamen Ursprung, und an ihn knüpft sich eine in der Geschichte merkwürdige Begebenheit. Im dreißigjährigen Krieg, so erzählt die Sage, fochten in einem hitzigen Gefechte die Baiern und Schweden gegen einander bei Waldbronn, einem drei Stunden von da entfernten Dorfe. Die Baiern wurden geschlagen, und flohen das Thal aufwärts, dem Dorf Baierquell zu. Hier fielen sie, ermattet und vom Durst gequält, über die im Dorfe befindliche, wegen ihrer vermeintlichen oder wirklichen Heilkraft berühmte Quelle her, und tranken dieselbe ganz aus. Seit jener Zeit heißt das Dorf Baierquell.

Zunächst diesem Brunnen, am westlichen Ende des Dorfs, steht ein Haus, das sein Hintertheil hinab den blumen- und grasreichen Wiesen und dem sogenannten Oberthal zukehrt, und das als das Elnathan'sche Haus schon seit vielen Jahrzehnten in der Gegend bekannt ist. Vor einigen hundert Jahren wurde der Stammvater jener Familie um des Bekenntnisses des Evangeliums willen aus Böhmen vertrieben, und ließ sich als Bäcker in Baierquell nieder. Die Elnathan'sche Familie, ein Zweig derselben, die also von jenem Glaubensmanne abstammte, trieb das Weberhandwerk lange Zeit, und es erbte sich dasselbe immer vom Vater auf den Sohn,

so wie der Name Elnathan fort, indem die Altväter alle, so weit sie mir bekannt sind, diesen Namen führten. In der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts lebte in jenem Hause ein alter, biederer Greis, der sich durch Rechtschaffenheit und Ehrlichkeit nicht weniger, als durch Muth und Unerschrockenheit auszeichnete. Ihm wurden zwei Söhne, Elnathan und David, geboren. Ersterer verheirathete sich, als er in das männliche Alter getreten war, und hatte die Absicht, oder that das Gelübde, wenn ihm Gott zwölf Söhne schenke, so wolle er sie mit dem Namen der zwölf Söhne Israels benennen. Sein erstes Kind war wirklich ein Sohn; er nannte ihn Joseph; seinen zweiten, der bald darauf folgte, hieß er Benjamin. Aber nun streckte ihn eine schwere Krankheit aufs Krankenbette nieder, während sein Weib Christina mit dem dritten Sohn niederkam. Da war Jammer und Trauer im Hause; des Gelübdes wurde vergessen, und der neugeborne Knabe erhielt den Namen seines Pathen, Michael. Der Vater Elnathan ward versammelt zu seinen Vätern. Die drei Söhne wuchsen heran, und je höher sie heraufkamen, desto schwerer wards der Mutter Christina, sie zu erziehen; daher heurathete sie wieder einen Weber, Namens David John, der die Erziehung seiner angetretenen Söhne vollendete, und sich im wahren Sinne des Wortes an ihnen als Vater bewies. Er war auch ganz der Mann, der für Christina paßte. Durch seinen langen Aufenthalt in der Fremde, in der Schule der Leiden und der Trübsale hatte er sich manche Erfahrung gesammelt, die ihm in der Folge wohl zu Statten kam. Es schien nun wieder alles in Elnathans Hause gut zu gehen, und Wohlstand und Segen sich über die Familie zu verbreiten; allein bald unterbrach diese Stille ein neues Ungewitter, das fast das ganze Dorf, besonders aber das Elnathan'sche Haus traf. Durch die Nachläßigkeit eines Weibes kam Feuer im Dorfe aus. Schnell griffen die Flammen um sich, denen ein gewaltiger Sturmwind zu Hülfe kam, und in wenigen Stunden lag das ganze Dorf, nur zwei Wohnungen ausgenommen, die etwas entfernt standen, auf einem Aschenhaufen. Die Elnathan'sche Familie konnte fast nichts retten, indem man zuerst dafür sorgte, das fremde Garn, das oben auf dem Boden stand, und das zu Tuch bestimmt war, in Sicherheit

u bringen, ehe man an das Eigene dachte. Mittlerweile hatte die Flamme das Haus ergriffen, und jedes hatte genug zu thun, sich selbst zu retten. Die Familie war nun ganz verarmt, und wirklich in einer anscheinend verzweiflungsvollen Lage, ohne Obdach, ohne die nöthigen Kleider, kurz, entblößt von allem Nothwendigen stand sie unter freiem Himmel, blickte, Hülfe suchend, nach oben; aber das Vaterherz Gottes war nicht verschlossen; Er erweckte mitleidige Herzen, die Barmherzigkeit an den Verarmten bewiesen. Ein Bauer, den man im gemeinen Leben des Martis Bauren Adam nannte, und der in unweiter Entfernung wohnte, nahm sie in sein Haus auf, und beherbergte sie so lange, bis sie wieder ihr Häuslein gebaut hatten. — Bald stand das Dörfchen wieder in neuer Pracht da, und man konnte die neuen Wohnungen noch vor dem Herbst beziehen. Der Hausvater arbeitete nun doppelt emsig und fleißig, und bald kam man wieder auf einen grünen Zweig. Die drei Söhne, Joseph, Benjamin und Michael, und die Mutter Christina halfen in ihrem Theile mit, und so kam alles wieder in seinen alten Gang. Joseph war zwar dem Körper nach unansehnlich, schwächlich und gebrechlich, und ihm wurden somit nur die leichteren Geschäfte aufgetragen, die er dann aber auch mit Geschicklichkeit und Pünktlichkeit verrichtete. Er hatte herrliche Talente, und einen sanften, frommen und stillen Geist, daher ihn der Heiland, den er liebte, bald zu sich nahm. Er legte sich eines Abends gesund zu Bette; Benjamin kam spät von einer Hochzeit nach Hause, und wollte ihm einige Leckerbissen, die er mit sich gebracht hatte, geben; allein er nahm nichts an. Als es Tag war, blieb er gegen seine Gewohnheit im Bette liegen, und klagte über Kopfschmerzen. Er ahnete zugleich sein nahes Ende, obgleich keine Symptome eines nahen Todes vorhanden waren. Seine Ahnung wurde erfüllt, und noch vor dem Mittag war seine Seele der sterblichen und gebrechlichen Hülle in die ewige Heimath enteilt. Er pflegte bei seinen Lebzeiten immer geistliche Liederverse und biblische Sprüche mit Auslegungen auf Zettelchen geschrieben mit sich in seinen Taschen herum zu tragen, und den Tag vor seinem Ende hatte er das Lied: „Da Jesus an dem Kreuze stund“ für sich aufgeschrieben, und man fand es nach seinem Tode; dieß wird, wie noch manches

andere von ihm als ein theures Andenken von den Seinigen aufbewahrt.

Die beiden andern Söhne arbeiteten indessen auf dem Handwerk. Benjamin zeichnete sich durch seine Geschicklichkeit und Erfindungsgabe aus. Es war gerade damals, als der Herzog die Landmiliz errichtete. Benjamin ward Unteroffizier, und weil er gute Anlagen hatte, so unterrichtete ihn ein Lieutenant in der höhern Rechenkunst. In der Folge sollte er wegen seiner vielfachen Kenntnisse zum Schullehrer des Orts gewählt werden; allein, da ihm sein Handwerk reichlicheres Brot verschaffte, so erlaubte ihm sein Vater nicht, das Amt anzutreten, sondern er behielt ihn zu Hause bei sich.

Als Benjamin das gehörige Alter erreicht hatte, verheirathete er sich mit einer Bürgerstochter, Namens Agnes, die ihm einen Sohn zur Welt brachte, dem er den Namen des Vetters und Pathen, David, gab. Nach zwei Jahren, im Jahr **1800** den **20.** Januar, ward ihm ein zweiter Knabe geboren, und diesen nannte er Christoph. Der Vetter David war Taufpathe, und dieser war, wie Christoph in der Folge erfuhr, ein wahrer Christ, ein Umstand, der ihm später sehr wichtig und dankenswerth erschien. — Die Geschichte dieses Knaben wollen wir nun weiter verfolgen; wir wollen ihn als Kind, Knabe, Jüngling und Mann begleiten, wohin ihn sein himmlischer Vater führte, und alles übrige, was nicht in seine Geschichte wesentlich eingreift, werden wir übergehen.

Gleich nach seiner Geburt wurden ihm die Füße, auf den Rath einiger Sybillen, ins kalte Wasser getaucht, in der wohlmeinenden Absicht, daß er den Frost um so leichter werde ertragen können. Uebrigens hat er bis daher, so viel ich weiß, noch keine Wirkung dieser Probe gefühlt. Der Knabe wuchs heran, und nahm zu an Alter und Körperkraft; man prophezeite ihm, daß etwas aus ihm werden würde. Seine Mutter säugte ihn, ein und ein halbes Jahr lang; denn der Kleine aß keinen Brei; dessen ungeachtet wurde er bald dick und fett, so daß er den Beinamen des Dicken erhielt, den er bei seinem Vater noch gegenwärtig, wiewohl mit Unrecht, trägt. Als ihn seine Mutter entwöhnen wollte, machte sie auf einige Tage in das nahe Kapplerthal eine Reise. Sie kaufte daselbst

zwei Gänse, welche sie mit nach Hause brachte, an denen Christoph seine Freude hatte, und die mit ihm aufwuchsen. Bald lernte er gehen, sprechen, und nun wurde er ganz die Freude seines Großvaters. Ueberall hin führte er den Kleinen mit sich, und, sobald er nur eine Freistunde hatte, so spielte und tanzte er mit dem kleinen Liebling, und dieß geschah mit so wenig Maaß und Ziel, daß er einst, als der Pathe David, der aus der Fremde heimgekehrt, und in eine langwierige Krankheit gefallen war, in den letzten Zügen lag, mit ihm in eine hintere Kammer ging, um dort mit ihm seine Sprünge zu machen. So verzärtelt hatte er ihn, daß er ihm keine Ruhe ließ, bis er mit ihm trümmelte, und dazu seine gewohnten Lieder sang. Das war eine liebliche Zeit, in der er keine Welt, keine Menschen kannte, als die, die mit ihm in seinem Hause lebten, in der er als Kind seinen alten Großvater zum einzigen Gesellschafter, und seine Aeltern zu einzigen Freunden hatte, die mit ihm kindlich thaten. Doch Gottlob, daß Christoph jetzt noch etwas Besseres kennt, als jene Rosenzeit; denn auch die Freuden des Kindesalters ohne Jesum haben keinen Werth.

Der Knabe gedieh körperlich, und keine Krankheit hatte er zu bestehen, als die Kinderpocken, und diese hielten ihn so wenig zu Hause, daß er einst (es war tief im Herbste) dem Hüter entlief, und seinen Großvater in dem Hause eines Nachbars, wo derselbe hechelte, aufsuchte. Er wußte nämlich, daß es jedesmal einen guten Bissen gab, so oft er ihn besuchte, und daß er nie leer ausging. Jeden Sonntag Nachmittags hatte der Großvater die Gewohnheit, wenn die Kirche beendigt war, seinen Schoppen beim Löwenwirth zu trinken, wo er sich mit andern Nachbarn auf eine anständige Weise unterhielt. Dahin begleitete ihn nun jedesmal Christoph, und trug immer eine Bretzel oder einen Wecken mit nach Hause. Dieß dauerte übrigens nicht sehr lange, und der Großvater blieb in der Folge zu Hause, und las etwas Nützliches, und daran that er recht und besser; denn der Sonntag gehört nicht dem Wirthshaus, sondern dem HErrn an.

Noch einen andern Besuch machte Christoph zuweilen bei dem Großvater und der Großmutter von seiner Mutter Seite. Die Großmutter Agnes war es besonders, die ihn anzog, und für die

er viel Liebe hatte. Auch sie hatte ihre Freude mit ihm, und so oft der kleine Besuchende ihr seine Aufwartung machte, so wurde er mit irgend etwas beschenkt. Sie war sehr gebrechlich, und ging am Stocke, mit welchem sie jedesmal zu ihrem Schranke hinkte, um aus demselben dürres Obst oder andere Eßwaaren für ihn zu nehmen. Solche Besuche wiederholte Christoph gerne, und bei seiner Nachhausekunft (denn diese Großältern wohnten in einem andern Hause) theilte er zuweilen auch seinen Geschwistern mit, wenn er anders noch etwas heim brachte. Diesen Besuch konnte er nicht lange wiederholen; denn die alte Mutter weilte nicht lange hienieden; der HErr holte sie bald heim, und Christoph begleitete ihre Leiche unter vielen Thränen zu Grabe. Sie war eine große Dulderinn, und wurde durch manches Feuer der Trübsal hindurch geführt und geläutert; sie hatte manche Leiden zu ertragen, worunter das nicht das geringste war, daß ihr Gatte den Trunk liebte. Musterhaft war ihr Wandel; sie übte die Pflicht der Menschen- und Christenliebe, wie selten Jemand, aus. Darum beweinten und betrauerten auch alle Nachbarn die Hingeschiedene, und manche Thräne der Armen floß auf ihrem Grabe. Ihr müder Leib ruht nun im Grabe, aber ihre Seele, gewaschen im Blute des Lammes, und geläutert in dem Schmelztiegel der Trübsal, ist daheim bei dem HErrn.

Es war also wieder eine theure Seele hingegangen, die Christoph besonders viel war. Ganz anders erschien ihm nun das Haus, ganz anders das Zimmer, das seine Großmutter bewohnt hatte, als vorher; weil es nicht mehr durch sie belebt war. Auch sein Großvater starb nach kurzer Zeit.

Wir wollen nun noch einige Szenen aus den Kinderjahren Christophs erzählen. Sobald er etwas erwachsen war, so verließ er den engen, häuslichen Raum, und seine Welt erweiterte sich. Er begleitete seine Mutter auf den Acker, in den Garten, wo seiner Wißbegierde und Neugierde mancherlei Stoff zu fragen sich darbot. Es war ihm nichts gleichgültig, er dachte und forschte über Alles nach. So sammelte einst seine Mutter nahe am sogenannten Forbach ihr dürres Heu, und Christoph war bei ihr. Nun hatte dieser früher etwas von einem Wallfisch gehört; der nahe

Bach erinnerte ihn an das Gehörte, und brachte ihn auf den Gedanken, daß vielleicht in demselben ein solcher Wunderfisch, wie er sich ihn wirklich dachte, sich befinde; er bat demnach seine Mutter, sie möchte ihm einen Wallfisch fangen. Sie suchte ihm das Thörichte seines Wunsches darzuthun, als er aber nicht nachgab, da fing sie einen Frosch, und brachte ihm denselben in einem Topf. Als er das Amphibium in demselben erblickte, das sich stets durch die Flucht zu retten suchte, so fand er, bei näherer Betrachtung und Besichtigung, daß es durchaus nicht mit der Idee, die er von einem Wallfisch hatte, übereinstimmte, und rief voll Unwillen aus: Ach, das ist ja nur ein Wadelfisch! Und damit gab er dem armen Thier seine Freiheit. Diese Begebenheit bemerke ich nicht wegen ihres merkwürdigen Charakters, sondern deßwegen, weil sie einen so unvergeßlichen Eindruck auf den Knaben machte, daß sie seinem Gedächtnisse gegenwärtig noch so deutlich vorschwebt, als wäre sie erst gestern geschehen. Ueberdieß zeigt diese Anekdote, wie Jugendeindrücke so tief haften.

Christoph besuchte nun auch die Kinder, welche in seiner Nachbarschaft lebten, und überließ sich in jugendlichem Frohsinn, oft auch Leichtsinn, den Freuden, aber leider oft auch den Sünden der Kindheit. Ach, daß doch die Eltern ein wachsames Auge auf ihre Kinder von ihren zarten Jahren an hätten! Er war gesellschaftlich, aber nur etwas rechthaberisch, und hatte er besondere Ideen und Ansichten, so suchte er diese geltend zu machen, und daher geschah es, daß er sich in manchen Streit, sowohl mit andern Kindern, als auch mit seinen Geschwistern verwickelte, der oft in Thätlichkeiten überging. Bei seinem ältern, ihm an Körperkraft überlegenen Bruder kam er aber unrecht an; denn dieser rächte sich stark an seinem Rücken. Gleiches Recht oder Unrecht übte nun Christoph an den ihm nicht gewachsenen Kameraden und Geschwistern aus, wurde aber dafür gewöhnlich von seinen Eltern tüchtig gezüchtigt. Diese begingen übrigens manchen Erziehungsfehler, indem sie nie den wahren Grund bei einem entstandenen Streite untersuchten; sondern oft ohne Urtheil und Recht, wohin ihr Verdacht fiel, und dieser fiel gewöhnlich auf Christoph, züchtigten. Man mochte sich vertheidigen, und mit den kräftigsten

Wahrheitsgründen Protestation einlegen, oder nicht, alles half nichts. Hätten sie in ruhiger Fassung den Prozeß untersucht, und vernünftig gestraft, hätten sie fleißiger für ihre Kinder gewacht und gebetet, so wäre ohne Zweifel manchem Uebel vorgebeugt, und manches Schlimme verhütet worden.

Bei allen diesen tadelnswerthen Eigenschaften hatte Christoph doch auch wieder manche lobenswerthe Seite. Er war ein Feind der Unwahrheit, des Klatschens und der Verläumdungssucht; er verzieh gern und großmüthig, wenn man ihn beleidigt hatte. Nur selten und oft dann ließ er sich die Lüge zu Schulden kommen, wenn er jemand damit einen Dienst erweisen, oder aus der Noth helfen konnte. Einmal ward er mit seinem Bruder und noch andern Kameraden vom Schullehrer beauftragt, zu einer bestimmten Zeit die Glocke zu läuten. Sein Bruder und er geriethen mit einander in Wortwechsel; ersterer hatte gerade seinen Kittel ausgezogen, der mit großen metallenen Knöpfen besetzt war; er schlug damit Christoph über den Kopf hin, und brachte ihm vermittelst einer der Knöpfe eine Wunde bei. Christoph schrie und weinte, sein Bruder lachte ärgerlich, und sagte zu den übrigen Knaben: „Seht ihr ihn, wie er thut, und wie er sich verstellt!“ bis das Blut dem Verwundeten über den Kopf herab floß. Da veränderte nun David seine Sprache, die Strafe fürchtend, die er wirklich verdient hatte. „Siehe, Christoph,“ sagte er, „hier schenk ich dir etwas Schönes“ (es war ein Pferdsgebiß, das Christoph von großem Werth glaubte, aber um all seine Haabe früher nicht bekommen konnte); ich bitte dich, sag's doch nicht dem Vater, sag, es sei dir ein Stück Holz im Schoppen auf den Kopf gefallen.“ Christoph ließ sich theils wegen des Geschenks, theils auch, und gewiß nicht minder wegen seines zur Versöhnlichkeit geneigten Gemüths bewegen, in den schlimmen Vorschlag einzugehen, und befreite somit seinen Bruder von der Strafe. Meinen jungen Lesern sage ich übrigens, daß die Lüge durch keinerlei Gründe entschuldigt werden kann, und daß es durchaus keine Nothlüge gibt, die erlaubt wäre nach dem Worte Gottes.

Mit seinen jüngern Geschwistern, und hauptsächlich mit der dem Alter nach auf ihn zunächst folgenden Schwester, Katharina,

kam er oft in unangenehme Berührung, er ließ sie oft seinen Unwillen fühlen; aber unmittelbar nach der That folgte gewöhnlich tiefe Reue; er bat um Verzeihung, suchte sie auf alle mögliche Weise wieder zu gewinnen, was ihm hie und da gelang. Manchmal aber, wenn seine Schwester die Mutter, welche auf den Abend oder auf den Mittag nach Hause kam, erblickte, so fing sie an zu weinen; die Mutter nun, ohne weiters, schlug auf den armen Christoph zu, ohne alle Untersuchung. Diese Verfahrungsweise machte ihn bitter und lebensüberdrüßig, so daß er einmal, um der Strafe zu entgehen, zum Fenster hinaus springen wollte, oder vielmehr nur so that; und als man ihn zurückhielt, dem Bach zulief. Die Schwester, die auch dießmal wieder die Strafe über ihn gebracht hatte, lief ihm nach; allein sie machte sich vergebliche Mühe; denn es war ihm im Grunde gar nicht ernst, und er wollte ihr bloß ein wenig Angst einjagen.

Woher mochte es wohl kommen: daß es Christoph also erging? Nur er selbst war die nächste Ursache. Die Mutter liebte Fleiß und Arbeitsamkeit, und besonders hatte sie Hülfe nöthig bei der Feldarbeit. Dazu hatte er nun nicht die geringste Lust, er hatte höhere Ideen, und seine Anlagen, die ihm Gott verliehen hatte, schmeichelten ihm; er versprach sich einst eine goldene Zukunft, und hoffte in der Welt etwas zu werden. Das waren nun Dinge und Aussichten, die er bei der Handarbeit unmöglich verwirklichen konnte. Sobald Christoph begann, die Schule zu besuchen, entwickelten sich seine Anlagen dergestalt, daß er in kurzer Zeit alle seine Altersgenossen überflügelte. Ein Durst nach Wissen bemächtigte sich seiner, den er durch Lesen von allerhand Büchern, besonders später ohne Rücksicht auf Inhalt, zu stillen suchte, und darüber die ihm aufgetragenen Arbeiten versäumte. Die Handarbeit gefiel ihm immer weniger, und er wünschte nur, daß sein Vater Dekan oder Pfarrer wäre, um ihn studiren lassen zu können. Allein was half ihm das Wünschen, er mußte sich eben zum Geschäft bequemen.

Die Geschäfte, zu denen er angehalten wurde, waren verschieden, und er hatte für das eine weniger Abneigung, als für das andere. Das schwerste für ihn war im Winter der Dreschflegel;

allein diesem Geschäft konnte er sich ein für alle Mal nicht entziehen. Die Mutter hielt streng darauf, und Christoph konnte ihr wirklich einen Tagelöhner ersetzen, ob er gleich erst 11 bis 12 Jahre zählen mochte. Wenn er nun den Takt nicht recht behalten konnte, so wurde ihm richtig die Flegelstange angemessen. Einst traf ihn diese so derb an den Ellenbogen, daß er, vom Schmerz übermannt, niederstürzte, und bitterlich weinte; allein alles half ihn nichts, er mußte wieder in seine Reihe treten und fortfahren. Dieses Verfahren der Mutter gegen ihren Sohn könnte vielleicht manchem hart erscheinen; allein dieß war nicht der Fall. Ihre Absicht war vielmehr, denselben für die Welt geschickt, arbeitsam, und überhaupt zu einem brauchbaren Menschen zu erziehen; daß ihr Sohn einst in den Stand kommen werde, sich auf eine andere Weise in der Welt durchzubringen, das konnte die arme Mutter damals nicht wissen. Der Eigensinn des hartnäckigen Knaben mußte ferner durch kräftige Mittel gebrochen werden.

Mit diesem und andern Haus- und Feldgeschäften wechselte von Zeit zu Zeit ein anderes. War Jemand im Dorf oder im Thale gestorben, so mußte Christoph einen Theil des Thales durchwandern, und in allen Hütten und Häusern, auf Hügeln und Bergen zur Begleitung der Leiche einladen. Nun band ihm seine Mutter einen langen schwarzen Trauerflor auf seinen dreieckigten Hut, der ihm über seine rechte Schulter hinab floß, und dessen Flattern ihm keine geringe Freude machte. In jedem Hause mußte er eine Leichensäger-Formel hersagen, auf welche er bei seinem ersten Gang wacker studirte, bis er sie auswendig wußte. Denn ein Fehler wäre einem vielleicht eben so wenig verziehen worden, als einem Cicero auf der Rednerbühne, und gewiß wäre ein solcher von Mund zu Mund getragen, und im ganzen Thal ruchbar geworden. Bei diesem Amt hatte er übrigens keine Noth. Es herrschte damals noch die schöne alte Sitte der Gastfreundschaft; daher bekam er fast in jedem Haus Obst, Brod u. dgl., oder man ließ ihn auch mit zu Mittag essen, indem man ihn traulich einlud mit den Worten: „Komm her, Kleiner, iß mit uns, setz dich her, du wirst Hunger haben ꝛc. ꝛc.“ Und nun nahm man ihn beim Rock, wenn er es ablehnen wollte, und zog ihn bis zum Tisch hin. So geschah

es, daß er oft zwei- bis dreimal essen mußte. Einmal mochten seine Säcke das Obst, das er bekommen hatte, nicht mehr fassen. Da wußte er sich zu helfen. Er schnitt das Futtertuch seines Rockes auf, das unten und oben zusammengenäht war, und auch dieses wurde noch ganz angefüllt, so daß er sich an seiner Last müde nach Hause schleppte, und seinen Geschwistern reichlich mittheilen konnte.

Bei seinem Vater stand Christoph in großer Gunst; denn dieser, selbst nicht ohne mannigfache Kenntnisse, sah mit Vergnügen dem Entwicklungsgange seines Lieblings zu, und ahnte für ihn eine glückliche Zukunft. Deßwegen zog er ihn überall hervor, nahm ihn mit sich in die Schenke, wo er, weil er eine gute Stimme hatte, sich als Sänger produziren mußte, und erlaubte ihm andere Freiheiten. Man kann sich leicht denken, welchen nachtheiligen Einfluß ein solches Verfahren auf den jugendlichen, Alles mit Lebendigkeit und Feuer erfassenden Geist des Knaben haben mußte. Allerdings konnte nur sein Ehrgeiz hiedurch Stoff und Nahrung finden, und sein Herz mußte durch den häufigen Besuch der Schenke vergiftet werden; allein ein anderer wacht und schützt, der, dessen Angesicht allezeit die Engel der Kinder schauen; und dieser war es, der ihm bald einen Eckel gegen diese in ihren Wirkungen und Folgen nachtheilige Gewohnheit einflößte; als sein Verstand und seine Urtheilskraft reifer wurden, als der Sinn für das Höhere, Geistige, durch die Strahlen der göttlichen Gnadensonne zuerst in ihn gelegt, erweckt und aufgeschlossen, und in ihm zum Bewußtsein gebracht wurde, als der Geist aus der Höhe sein Herz berührte. Die Fabel sagt, daß, wenn die ersten Strahlen der Morgenröthe die Bildsäule des Memnon berührten, dieselbe einen harmonischen Klang von sich gegeben hätte. Eben so werden nur Töne der höhern Welt in uns laut, wenn die Strahlen der ewigen Gnadensonne uns berühren, und die Morgenröthe des ewigen Tages uns in Jesu anbricht.

Christoph fand nach und nach keinen Gefallen an dem Besuch der Schenke; er bekam einen Widerwillen gegen diese Gewohnheit; freilich schlich sich auch zugleich ein Widerwille gegen seinen Vater in seine Seele, was nicht hätte sein sollen; denn es war doch sein Vater.

Als ein christliches, frommes Kind sich gegen ihn zu benehmen, dazu waren ihm die Augen noch nicht geöffnet. — Dessen ungeachtet konnte die Liebe seines Vaters gegen ihn nicht ganz getilgt werden, und er zog ihn immer noch bei gewissen Gelegenheiten hervor, und baute etwas auf ihn. — O welch eine Gnade ist es, wenn Ehegatten Ein Herz und Eine Seele, und in Christo verbunden sind. So nur können sie auch ihre Kinder gemeinschaftlich dem guten Hirten zuführen, dem sie dieselben von der Geburt an weihen. Eines solchen Familienglückes entbehrte Christoph. — Uebrigens wurde in seinem Hause noch alle Abende und Morgen der sogenannte Abendsegen gebetet, in der Abenddämmerung, wenn die Betglocke geläutet wurde, das schöne alte Lied: „Ach bleib bei uns HErr Jesu Christ, ꝛc. ꝛc.“ von einem Gliede der Familie laut hergesagt, auch in der Regel alle Sonntag Nachmittag, meistens vom Großvater, eine Predigt vorgelesen; ein Beweis, daß doch eine Art von Gottesfurcht in den Herzen der Kinder gepflanzt ward.

Christoph durfte in seiner Jugend und Kindheit viele Beweise der Bewahrung und des wachenden Vaterauges Gottes erfahren. Hieher gehören folgende Lebensrettungen, die triftige Belege für die Wahrheit sind, daß nach dem Worte Gottes unsichtbare Wächter die Kleinen hüten und schützen.

Einst spielte er mit seinen Kameraden in dem kurz vorher aufgerichteten Hause seines Oheims; der Boden war noch nicht gelegt, und die Wände waren noch nicht ausgemauert. Da riefen die Knaben: „Kommt, laßt uns an den Balken hinauf klettern, und auf der obern Seite gegen den Berg wieder hinabspringen! Hier war die Höhe weit geringer, als in der Mitte und an der untern Seite. Christoph war einer der ersten, der dieses gefährliche Spiel trieb. Die Knaben kletterten nun immer in der Mitte des Hauses hinauf, liefen über die Balken hin, und hüpften oben, da, wo es, wie gesagt, sehr niedrig war, herab. Beim Wandeln auf den Balken nahm sich nun Christoph einmal nicht genug in Acht, that einen Fehltritt, stürzte herab, und fiel von einem Balken auf den andern, von oben bis unten auf die Erde, wo er auf den Bauch zu liegen kam, und, da er auf einen Stein fiel, lange nicht mehr Athem holen konnte. Da lag er nun, halb bewußtlos, eine Zeitlang;

seine Kameraden standen um ihn her, und waren voller Angst, bis ein erwachsenes Mädchen, eine Verwandtinn von ihm, hinzu trat, ihn aufhob, und ihn wieder nach einigen Minuten zurecht brachte.

Ein andermal wurde er mit andern Knaben in die Sägemühle geschickt, um Sägemehl zu holen. Die Jungen balgten sich herum; ein blödsinniger Mensch lief ihm nach, er nahm die Flucht, sprang einen steilen Abhang zu dem sogenannten Waschrad hinab, das sich in außerordentlicher Schnelligkeit bewegte; er war im schnellen Laufe, und wollte, aber konnte sich nicht mehr zurückhalten; das Rad ergriff ihn, allein es warf ihn, anstatt ihn zu zermalmen, in dem Augenblick, in dem es ihn faßte, auf die andere Seite ganz unsanft an die Wand, und er war gerettet.

Es wechselte nun in Christophs Leben Lust und Schmerz; eben so auch in seinem Innern Frohsinn, oft Leichtsinn und Ernst. Dieser Grundzug seines Geistes hing ihm noch lange Zeit an; er konnte sich oft ganz vergessen, und beging in seinem Leichtsinn manche Sünden, die er später jedesmal mit bitterer Reue erkaufen mußte. Allein bei allem diesem nahm doch nach und nach sein Charakter eine gewisse Festigkeit, einen Ernst an, der ihm mitten unter den Verführungen der Jugend noch etwas bewahrte, oder vielmehr, sein Heiland leitete und schützte ihn. In dieser Zeit las er fleißig Gottes Wort, und suchte dem Gesetze also Genüge zu leisten, daß er sich vornahm, in der Fastenzeit wirklich sich einige Zeit der Speisen zu enthalten. Allein nach kurzem forderte der Magen seinen Tribut, und er sagte seiner Mutter ganz naiv: „Ich glaube, Mutter, ich will wieder essen,“ und so hatte seine Fastenzeit bald ein Ende. Er war damals, wie ich glaube, noch nicht 14 Jahre alt.

Eine Reihe von Prüfungen sollte er nun nach dem Willen dessen, der alle unsere Haare auf dem Haupte gezählt hat, durchgehen. In dem Läuterungsofen der Trübsal sollte er von manchen Schlacken gereinigt werden, die ihm anhingen; er sollte zubereitet und geschickter gemacht werden für seine künftige Bestimmung.

Zweites Kapitel.

Christoph bei seiner Muhme, und abwechselnd zu Hause.

Die Elnathan'sche Familie vermehrte sich zusehends, und mit ihr wuchsen die Nahrungssorgen, so daß man wünschte, irgend eines Mitgliedes entledigt zu werden. Hiezu zeigte sich bald Gelegenheit. Eine kinderlose, ziemlich vermögliche Muhme erbot sich, eines der Kinder aufzunehmen, zu erziehen, zu kleiden, und für dessen Bedürfnisse zu sorgen. — Was war nun natürlicher, als daß man ihn, den zu Hause unbrauchbarsten, unfleißigsten Knaben der Muhme übergab

Mit schwerem Herzen verließ Christoph in seinem siebenten oder achten Jahre, ich erinnere mich nicht mehr genau seines Alters, zum ersten Mal sein elterliches Haus und sein stilles Thal. Der Abschied fiel ihm sehr schwer; auch die Seinigen trauerten, und seine Großmutter und sein Großvater weinten heiße Thränen. Gott hat dem trauernden, leidenden Erdenpilger hienieden in dem Schmerzensthale eine Trösterin gegeben, die ihn aufrichtet; sie heißt: Hoffnung. Die Hoffnung tröstete auch den scheidenden, kleinen Pilger. Im Frühling **1807** oder **1808** reiste er ab, und auf den Winter war ihm verheißen, wieder in sein väterliches Haus zurückkehren zu dürfen, um die Schule in Baierquell besuchen zu können.

Nach dem Abschiede nahm er seinen Bündel auf den Rücken, der seine wenigen Habseligkeiten, ich meine ein altes Wams, ein Paar Hosen und einige grobe geflickte Hemden enthielt, setzte seinen dreieckigten Hut auf, und wanderte, in Begleitung seines Webergesellen Jakob, in trauriger Stimmung dem Murgfluß entlang das Thal hinab. Der Anblick des Fleckens Reichenweiher, durch welchen sie kamen, weckte ihn aus seinem Tiefsinn. Eine Strecke hinter diesem Orte bog sich der Weg rechter Hand aufwärts, wo er das Murgthal verließ, und etwa dreiviertel Stunden einen dichten, finstern Tannenwald aufwärts wanderte. Es herrschte eine schauerliche Stille durch den Wald hin, die nur durch den Gesang der Vögel und durch das Rieseln einiger Quellen, die in hölzernen Röhren (Teicheln) den Thalbewohnern zuflossen, unter-

brochen wurde. Christoph redete fast nichts mit seinem Begleiter, dem er sonst mit vieler Liebe zugethan war. Er sann der Vergangenheit nach, und überdachte all das Gute, das Schöne, das er jetzt verlassen mußte, und mit viel schönern und glänzendern Farben malte ihm seine Phantasie seinen frühern Zustand aus, als er wirklich gewesen war. Er blickte in die Zukunft; allein da lag ein dichter Schleier, und hinter demselben dachte er sich bald einen grausenhaften Zustand, bald schimmerte ihm doch auch ein Hoffnungsstrahl, wie aus einer bessern Welt entgegen, der die finstern Wolken durchbrach. Endlich hatten sie das Ende des Waldes erreicht; eine stille, öde, traurige Haide breitete sich vor seinen Augen aus, an welche auf der rechten Seite ein schöner Tannenwald in Form einer Zunge stieß. Auf der weiten Haide ragte hie und da nur eine Birke hervor, und gerade vor ihm lag das Dorf Igelsburg, sein Bestimmungsort, in einem Thälchen, mit seinen Bretterdächern still und einsam. Jedes Haus war mit einigen magern Obstbäumen umgeben; fast am Ende des Dörfchens stand das Kirchlein, und neben demselben das Haus seiner Muhme gegen Süden zu. Je mehr der Knabe sich dem Dorfe näherte, desto mehr klopfte ihm das Herz, und als er endlich das Haus, das ihn aufnehmen sollte, ansichtig wurde, da stellte sich das Heimweh mit Macht ein, und der Wunsch stieg in ihm lebhaft auf, wieder mit seinem Jakob in seine Heimath zurückzukehren. Seine Muhme empfing ihn übrigens freundlich, und suchte ihm seinen Aufenthalt so reizend als möglich zu schildern. Sie ging mit ihm in den Garten, pflückte ihm Rosen, kochte ihm Leckerbissen, und brachte es auch mit ihm dahin, daß er sein Heimweh eine Zeitlang vergaß; allein, als sein Begleiter wieder nach Hause zurückkehrte, da brach er in einen Thränenstrom aus; er wollte ausreißen, und dem Jakob nachlaufen, aber seine Muhme hielt ihn zurück, und besänftigte ihn. — Er war nun im Käfig, wie ein Vogel; entfliehen konnte er nicht mehr, auch getraute er sich's nicht, den Zorn seiner Eltern fürchtend, und weil er in einer heimlichen Flucht etwas Schimpfliches sah. Ich gebe hiemit noch eine nähere Beschreibung des Dörfchens, das für einige Zeit der Schauplatz seiner Thätigkeit werden soll.

Igelsburg ist ein Filial-Ort, dem Pfarrdorfe oder Flecken Reichenweiher zugehörig. Es liegt zwischen Fichten- und Tannenwäldern, die dem Auge alle Aussicht benehmen; nur auf der öden, kahlen Haide ruht der Blick, wo nichts als Haidekraut und anderes struppigtes Gewächs, vermengt mit Gras wuchert, das den Vieh- und Pferdeheerden spärliche Nahrung und Weide gibt. Das Dorf selbst ist in einer Reihe gebaut; jedes Haus hat eine Scheuer und einen Schoppen, die entweder besonders gebaut, oder mit dem Wohnhaus verbunden sind. Die Einwohner sind Bauern, die theils von Viehzucht leben, theils aus ihren Wäldern, die zum Theil ihr Eigenthum sind. Einförmigkeit, und todte, stille Ruhe herrschte im ganzen Dorfe, die noch dadurch vermehrt wurde, daß die Häuser etwas weit aus einander gebaut sind. Nur zur Zeit der Tränke, oder, wenn die Heerden auf die Weide getrieben wurden, oder nach Hause kehrten, wurde es etwas rege und lebhaft im Dorfe. Lauter Dinge, die auf das heitere Gemüth des Knaben nicht den fröhlichsten Eindruck machten. Dazu kam noch sein Geschäft, auf dieser einsamen Haide, das Vieh seines Oheims zu hüten. Entfernt von seinen Eltern, von seiner Heimath, von seinen Gespielen stand er einsam da, und fühlte sich verlassen. Nicht mehr ergötzte das Rauschen des heimathlichen Flusses seine Ohren, nicht mehr sandte ihm die Sonne ihre freundlichen letzten Strahlen zu, das Thal herab, wie früher, wenn er nach dem Feierabend in seinem Garten lustwandelnd, den Untergang jenes Tagesgestirns betrachtete; nicht mehr tönte ihm die heimathliche Glocke vom nahen Kirchthurm herab. Kurz, ganz andere Umgebungen waren es, die auf ihn einwirkten. Ein entsetzliches Heimweh ergriff ihn, eine düstere Schwermuth umlagerte seine Seele, und machte ihn gegen Alles unempfindlich, was ihm hätte seine Lage erleichtern können. Seine Muhme, die seine Trauer bemerkte, suchte ihn zwar aufzumuntern, allein sie verstand seinen Zustand nicht, und zudem fehlte ihr die gehörige Weisheit, auf ihn einzuwirken, und seinen geheimen Kummer zu verscheuchen.

Aber diese Leiden, so schmerzhaft sie auch drückten, waren dennoch ein Mittel in der Hand der ewigen Liebe, das Herz des Knaben zu erweichen, und ihm manche vergangene und vergessene

Sünden ins Gedächtniß zurückzurufen. Hier und jetzt erst rückten in riesenhafter Größe alle seine begangenen Sünden, sein Ungehorsam gegen seine Eltern, seine Unverträglichkeit gegen seine Geschwister, wie in Schlachtordnung vor seine Seele; er weinte manche Stunde die bittersten Thränen auf seiner einsamen Haide, und fühlte die tiefste Reue, und der feste Vorsatz entstand in ihm, bei seiner ersten Rückkehr ins elterliche Haus sein Betragen gegen seine Eltern und Geschwister ändern zu wollen.

Er zählte Tage und Stunden, und es mochte ihm zu Muthe sein, wie Odysseus auf seiner einsamen Insel; allein, ob er wohl die Tage zählte, der arme Knabe, deßwegen verfloß die Zeit nicht schneller; doch gewährte ihm dieß schon eine gewisse Erleichterung seines Schmerzens, wenn er sich der frohen Zeit nur um einen Schritt näher dachte. Er hätte aufjauchzen mögen, als die Zeit der Heimreise da war; allein er mußte sein Vergnügen vor seiner Muhme verbergen; denn die würde es ihm übel gedeutet haben, besonders da sie ohnehin ihre Eigenheiten hatte.

Es ist eine allgemeine, vielfach bestätigte Erfahrung, daß kinderlose Frauen am wenigsten Kinder zu erziehen und zu behandeln wissen. Dieß war auch hier der Fall. Ueber die kleinsten Vergehungen zankte sie oft heftig, und die wichtigsten Dinge wurden in der Regel oberflächlich behandelt; auch sein Oheim, der sonst ein guter, aber launenhafter Mann war, brach oft in Unwillen, und sogar in Flüche aus, wenn Christoph irgend etwas versah. Dadurch wurde der arme Knabe eingeschüchtert und blöd; sein Heimweh stieg auf einen furchtbaren Grad, und mit demselben wuchs auch die Sehnsucht nach Erlösung. War er zu Hause, so verbarg er seinen Kummer, so gut er konnte; war er aber bei seiner Heerde, da hing er demselben nach.

Nach einiger Zeit trug es sich zu, daß er andere Hirten auf der Haide traf, mit denen er Bekanntschaft machte, und durch den Umgang mit ihnen wurden ihm seine Leiden einigermaßen versüßt. Jene Hirten versammelten sich, sie trieben ihr Vieh zusammen in eine Heerde, lagerten sich, oder spielten ihre Hirtenspiele, übten sich im Ringen, Werfen, oder sahen ihren Ochsen oder Kühen zu, wie sie ihre Stärke an einander versuchten. — Wenn zwei fremde

Heerden das erstemal zusammenstoßen, so machen sich die Ochsen oder Kühe gewöhnlich an einander; da geschieht es nun, daß, nachdem alle der Reihe nach sich an einander versucht haben, der eine oder die eine Sieger oder Siegerinn bleibt. Nach Beendigung dieses Kampfes stolzirt der Sieger, gewöhnlich ein Ochse, mit erhobenem Haupte unter der Heerde umher, und scheint zum Zweikampf aufzufordern; die übrigen weichen ihm aus, und erkennen ihm dadurch den Sieg zu. Somit hat der Kampf ein Ende, und die Hirten nennen denselben Ochsen den Vogt oder Waldvogt.

Zuweilen trieb Christoph seine Heerde auf einen Punkt hin, da wo die äußerste Spitze des Igelburger-Hardts oder Haide einen Absatz bildet, und eine Waldlücke eine freie Aussicht in das Murgthal hinab bis nach Baierquell hin eröffnet. Dort, nicht weit von einem Brünnlein, das eichene Brünnlein genannt, setzte er sich nieder, und schaute hinein in sein heimathliches Thal, an das ihn so viele liebliche Erinnerungen knüpften. Da ging nun alles, was sein Gedächtniß aus seinen Kinderjahren noch aufbewahrt hatte, an seiner Seele, wie in einem Schattengemälde vorüber, und seine Augen füllten sich mit Thränen; es waren nicht immer Thränen herzzerreißender, hoffnungsloser Trauer und der Klage, sondern Thränen der sanften Wehmuth, die sein gepreßtes Herz erleichterten. Es war ihm so wohl und so weh, und ein leises Sehnen nach der Heimath entstieg seiner Brust. Er hätte sterben mögen in solcher Stimmung; allein es war noch nicht das rechte Sehnen nach dem wahren Vaterlande, nach der Heimath droben im Himmel, nach dem rechten Herzensfreunde, der alle Tage bei den Seinen ist bis an der Welt Ende

Einst erschien, als er seine Heerde an jenem Abhang weidete, plötzlich am Horizonte ein furchtbares Gewitter; der Donner rollte majestätisch über dem schwarzen Tannenwald hin, und der Blitz durchzuckte die Luft, und seine feurigen Strahlen schoßen in schlangenförmiger Richtung auf die Erde herab; der Hagel prasselte durch die Tannen, unter welchen das Vieh mit niederhängenden Ohren und eingeschlagenen Schwänzen Schirm und Obdach suchte. Da stand der arme Knabe, an allen Gliedern zitternd und frierend, in seinem leinenen Wams und dünnen Höslein barfuß neben seiner

ebenfalls von Frost schaudernden Heerde, und suchte sich an derselben zu wärmen. Nach Hause wagte er nicht zu kommen, aus Furcht ausgezankt und wieder fortgeschickt zu werden. Uebrigens muß ich bemerken, daß er sich die Gesinnung seiner Muhme oft härter dachte, als sie wirklich war, und daß er manchmal den Tadel und die Strafe mit Recht verdiente.

Bald war das Gewitter vorübergezogen, und Christophs Herz überströmte von Freude, als das finstere Gewölk auseinander zog, als es verschwand, und ein freundlicher Sonnenstrahl durch dasselbe hervorbrach, der die grünen Wälder, die Thäler und Berge beleuchtete. — In seinen früheren Jahren wurde er gewöhnlich bei einem Gewitter in großen Schrecken versetzt; er glaubte nämlich an das Mährchen, daß eine sogenannte Donnerkugel durch den Himmel hinrolle, und auf die Gottlosen herabzufahren drohe; daher betete er, so oft ein Gewitter am Himmel stand, beständig die Worte: „Helf' uns Gott und verzeih' uns Gott!" Ja er erblickte im Donner nur einen zürnenden Gott, der die Bösen schelte, und um unserer Sünden willen also grolle. Und doch hatte der Knabe hierin so ganz Unrecht nicht; denn schon Hiob sagt: „Gott donnert mit seinem Donner gräulich, und thut große Dinge, und wird doch nicht erkannt." Kap. 37, 5.

Christoph verließ nun das Schirmdach der dichten Tannen, und setzte sich an die Sonne, um durch die erwärmenden Strahlen derselben seine durchnäßten Kleider trocknen zu lassen. Der Frohsinn kehrte wieder in seine Brust zurück, als er seine Heerde vor sich weiden sah, und er sang seine Hirtenlieder, bis die Zeit der Heimfahrt heranrückte.

Wenn Christoph nach Hause kam, so setzte er sich hinter den Ofen, wo mehrere steinerne Stufen waren, und blieb hier so lange, bis ihn die Stimme seiner Muhme zum Holz- oder Wassertragen oder zu andern häuslichen Arbeiten abrief, oder bis sein Oheim kam, dem er die Schuhe und Strümpfe ausziehen mußte.

Ein anderes Geschäft wurde ihm bald anfangs aufgetragen; er mußte die Abendglocke läuten; sein Oheim war nämlich Meßner oder Sigrist. Das Filial-Kirchlein mit dem Bretterdach war mit dem Friedhof oder Gottesacker, und dieser mit einer ziemlich hohen

Mauer umgeben, und stand hinter dem Hause des Oheims. Die Glockenseile befanden sich im Innern des Kirchleins, so daß Christoph gewöhnlich in der Abenddämmerung, wenn die Fledermäuse aus ihren Löchern kriechen, und umherflattern, über den Kirchhof und die Gräber hinweg mitten durch die finstere Kirche hindurch mußte. Da er in den Winter-Abendstunden oft Gespenstergeschichten und Hexen- und Poltergeistermährchen erzählen hörte, wobei ihm oft die Haare gen Berge standen, und er seine Furcht später bei aller Anstrengung seines Verstandes, sie zu verscheuchen, nicht wegbannen konnte, so versetzte ihn jedes rauschende Blatt in Angst, und erfüllte seine Phantasie mit solchen Schreckbildern, daß er bei jedem Geräusche zusammenfuhr. Sobald er ausgeläutet hatte, so flog er wieder zur Kirchthüre hinaus, um wieder freier athmen zu können.

Hieran war auch zum Theil sein Vater Schuld. Wenn er Abends oder des Nachts von demselben irgend wohin gesendet wurde, und vorgab, er fürchte sich, so nöthigte er ihn dessenungeachtet zu gehen, indem er seine Furcht dadurch steigerte, daß er sagte, an dem Ort, wo er vorbei müsse, befinde sich ein fürchterliches Gespenst, das sich an ihm rächen werde; ob Christoph nun gleich wußte, sein Vater rede nicht im Ernste, so konnte er sich doch des Schreckens nicht erwehren.

Welcher Ort war nun geeigneter, jene Furcht wieder hervorzurufen, als der Gottesacker, wo nach der Meinung vieler Leute unglückselige Geister spucken, und die Lebenden ängstigen.

Mit diesem Geschäft hing ein zweites zusammen. Der Meßnerdienst trug Christophs Oheim jährlich von jeder Familie einen Laib Brod ab, den man den Meßnerlaib nannte; diesen mußte nun er zu einer bestimmten Zeit, von Haus zu Haus gehend, einfordern.

Der Sommer ging nach und nach zu Ende, und es rückte die von Christoph längst ersehnte Herbstzeit heran. Die Weide auf dem Hardt wurde immer kärglicher, und darum wurden nun die Heerden, anstatt dahin, oder in den Wald, auf die Felder, Wiesen und Aecker getrieben. Hier wurde eine doppelte Wachsamkeit erfordert, weil keine Heerde das Feld eines andern Eigenthümers betreten durfte, und innerhalb des sogenannten Marksteines bleiben mußte,

wenn nicht Zank und Streit entstehen sollte. Rückte der Winter heran, so hörte jene Besorgniß auf, und jeder Hirte fuhr hin, wo es ihm gefiel. Christoph freute sich auf jene Zeit, weil der Tag seiner Erlösung immer näher heranrückte, und es dünkten ihm die gelben Blätter der Buchen und Eichen und anderer Bäume, noch mehr die ersten Schneeflocken freundliche Vorboten, die ihn nach der Heimath riefen, und sie waren es auch; weil, sobald die Heerden nicht mehr auf die Weide getrieben werden konnten, sein Beruf in Igelsburg aufhörte, und er nach Hause zurückkehren konnte. Ich vermag das Gefühl der Freude und der Wonne nicht zu schildern, die sein Herz bewegte, wenn jener Zeitpunkt da war. Es ist doch ein eigenes Ding um die Heimath, — das Herz pocht, und eine Thräne der Sehnsucht tritt ins Auge, wenn man so recht an dieselbe denkt. Es gibt aber noch eine andere Heimath im Vaterhause, wohin unser erstgeborner Bruder uns vorangegangen ist, und unser wartet. Lieber Leser, dorthin laß uns ziehen!

War der Tag der Rückkehr angebrochen, so machte Christoph den Bündel, worin er seine wenige Habseligkeit, oft auch ein Geschenk oder den Lohn von der Muhme verbarg, die ihm manchmal etwas Besonderes für die arme Mutter mitgab, nahm Abschied, und zog von den Segenswünschen seiner Verwandten begleitet, über das Hardt und den Baumweg mit geflügelten Schritten hinab bis nach Reichenweiher. Von da hatte er noch eine halbe Stunde durch das Röthlistrauf (eine kurze Strecke Waldes) bis nach Baierquell. Er mußte an dem Acker seiner Eltern vorbei, wo er gewöhnlich die Straße verließ, um nur auf heimischem Boden wandern zu können, oder aber, um nachzusehen, ob die Erzeugnisse des elterlichen Eigenthums eingesammelt seien, und ob er nicht jemand von den Seinigen dort antreffe. Gern hätte er, wie Brutus, nur aus einem andern Grunde, als dieser, den Boden geküßt. Es war ihm so wehmüthig ums Herz. Da hatte er ja gearbeitet an der Seite seiner geliebten Mutter und Geschwister, und überdieß war ja dieser Acker ein Theil des kleinen Vermögens, das die arme Familie ernährte, und das ihr der liebe Gott beschert und bisher erhalten hatte.

In einiger Entfernung bog sich der Weg rechts dem Dorfe zu, das übrigens hinter einer mäßigen Anhöhe noch vor seinen Augen verdeckt war. Erst bei den sogenannten Eichen trat das Dörfchen hervor, und nun ward's dem kleinen Pilger erst recht warm ums Herz, als er durch den Hohlweg hinab zog, und nur noch einige Schritte bis nach Hause hatte. Es war ihm, als ob er schon zehen Jahre in der Fremde gewesen wäre, so neu, so verjüngt kam ihm alles vor. Jedermann grüßte ihn, und er grüßte wieder jedermann, hielt sich jedoch nicht lange auf, und eilte zur Hausthüre hinein. Kaum wurde er erblickt, so ging das Geschrei von Mund zu Mund: „Der Christoph, der Christoph!“ und es versammelte sich das ganze Haus, um ihn zu begrüßen. Man betrachtete ihn vom Kopfe bis auf die Füße, ob er auch größer gewachsen sei, und weil er gewöhnlich ein neues Stück Kleid trug, das ihm die Muhme hatte machen lassen. Hierauf ging's ans Fragen von allen Seiten, ans Erzählen und ans gegenseitige Mittheilen, und so verstrich einige Zeit, in der niemand an die Arbeit dachte. — Kurz die Freude war groß und allgemein, am größten aber doch bei den Großeltern, namentlich bei der vor Alter gebückten Großmutter, deren Augapfel der kleine Christoph war.

Bald suchte nun unser Ankömmling sein Spruchbuch, die ihm von seinem Taufpathen geschenkte Handbibel, in der er gerne las, und sein Gesangbuch, das ihm einst die alte Großmutter Christine aus den kümmerlich ersparten Scherflein gekauft hatte, aus dem Winkel hervor, um sich für die Schule zu rüsten; denn den Sommer über wurde dieselbe nie oder sehr selten von ihm besucht. — Sonst ging er gern in die Schule, war fleißig, faßte schnell und begriff trefflich; daher hatte er seine Kameraden, die die Sommerschule nicht oder weniger, als er versäumt hatten, bald eingeholt. Ueber seinen zwei Jahre ältern Bruder David, der meistens zu Hause zu bleiben das Glück hatte, wurde er mehrere Male in der Lokation hinaufgesetzt; jedoch erinnere ich mich nur einmal, daß er seinen Platz einnahm; denn eine gewisse Bescheidenheit erlaubte ihm nicht, von diesem Recht Gebrauch zu machen.

Zu seinem Lehrer hegte er eine ungeheuchelte Liebe, er war gottesfürchtig, und das Werkzeug in der Hand Gottes, das himm-

lische Samenkorn in sein Herz zu legen, das unter dem Gedeihen von Oben zu einer Frucht des ewigen, seligen Lebens erwachsen sollte, und ihm verdankt Christoph nächst Gott den Anfang einer gründlichen Einsicht in das Wesen des Christenthums. Damals bekam sein inneres Leben eine Anregung, die seinem ganzen äußern Lebensgänge eine entschiedene Richtung gab, und ihn später auf den Felsen gründete, der den tobenden Wellen und den sturmbewegten, brausenden Wogen trotzt, und unbeweglich dasteht im Sturm und Wetter. Er erhielt einen sichern Fährmann, der sein Schifflein durch die wilde See hindurch in den Hafen der Ruhe führte, einen Anker, der fest und sicher im Grunde des Meeres ruht, und das Fahrzeug festhält. — Das Mittel, dessen sich der HErr bediente, jene Richtung des Herzens zu bewirken, war das Herzensgebet.

Bis daher hatte Christoph nie, oder doch sehr selten das Gebet versäumt, zum Theil, weil er der Meinung war, es widerfahre ihm, so er Morgens und Abends nicht sein Herz zu Gott erhebe, ein Unglück; hatte er dasselbe aus Vergessenheit je einmal unterlassen, und es begegnete ihm der geringste Unfall, so schob er die Ursache desselben auf die Vernachläßigung jener Pflicht, und ich meine, liebe Leser, nicht mit Unrecht. Mag die hochweise Welt über die Einfalt des armen Knaben mitleidig und höhnisch lächeln; jene zarte Gewissenhaftigkeit in dem Herzen des von Gott abhängigen Geschöpfes ist das, was der Heiland den Zug des Vaters zum Sohne nennt.

Früher kannte also Christoph nur die gewöhnlichen, schönen Gebete, die ihn seine Eltern und Großeltern gelehrt hatten, das eigentliche Herzensgebet war ihm noch unbekannt; aber jetzt ging ihm ein anderes Licht auf. Sein Lehrer bemerkte eines Tages in der Schule seinen Kindern, wie man dem himmlischen Vater aus dem Herzen, in Seufzern, in Gedanken, oder auch in Worten sein Anliegen wie ein Kind seinem Vater vortragen, und mit Ihm reden könne. Er zeigte dieß durch mehrere Beispiele, und machte den Schülern die Sache so anschaulich, und so anziehend, daß Christoph sogleich einen Versuch machte, und siehe, es gelang ihm. O! was empfand er da, und wie kindlich freute er sich, ein so treffliches Mittel, sich mit Gott inniger unterhalten zu können,

gefunden zu haben. Denn, wenn er gleich die auswendig gelernten Gebete mit einer scrupulösen Gewissenhaftigkeit Morgens und Abends hersagte, so plapperte er sie doch hie und da sinn- und gedankenlos, ohne wahre Andacht her, und glaubte auf diese Weise, wie noch manche falsch wähnen, seinem Gott ein Genüge gethan zu haben. Seine Gewissenhaftigkeit bestand also jetzt nicht sowohl darin, daß er richtig sein Gebet hersagte, als daß er vielmehr sein Herz mit brünstiger Andacht zu Gott erhob.

Von nun an legte er sich selten zu Bette, noch erhob er sich von seinem Lager, ohne aus dem Herzen gebetet zu haben. Uebrigens behielt er die übrigen Gebete noch lange bei, und konnte sich von ihnen, wie von einem alten Freunde, den man werth hält, nicht so bald trennen. Mit diesen machte er gewöhnlich den Anfang, und am Schlusse folgte das Herzensgebet. Dieses Gebet war nun auch das Band, das ihn mit Gott in steter Verbindung erhielt, das sein Herz nach Oben zog; Gott erschien ihm nunmehr nicht mehr ein zorniger Gott, der seine strafenden Blitze nach der Schrift auf die unbekehrten Sünder herabschleudert; nein, er durfte damals etwas von der Gnade, dem Frieden genießen, der ein Eigenthum der Kinder des Lichts ist; er durfte etwas ahnen von der Glückseligkeit, die aus der Versöhnung des Sünders mit Gott durch Jesum Christum entspringt; obgleich ihm noch die volle Erkenntniß fehlte, und er keinen dogmatischen Begriff von dem Verhältniß des Sünders zu Gott hatte.

Bemerken muß ich noch, daß er sich in seinen Gebeten an alle drei Personen der heiligen Dreieinigkeit wendete, aus Furcht, er möchte die eine oder die andere beleidigen; er wußte noch nicht, daß, wer den Sohn hat, auch den Vater und den heil. Geist hat, und daß uns mit Jesus alles geschenkt ist. Die Bücher, die er damals las, waren hauptsächlich die Bibel und das alte (nicht das neue verwässerte) würtembergische Gesangbuch; mit diesem setzte er sich oft in die Stubenkammer, und da fühlte er so recht die Nähe seines Heilandes, wenn er einsam und allein das Lied las, das ihm vor allen andern so wohl gefiel:

„Mein schönster und liebster Freund unter den Leuten,
Der unter den Rosen stets pflegte zu weiden,

War von mir gegangen, dieweil ich geschlafen,
Ich wurde verlassen wohl unter den Schafen.

Wo soll ich ihn suchen, wo soll ich ihn finden,
Ich liefe zur Eiche, ich liefe zur Linden rc. rc."

Thränen der Freude benetzten oft seine Wangen, und himmlische Wonne durchströmte sein kindliches Herz, wenn er jenes Lied betend las, und wenn in solchen Augenblicken das Heimweh nach dem Vaterlande und dem unsichtbaren Heilande in seiner vollen Stärke in ihm erwachte. Es war ein Gefühl, das er selbst noch nicht recht kannte; er hätte sterben mögen, und ich glaube, daß der Geist Gottes mächtig an seinem Herzen arbeitete, und sein Gemüth und seinen Sinn hinüber und hinaufzog in das Land der seligen Ewigkeit. O, wie selig waren jene Stunden, wie kindlich war das Herz Christophs, noch entfernt, so weit dieß von unserer verdorbenen Natur gesagt werden kann, von derjenigen schnöden Eitelkeit und dem vergiftenden Pesthauch des Hochmuths und der Eigenliebe, wie dieselben später in der sogenannten Zeit der Mündigkeit bei allen denen hervortreten, von denen ein bekannter Dichter singt: O des Wissens, das den Glauben ärmer, und die Weisheit doch nicht reicher macht.

Damals war sein Herz frei von der falschen Weisheit der Welt, die vor Gott eine Thorheit ist, und die in dem Verhältniß zu der ewigen Wahrheit wie der verführerische Schein eines Irrlichts zum hellen Tageslicht steht, oder wie die Nachtlampe zur Sonne. Jene selige Gemeinschaft mit Gott, jene Hochzeitfreude war es auch, welche in der Folge den Zweifeln und dem Unglauben keine Herrschaft in Christophs Seele gestattete. Die Erinnerung an jene Stunden führten ihn immer wieder von den Irrgängen zu der Quelle des Lebens und des ewigen Lichts zurück, aus der sein jugendlicher Geist einst Leben, Friede und Freude geschöpft hatte, so daß er im Grunde nie in die Sümpfe des Unglaubens gerieth, und sich also niemals bis zu entschiedenen Zweifeln an den positiven Wahrheiten des Christenthums verirren durfte.

Damals stand sein Inneres so ziemlich im Einklang mit sich selbst; eine Harmonie, die nur durch den Geist, den Tröster, den der HErr sendet, in unserem durch den Sündenfall zerrissenen Wesen,

hergestellt werden kann. Wirkt jener heilige Geist auf das gefallene Sünderherz, so gibt die Saite des inwendigen Menschen, von Oben berührt, neue Töne von sich, die himmlisch lauten. — Obgleich bei Christoph Mißtöne von außen und innen in der Folge die Saiten verstimmten, und eine Disharmonie hervorbrachten, so konnte doch der von Oben gegebene Ton der freien Gnade nie ganz verstummen, sondern er ließ sich von Zeit zu Zeit tief aus dem Innern heraus vernehmen, bis es endlich dahin kam, daß er der herrschende Grundton seines innern und äußern Lebens wurde.

Um jene Zeit fing der Verstand Christophs sich zu entwickeln an. Seine natürlichen Talente, besonders die Phantasie, traten etwas ans Licht hervor. Er fing an zu dichten, oder sogenannte Reimen zu schmieden, die er gewöhnlich seinem Vater vorlas, der sie in weiteren Kreisen bekannt machte, und so wurde der kleine Christoph bald der Gegenstand allgemeiner Bewunderung, was übrigens auf seinen Charakter, wie leicht zu vermuthen ist, einen nachtheiligen Einfluß hatte. Zuweilen mußte er improvisiren, wozu ihn einst sein Lehrer selbst aufforderte. „Christoph," sagte dieser zu ihm, „mach mir einmal einen Reimen über meinen Stecken; bist du's im Stande, so geb' ich dir einen Kreuzer," — ein für Christoph nicht unbedeutender Preiß. — Der junge Reimenschmied bedachte sich einen Augenblick, sah den Stock an, während die ganze Schule in gespannter Erwartung da saß; endlich fing er ungefähr folgendermaßen an:

„Der Stecken ist sehr lang,
Und oft macht er uns bang;
Doch wer sich nur brav hält,
Auf den er nimmer fällt."

Der Preiß war errungen, und Christoph bekam die versprochene Summe, was ihn übrigens weniger freute, als das Lob und den Weihrauch, den man ihm streute. Eine andere Veranlassung zu einem elegischen Epos gaben ihm zwei französische Ausreißer, die man im Wald aufgriff, und auf das Rathhaus nach Baierquell brachte, und von welchen die Sage ging, sie werden erschossen werden. Christoph beschrieb in tragischen Knittelversen, die übrigens verloren gegangen sind, die Geschichte ihrer Gefangennehmung

bis ins Rathhaus. Die armen Leute hatten sein innigstes Mitleiden erregt. Als der Ortschirurg mit ihnen französisch sprach, so hätte er gern auch ihre Sprache verstehen mögen, um mit ihnen reden, oder sie wenigstens verstehen zu können. Sie sahen so traurig und betrübt aus, und waren so von Kleidern entblößt, daß sie Jedermanns Mitleiden rege machten. — Bei einem solchen Streben konnte es nicht anders sein, als daß Christoph alle mögliche Gelegenheit ergriff, um seinen Wissensdurst zu befriedigen. Er fing an, mit einer großen Begierde Bücher zu lesen, und zum Glück für ihn hatte sein Vater eine Menge solcher, die er bei der Auktion oder Versteigerung des verstorbenen Pfarrers, oder sonst bei anderer Gelegenheit gekauft hatte, in seiner Bibliothek. Seine Lieblingsbücher waren die Welthistorie von Hübner, in welcher er vielleicht zehnmal die Geschichte der Kaiser Caligula, Nero und der verfolgten Christen las. Er verabscheute von Herzen jene blutdürstigen Tyrannen, hatte hingegen tiefes Mitleiden mit den Christen, deren Loos ihm beneidenswerth, und deren Glaube ihm in einem hohen Lichte erschien. Ein anderes Lieblingsbuch war ihm Raff's Naturgeschichte; es freute ihn gar sehr, wenn die Thiere, wie z.B. die Ziege und der Fuchs, redend angeführt wurden. Vor dem Elephanten, welcher, so wie manche andere Thiere, deutliche Spuren eines seelischen Verstandes offenbaret, hatte er großen Respekt, und nichts rührte ihn so sehr, als die Großmuth des Löwen gegen den entronnenen Sklaven Androklus und gegen das kleine Hündlein. Mit Bedauern und Mitleiden las er die Geschichte des Hundes, der ein Opfer seiner treuen Wachsamkeit gegen seinen Herrn wurde. Außer diesen Büchern las er noch Raff's Erdbeschreibung, ein anderes Buch, „Nichts von Ohngefähr“ betitelt, und was ihm sonst noch unter die Hände kam. Hauptsächlich zogen ihn das Geschichtliche, die Erzählungen an, und aus diesem Grunde liebte er Rochow's Kinderfreund, der übrigens wenig oder nichts Christliches enthält, und das Mildheimische Lesebuch. Vor allem theuer war ihm seine Bibel, in welcher er zur Unterhaltung und Belehrung das Geschichtliche, und zur Erbauung die Psalmen las. Eine Zeitlang las er jeden Abend einen Psalm, und wenn er ihn gelesen hatte, so stellte er sich gegen das Fenster, schaute gegen den klaren

Sternenhimmel hinauf, und verrichtete seine Andacht mit Inbrunst seines Herzens.

Uebrigens muß ich hier für den Leser die Bemerkung machen, daß Christoph, trotz den Gnadenzügen, die er an seinem Herzen erfuhr, nicht frei von den Sünden der Jugend blieb. Er war rechthaberisch, streitsüchtig, träg zu körperlichen Arbeiten, ungehorsam, und trieb oft allerhand bösen Muthwillen; allein in jenen ernsten Augenblicken wurde er von der Sünde und der Welt abgezogen; er blieb in einer gewissen Verbindung mit Gott, und der Fürst dieser Welt vermochte ihm nicht das ewige, selige Ziel ganz zu verrücken. Trotz der Bosheit seines Herzens verlangte er doch ernstlich selig zu werden, und wenn die in ihm wohnende Sünde mächtig wurde, so wirkte auf der andern Seite der Geist Gottes um so mächtiger. Diese Gnadenarbeit des Geistes Gottes ging geraume Zeit hindurch in seinem Innern vor, und zwar schon mehrere Jahre vor seiner Confirmation, die im 14ten Jahre geschah.

Der Winter floß indeß schnell und angenehm vorüber, der Schnee zog sich in die dunkeln Tannenwälder und auf die Anhöhen zurück. Die Wiesen am Forbach und an der Murg fingen an mit einem sanften Grün überkleidet zu werden, die ersten Frühlingsblumen sproßten hervor, die Schwalben kehrten wieder in ihre leeren, verlassenen Nester zurück, und es nahte für Christoph wieder die gefürchtete Stunde, wo er seinen Hirtenstab ergreifen, und mit seinem Wandersack nach Igelsburg ziehen sollte. Ach, es wurde ihm wieder schwer und bang ums Herz; doch wurde sein Schmerz durch das Versprechen eines baldigen Besuches von seiner Großmutter sehr erleichtert. Sie ging nämlich von Zeit zu Zeit über Igelsburg in einen eine halbe Stunde von da weiter hinaus liegenden Weiler, Namens Erzgrub, und kaufte dort für die Familie Brod, das sehr schmackhaft, und etwas wohlfeiler war, als anderswo. Diesen Gang nun war sie gesonnen, so bald als möglich, zu wiederholen, und die Hoffnung, seine heißgeliebte Großmutter bald wieder zu sehen, stärkte Christophs Muth, und ermunterte ihn. — Er wanderte also zum zweiten Male den traurigen Weg, Igelsburg zu. Sein Geschäft begann wieder auf die alte Weise, nur mit dem Unterschied, daß er doch etwas eingeübt, und kein Neu-

ling mehr war. Das Heimweh stellte sich übrigens von Zeit zu Zeit in all seiner Stärke wieder ein, so daß er seines Lebens nicht recht froh werden konnte. Alles um ihn her schien ihm in einen Trauerflor gehüllt, und er fand überall nichts, das mit seiner Heimath etwas Aehnliches oder Verwandtes hatte. Indeß kannte er eine Trostquelle, und wenn er auch noch nicht so viel innere Glaubenskraft in sich hatte, um sich über sein Leiden zu erheben, so war ihm doch das Gebet ein kräftiges Mittel, wodurch er sich in solchen bangen Stunden Trost und Erleichterung verschaffen konnte.

Auch bei äußern Widerwärtigkeiten durfte er die Kraft des Gebets erfahren. Wenn nämlich in den Sommertagen die Sonne heiß schien, und die Bremsen und Fliegen das Vieh quälten, so wurde dasselbe oft plötzlich wie von einem Dämon der Wuth beseelt, die Heerde eilte mit in die Höhe gehobenen Schwänzen (was in der Hirtensprache das Biesen heißt) dem dichten Tannenwalde zu, und war in einem Augenblick verschwunden, so daß man auch nicht mehr den Ton ihrer Schellen oder Glocken hörte. Da fiel der arme, erschrockene Hirtenknabe auf seine Kniee, weil er seine Base fürchtete, und flehte inbrünstig zu Gott, Er möchte ihn doch zu seiner Heerde führen, und jedesmal durfte er sich auch, wenn gleich nicht immer auf der Stelle, der Erhörung seines Gebets erfreuen, eine Prüfung und Erfahrung, welche seinen kindlichen Glauben nicht wenig übte und stärkte. Eines Tages hatte sich seine Heerde auf obige Weise geflüchtet; er betete ernstlich auf den Knieen im dichten Tannenwalde, dann durchrannte er die Haiden, Gebüsche und Thäler, allein vergebens; da dachte er, vielleicht hat das Vieh den Weg nach Haus genommen. Mit diesem Gedanken schlich er sich heimlich hinter das Haus seiner Muhme, und lauschte, ob er nicht den Ton der Schellen im Stalle vernehmen könnte; allein er hatte sich getäuscht, und so wandte er verzweiflungsvoll und betrübt wieder um. Er irrte noch lange im Walde umher, und kehrte endlich traurig, in der Erwartung, tüchtig ausgescholten zu werden, nach Hause zurück. Da wurde aber sein Kummer in Freude verwandelt, weil seine Heerde mittlerweile den Weg ins Dorf selbst gefunden hatte, und auch die Muhme guter Laune war, was ihn noch mehr freute.

Der Hirtenberuf wurde Christoph von Tag zu Tag schwerer; er strebte nach höhern Dingen, er fühlte in sich einen unwiderstehlichen Trieb nach Wissenschaft oder sonst nach einem unbekannten Etwas, das ihn nach oben zog, und doch schien sein Geschäft gerade diesem innern Triebe zu widerstreiten. Er war den ganzen Tag zu seinen Kühen und Ochsen gebannt, und sowohl seine einförmige Lebensweise, als auch die stille, einsame Haide wirkten mit, in seinem Gemüthe die Sehnsucht nach Befreiung aufs höchste zu steigern. Doch die Noth macht erfinderisch. Um sich die lange Weile zu vertreiben, versuchte er sein Glück mit einer sogenannten Querpfeife, welche er sich für 6 Kreuzer angeschafft hatte, und bald brachte er es auch zu einer solchen Virtuosität, daß er fast alle Melodieen, die er sonst singen konnte, auf jener Pansflöte mit sechs Löchern zu spielen im Stande war. Die Wälder wiederhallten nun von dem Geflöte des kleinen Virtuosen, der oft mit einem mehrfachen Echo korrespondirte; hie und da wechselte die Instrumentalmusik mit der Vokalmusik, und Christophs helle Stimme ließ sich manchmal auf jener einsamen Haide hören.

Bald kam auch die Zeit, in welcher die alte Großmutter dem Enkel einen Besuch versprochen hatte. Christoph weidete gerade seine Heerde am Reichenweiher-Wege, als sie ihn überraschte; die Freude, welche beide fühlten, ist nicht auszusprechen; Christoph liebte seine Großmutter vielleicht mehr als seine Eltern, und hatte sich schon oft die Augen aus Sehnsucht nach ihr roth geweint. Lange, wenigstens so lange, als es die Zeit gestattete, weilten sie beisammen, und er schüttete auf einige Zeit seinen Jammer in das theilnehmende und zärtliche Herz der alten Großmutter aus. Sie ging endlich, und versprach, in kurzer Zeit wieder zurückzukehren, und er letzte sich in der Zwischenzeit mit dem frohen Gedanken, seine geliebte Ahne (so nennt man dort die Großmütter) vor ihrer Heimkehr noch einmal sehen zu dürfen. Er blieb daher mit seiner Heerde immer in der Gegend des Weges, woher sie kommen mußte, und seine Augen spähten mit Sehnsucht das Hardt hin nach den Eichen, die am Wege standen, bis er sie endlich mit dem Brodkorb auf dem Kopfe, und mit ihrem Strohhute daherkommen sah. Auf Flügeln kindlicher Liebe eilte er ihr dann entgegen; sie hatte ihm

Semmelbrod gekauft, das sie an ihrem Mund erspart hatte, dieß gab sie ihm, und weilte so lange bei ihm, bis die Abendzeit nahte, und die Sonne schon tief am westlichen Horizonte stand. Endlich schied sie, und beide weinten helle Thränen, am meisten Christoph, der ihr noch so lange nachblickte, bis sie an der Ecke des Waldes aus seinen Augen verschwand. Nun setzte er sich wieder auf einen kleinen Hügel, und weinte sich erst recht satt; unter andern auch deßwegen, weil er voraussah, er werde, wegen der Armuth seiner Eltern, sein ganzes Leben hindurch in der Fremde zubringen müssen.

O du armer Knabe, hätte damals dein Auge in die Tiefen der Führungen deines Gottes geschaut, wie sie jetzt weniger umschleiert vor deinem Blicke liegen, du hättest über deine Armuth nicht geweint und nicht geklagt, und hättest dich am Abend eines solchen Leidenstages vergnügt zur Ruhe begeben.

Unter mancherlei ähnlichen eintönigen Erfahrungen floß auch dieses Sommerhalbjahr hin, und es nahte abermal die Zeit der Heimfahrt, die Odysseus, dem Irrfahrer, nicht erwünschter sein konnte, als dem kleinen Hirten. Die Winterszeit verbrachte er auf dieselbe Weise, wie früher. Noch zwei Mal mußte Christoph nach Igelsburg wandern, noch zwei Sommer hindurch die Heerde der Muhme weiden, jedesmal mit dem alten Feinde, dem Heimweh kämpfend, und umlagert von düsterer Schwermuth, die jedoch manchmal durch einen hellen Sonnenblick von Oben verscheucht oder gemildert wurde. Er fing an etwas bekannter mit den Leutlein des Dorfes zu werden, und konnte nach und nach fast alle Personen mit Namen nennen; er bekam auch unter den Hirten eine Menge Kameraden, unter denen er bald sich ein Ansehen zu verschaffen wußte, und die ihn wegen seiner geistigen und körperlichen Ueberlegenheit respektirten. Oft spielten sie, und übten sich im Ringen, und Irenius war gewöhnlich Sieger, so daß seine Kameraden von ihm aussagten, er habe in seiner Kindheit Pferdemilch getrunken, deßwegen sei er so stark geworden. Daß es hiebei manchmal auch ernste Auftritte gab, läßt sich leicht denken; eben so, daß Christophs böses Ich bei solchen Händeln sich nicht selten in seiner ganzen Stärke offenbarte.

Obgleich auf der einen Seite sein Aufenthalt durch diese Unterhaltungen angenehmer wurde, so hatte in sittlicher Beziehung diese Verbindung manche nachtheilige Folgen. Es liegt so ganz in unserer verdorbenen und durch die Sünde vergifteten Adams-Natur, daß wir, so lange wir noch natürliche, d. h. unbekehrte und unwiedergeborne Menschen sind, nur das Böse einander mittheilen, und daß die Sünde durch äußere Verbindungen mit andern Adams-Kindern nur um so mächtiger wird. Dieses war auch hier der Fall. Was Christoph an Heiterkeit und Lebensfreude gewann, das verlor er zehnfach wieder an seinem innern Leben, wenn ich es so nennen darf.

Es ist aber bemerkenswerth, daß, wenn Christoph die Grenzen der Anständigkeit überschritt, oder wenn er sich versündigte, ihm jedesmal eine Züchtigung zu Theil ward; entweder widerfuhr ihm etwas Unangenehmes, oder es überfiel ihn eine finstere, düstere Schwermuth, und oft wurde ihm auch die Freude, die er mitgenoß, gewaltig verbittert. So spielte er einst mit seinen Kameraden das sogenannte Gaißen- oder Ziegenspiel, bei welchem man eine aus einem Baumzweig oder Ast dreifüßige sogenannte Ziege von einer gewissen Entfernung aus umwerfen mußte. Christoph schwang seinen Hirtenstab, nicht achtend, wer hinter ihm stand, traf er einen seiner Kameraden so stark an das Auge, daß das Blut stromweise aus der Wunde quoll, und den Boden benetzte. Wie versteinert stand er da, und sogleich hörte das Spiel auf. Es erhob sich nun ein furchtbarer Sturm über ihn, der ihn um so mehr ergriff, weil er den von ihm getroffenen Freund liebte, und befürchtete, er möchte um das Auge kommen. Seine Muhme und sein Oheim sowohl, als auch der Bauer, bei dem jener Knabe diente, überhäuften ihn mit Vorwürfen aller Art, und da niemand war, der ihn tröstete, so mußte er seine Leiden allein tragen; dieß trieb ihn wieder zum Gebet, und er wurde erhört, so daß wenigstens das Auge seines Freundes erhalten wurde. Mehrere Jahre nach diesem Vorfall sah er denselben Freund wieder, und die Narbe an dessen Auge erinnerte ihn sogleich an diese ernsthafte Begebenheit.

Vorfälle und Begegnisse dieser Art waren Mittel in Gottes Hand, seinen ausgelassenen Sinn, dem er sich zuweilen hingab,

mächtig zu dämpfen, und ihn vom Abgrund des Verderbens zurückzuziehen, in den ihn die Sünde zu stürzen drohte. Ueberhaupt gehörte er zu den Charaktern, die nur durch Schaden klug werden; und dieser Grundzug gab sich in allen seinen verschiedenen Wegen, die er ging, zu erkennen. Es war immer dieselbe Zuchtruthe, nämlich die Folgen seiner Thorheit, die ihn wieder ins rechte Geleise brachte.

Drittes Kapitel.

Irenius in einem neuen Dienste.

Endlich hatte er die erste Vorbereitungsschule durchlaufen, und jene Periode, die ihm so lang wurde, und deren Ende er oft sehnlich herbeiwünschte, war auch, wie so manches andere, vorübergegangen. Mitten in den Jahren des sogenannten rosigen Lenzes seiner Knabenjahre hatte er manches Herbe und Bittere erfahren, und der Freudenhimmel, den man sich so gerne in der Jugend träumt, wurde durch düstere und dunkle Wolken oft getrübt; er mußte aus dem Kelch des Leidens manchen Zug thun, der ihn bitter däuchte, hernach aber doch dazu beitrug, die Gesundheit des Leibes und der Seele zu fördern. Er erntete köstliche Früchte und herrliche Erfahrungen für Geist und Herz in jener Prüfungszeit, die ihm in der Folge Licht und Aufschluß über viele Verhältnisse gaben, in die er gerieth, und ihn viele Klippen vermeiden lehrten, an denen er sonst unvermeidlich gescheitert wäre. Der HErr, der gute Hirte, war ihm nachgegangen.

Was seine Muhme betraf, so wollte sie mit ihrem Neffen Ehre einlegen, und hatte sich vorgenommen, ihn recht wohl erzogen seinen Eltern zurückzugeben, und in diesem Sinne gebrauchte sie alle die ihr zu Gebote stehenden Mittel, um ihre wohlmeinende Absicht zu erreichen. Und hat sie wirklich Christoph nicht genützt? wurde nicht sein Eigensinn durch die Strenge der Muhme gebrochen? War es nicht in Igelsburg, wo er seine gegen seine Eltern und Geschwister begangenen Sünden und Fehltritte erkannte und bereute? Hat er nicht in dieser Schule gelernt, das Glück zu schätzen und zu würdigen, Eltern zu besitzen, und in ihrem Schooße zu

leben? Wenn wir übrigens von einem rein evangelischen Sinn und Geist reden wollten, so war dieser bei seiner Muhme nicht zu Hause; Abends und Morgens wurde zwar gebetet, eben so auch vor und nach dem Essen; allein es fehlte jenes Leben, das den ganzen Menschen umwandelt und durchdringt, das Leben aus Gott, und der Wandel vor Gott. Ja, sogar wurde einer Person der Aufenthalt im Hause gestattet, deren Aufführung nicht sehr untadelhaft war. Man trug ferner keine besondere Scheu, wenn fremde Weiber oder Mädchen mit ihren Spinnrocken sich hinzugesellten, die schändlichsten Anekdoten und Zoten zu erzählen, die sich da oder dort im Dorfe zugetragen hätten. Bei solchen Gesprächen wurde nicht des kleinen Knaben hinter dem Ofen geachtet, dessen aufgeweckter Sinn für alles, auch für das Böse, so empfänglich und zugänglich war.

Ach, möchten doch die Worte des Heilandes: „Wehe dem Menschen, durch welchen Aergerniß kommt,“ besser beherzigt werden, als es geschieht! Möchte die furchtbare Strafe, die der Weltrichter denen drohet, die einen dieser Kleinen ärgern, denjenigen vorschweben, die ohne Scheu mit Scherz und Gelächter die jugendlichen Herzen vergiften, und sie in Geheimnisse einweihen, die jedes aufkeimende gute Samenkorn zerstören und zernichten. Ach, wie viele werden am großen Gerichtstage ihr Verdammungsurtheil nur der Aergernisse halben hören müssen!

Christoph kann aus Erfahrung sagen und beweisen, wie tief jene giftigen Pfeile in sein Inneres eingedrungen sind, und ihm Wunden zurückgelassen haben, die lange nicht vernarbten. Ja, auch jetzt noch kommen ihm Dinge vor, die ihm aus der Zeit seiner Kindheit im Gedächtniß geblieben, und die gleich schwarzen, düstern, scheußlichen Gestalten, wie aus einem morastigen, trüben und von schädlichen Dünsten schwangern Sumpfe zuweilen wider seinen Willen auftauchen. Seine Muhme wandelt nicht mehr hienieden im Lande der Sünde und des Jammers; sie ist hingegangen in eine bessere Welt. Der HErr wolle ihr ihre Sünden aus Gnaden verziehen haben, was ich zu glauben Hoffnung habe. Ihr Mann starb, sie verheirathete sich abermal, und nun kam sie in eine Leidensschule, die sie, so viel ich weiß, zum HErrn trieb. Auch ihre Töchter, es waren Stieftöchtern, sind in die Leidensschule

geführt worden, und es wird auch nicht umsonst gewesen sein. Was Christoph betrifft, so hat er Gottlob jetzt das beste Theil gefunden und erwählet, wovon Luk. 10, 42. die Rede ist.

Wir haben oben gehört, daß Christoph noch zwei Sommer hindurch auf der Igelburger Haide zugebracht hat. Nach Verfluß des letzten oder des vierten Halbjahrs (er war ungefähr 11 oder 12 Jahre alt) brachte er abermal seine Zeit im elterlichen Hause zu. Als der Frühling wieder heranrückte, so mußte ein Mitglied von der immer zahlreicher werdenden Familie abermals fremdes Brod suchen; das Loos traf auch dieses Mal den Christoph, den man unter Allen am besten entbehren konnte, und den man immer noch für den untauglichsten und unbrauchbarsten im Hause hielt, ein Vorurtheil, das immer noch nicht schwand, obgleich er durch seinen auswärtigen Dienst manche Fertigkeit in Handarbeiten erworben hatte, die seinem Alter und Körperkräften angemessen waren. Doch darf ich nicht vergessen, zu sagen, daß er sich zu Hause, wo er sich weniger selbst verläugnete, mehr aufs Lernen als auf die Handarbeiten legte, die er oft aus Lernbegierde, oft auch aus Leichtsinn versäumte. Da nun seine Eltern die Brauchbarkeit ihrer Kinder nur nach dem materiellen Nutzen schätzten, den sie von ihnen zogen, und keinen höhern Maßstab dafür anlegten (was namentlich von der Mutter galt), so ist's begreiflich, warum Christoph sich wieder aus dem Hause entfernen mußte.

Es fand sich für ihn bald ein neuer Dienstherr. Der Ochsenwirth, der im Dorfe wohnte, suchte einen Hirtenknaben oder Ochsenbuben, der theils das Vieh hüten, theils beim Fuhrwerk den Ochsen vorangehen und sie leiten mußte. Sein Geschäft war also ungefähr dasselbe, wie früher; auch war sein Widerwille gegen solche Art von Beruf immer derselbe, nur mit dem Unterschiede, daß er wenigstens nicht mehr nach Igelsburg gehen mußte, und seine Eltern und Geschwister täglich sehen konnte. In seinem Innern erwachte daher immer der Grundtrieb wieder nach etwas Besserem, Höherem, und diesem sah er überall Schranken gesetzt, ein Zwang, in welchen er sich begreiflicherweise nur mit innerem Widerstreben ergeben konnte.

Vielleicht ist es hier am seinem Orte, wenn ich den neuen täglichen Berufsgang Christophs etwas ausführlicher beschreibe. Der Ochsenwirth, sein Meister, hatte ein Geschäft übernommen, das für Christoph sehr beschwerlich war. Er führte nämlich Kohlen auf die königlichen Eisenhämmer, die jährlich eine Menge Holzhauer, Köhler, Fuhrleute und Fabrikanten beschäftigten. Da nun die Kohlen vom Hutzenbacherwald, etwa drei Stunden weit hergeführt, und auf- und abgeladen werden mußten, was viel Zeitaufwand verursachte, so war man genöthigt, Morgens um 1 oder 2 Uhr, oder um Mitternacht schon aufzustehen, um recht früh von Baierquell abfahren zu können. Der Weg führte durch das schöne romantische Murgthal hinab; die Stille der Nacht unterbrach nur das Rauschen jenes Flusses. Christoph legte sich in den geflochtenen Korb, der die Kohlen aufnehmen sollte, und den man dort Kohlbänne heißt, und schlief, wobei er oft vor Kälte beinahe erstarrte. Zuweilen suchte er sich den Weg dadurch zu verkürzen, daß er auf seiner Hirtenflöte spielte. Ein besonderes Vergnügen war es ihm, wenn die Leute in den Dörfern, wodurch sie der Weg führte, durch die Töne derselben aufgeweckt aus dem Bette ans Fenster sprangen, und durch die Scheiben guckten, um zu sehen, von wannen die Musik käme. — Einst, es war gerade zur Kriegszeit, hätte ihm seine Virtuosität theuer zu stehen kommen können. Es kamen russische Soldaten nach * *, welche nicht so bald den kleinen Musikanten gehört hatten, als sie ihn aufsuchten, und ihn mit sich im Dorf herumführten. Da mußte er nun die ganze Nacht hindurch flöten, und die Russen tanzten dazu. So lange sie da waren, hatte er keine Ruhe vor ihnen. Uebrigens thaten sie ihm nichts zu leide, sondern bezahlten ihn sogar ziemlich gut.

Zu jener Zeit waltete in dem jungen Knaben ein satyrisch-humoristischer Sinn, der aber doch das religiöse Gefühl nicht so sehr verdrängte, daß er das Herzensgebet unterlassen hätte. Eines Abends schrieb er ein ziemlich beißendes Epigramm in der Wirthsstube in Gegenwart der Gäste auf den Tisch, die ihn hiezu veranlaßten. Der Gegenstand desselben war der Bruder des Wirths, ein Phlegma erster Klasse. Er charakterisirte ihn in wenigen Zügen, und beschrieb seine Beschäftigung auf eine so komische Weise, daß

ihm der Held des Gedichts, da er desselben ansichtig wurde, keinen Dank wußte, vielmehr ihm eine Zeitlang feind wurde. Christoph mißbrauchte oft diese Gabe, und zog sich durch eigene Schuld manches Unangenehme zu. So werden die herrlichsten Anlagen, ohne den Geist wahrer heiliger Liebe, für den, der sie besitzt, so wie auch für Andere, ein Gift.

Die Umgebung Christophs war in dieser Zeit eine Sittenverderbende. Ein frivoler Geist und schlechte Ordnung vertraten die Stelle wahrer Zucht und Ordnung; der Wirth war leichtsinnig und unverheirathet, und so war niemand vorhanden, der von ernstem Sinn und Gottesfurcht beseelt das Hauswesen geleitet hätte. Die Dienstboten sowohl als auch der Meister führten die zweideutigsten Reden, und die wollüstigsten und schlüpferigsten Gespräche, welche eine nachtheilige Wirkung auf den jungen Knaben machten. Ich muß das Wort wiederholen: „Wehe der Welt, um der Aergernisse willen!!“ Eltern, Erzieher, Vormünder, ich bitte euch, um das Heil der Kinderseelen, und um der Rechenschaft willen, die ihr für eure Kinder vor Gott abzulegen habt: „Erziehet eure Kinder in der Zucht und Vermahnung zum HErrn!“ Unter der Zucht verstehe ich namentlich das Abfallen vom Bösen, von bösen Gesellschaften, thut eure Kinder nicht zu unchristlichen, gewissenlosen Meisterleuten, Aufsehern, Lehrern und Lehrerinnen. Redet nichts in Gegenwart derselben, was unanständig ist; erzählet keine schändlichen Geschichten, wodurch eure Kinder Schaden an ihrer Seele leiden könnten!

Noch eine Beschäftigung, die Irenius in diesem Dienst verrichten mußte, verdient erwähnt zu werden.

Auf den Höhen und Thälern des Schwarzwaldes weiden gewöhnlich den Sommer hindurch mehrere Viehheerden, die während jener Jahreszeit nie unter das Dach kommen, sondern im Freien übernachten. Man nennt jene Heerden die Waldheerden, und jeder derselben ist ein Mann vorgesetzt, der Waldhirt genannt, dem ein sogenannter Zuhirt oder Unterhirt beigegeben wird; diese beiden bleiben den ganzen Sommer bei dem Vieh. Ueberdieß ist jedermann, der eigenes Vieh bei der Heerde hat, verpflichtet, denselben von Zeit zu Zeit einen Gehülfen oder Zuhirten zuzusenden, deren

sie immer zwei haben müssen, weil die Heerde oft mehrere hundert Stücke zählt. Da nun der Dienstherr Christophs auch Eigenthümer von Ochsen war, die sich bei jener Heerde befanden, so wurde ihm ungefähr alle 14 Tage jenes Zuhirtenamt aufgetragen. Er mußte dann entweder auf einem Binsenlager in einer Hütte, oder, waren sie in der Nähe eines Hauses, auf dem Heuboden zu übernachten sich gefallen lassen. Einst begab er sich mit seinem Bruder, der für einen andern Bauern eingetreten war, zu der Heerde, um die den Tag vorher dahin abgegangenen Zuhirten abzulösen, welche, wie gewöhnlich, von einem Mittag bis zum andern hatten bleiben müssen. Da ging es ihnen, wie einst dem Joseph, der seine Brüder nicht finden konnte. Die Heerde weidete in dem sogenannten Sturmbach, einer ungeheuren Strecke Waldes, theils mit jungen Tannen bewachsen, in deren Mitte halb abgebrannte Stämme, die von einem frühern stattgehabten Waldbrand herrührten, wie abgelebte graue Greise unter der lachenden, frischen Jugend da standen. In den Waldthälern rieselten klare Bächlein, in welchen das dürstende Vieh sich laben konnte. Lange irrten in dieser menschenleeren, öden Wildniß die beiden Brüder umher, die Heerde suchend; der Mittag war vorbei, die Sonne senkte sich allmählig hinter die schwarzen, dunkelgrünen Gebirge hinab, die Schatten wurden immer länger und länger, und schon zweifelten sie, ob sie wohl die Heerde finden würden, als ihnen jemand, ich weiß nicht mehr, wer? begegnete, und sie an den Ort wies, wo die Heerde weidete. Sie eilten dahin, und fanden sie endlich nach langem Suchen am wilden See weiden. Sie entschuldigten sich bei dem Oberhirten, der ihnen nicht den geringsten Vorwurf machte, und sie nur bedauerte, daß sie so lange vergebens suchen mußten.

Jener See liegt an dem Abhang eines Berges, in einer wilden Gegend. Er gleicht einem großen runden Kessel; auf der einen Seite desselben erhebt sich ein steiler Berg, die andere Seite, da, wo er den Abfluß hat, dacht sich allmählig ab; gegenüber von jener steilen, mit großem Haidekraut bewachsenen Bergwand, steht ein uraltes Gemäuer, das auf eine Zeit schließen läßt, in der jener jetzt unwirthbare Punkt bewohnt gewesen ist. Auch bestätigt dieß eine alte Sage, daß in alten Zeiten hier eine Burg gestanden sei,

die aus ähnlichen Ursachen, wie Sodom und Gomorra, ihren Untergang gefunden habe, und an deren Stelle nun jener See getreten sei. Der See selbst nährt keine Fische, und ist von einer unergründlichen Tiefe. „Einst wollte man," so erzählt die Sage ferner, „den See ergründen, baute zu diesem Behuf einen Floß, und fuhr hinein in die Mitte der schwarzen Fläche. — Nun hatte man bereits sieben Knäuel Faden mit einer Bleikugel hinabgelassen, und keinen Grund gefunden. Als man fortfahren wollte, da erscholl eine dumpfe Stimme vom Grunde des Sees herauf:

„Ergründ'st du mich,
Ersäuf' ich dich!"

Sogleich ruderten die Vorwitzigen mit ihrem Floß wieder aus dem unsichern See an das Ufer zurück, und seitdem wagt es niemand mehr, den Grund desselben zu suchen." Ein anderes Mährchen lautet also: „In früheren Zeiten wohnten in der Tiefe des Sees sogenannte Seefräulein, welche von Zeit zu Zeit sich herauswagten, die Hochzeiten im Thal besuchten, und von ihren Gesellen zurückbegleitet wurden. Einst verspäteten sie sich, und langten nicht zur festgesetzten Stunde bei dem See an; da äußerten sie gegen ihre Begleiter, nun werden sie wohl den letzten Besuch bei ihnen abgestattet haben, indem sie befürchten, es erwarte sie wegen ihrer Uebertretung die Todesstrafe. — Sie möchten nur zusehen, ob die Oberfläche des Sees, nachdem sie sich hinabgelassen hätten, eine rothe oder eine weiße Farbe bekommen werde. Im erstern Fall haben sie ihre Verspätung mit dem Leben bezahlen müssen, im letztern seien sie begnadigt worden. — Die Seefräulein fuhren den See hinab, und nach einer Weile bemerkte man oben eine wellenförmige blutrothe Bewegung des Wassers, und von der Zeit an ließ sich kein Seefräulein mehr im Thal sehen." Der See hat keinen sichtbaren Zufluß, wohl aber einen Abfluß, der ein kleines Bächlein bildet; über dieses Bächlein mußten unsere beiden Zuhirten selbigen Tag noch die Heerde treiben, und ihr Tagewerk war vollendet. Hierauf begaben sie sich in eine benachbarte Hütte, betteten sich aufs Heu, und schliefen nach ihrer Irrfahrt sanfter, als mancher Weichling in seinem Flaumbette.

Ein andermal, als Christoph dasselbe Geschäft übertragen wurde, mußte er in einer Waldhütte übernachten. Ein Lager von Moos und Binsen war sein Bette; es war eine kalte Herbstnacht, und der Frost ließ ihn nicht schlafen; er zitterte an allen Gliedern, stand auf mitten in der Nacht, und legte Holz auf die noch glimmenden Kohlen des Feuerheerds, welcher aus zusammen aufgeschichteten Steinen bestand, und in der Mitte der Hütte aufgerichtet war. Ob demselben lag auf zwei Querstangen das Holz, das man zum Behuf der Feurung auf jener Stelle trocknen ließ. Christoph begab sich wieder zur Ruhe; allein kaum war er eingeschlafen, so wurde er durch einen Feuerlärmen aufgeweckt. Das Holz auf der Darre hatte Feuer gefangen, und die Hütte stand in hellen Flammen; alles raffte sich auf; man trug in Eile Löschmaterialien herbei; das Trinkgefäß wurde geleert; nasse Rasen auf das Dach geworfen. Das Feuer wurde auch durch diese schleunige Löschanstalten gedämpft, so daß sich die Hirten wiederum auf ihr Lager warfen und schliefen, bis der Tag graute.

Sie genossen ihr Frühstück, das gewöhnlich in Brod und Butter, oft auch aus geräuchertem Speck und Küchlein bestand. Mittags und Abends hatten sie die nämliche Kost; sie trugen sie in einem leinernen Sack mit einem Träger den ganzen Tag auf dem Rücken nach; und kamen sie zu einer Quelle, so füllten sie die Wasserlägel wieder frisch auf, aus der sie in der Hütte tranken. Der Waldhirt kochte sich gewöhnlich etwas, und hatte zu diesem Zweck einiges Küchengeschirr, das von einer Hütte zur andern geschafft wurde, wenn der Nomadenzug auf einen andern Weideplatz sich begab.

Die Heerde brach mit Beginn des Tages muhend von ihrem Lager auf, und das Getön der Schellen war den Hirten das Signal zum Abzug. Das Vieh wußte seine Zeit sehr genau, und wenn es wahr ist, was der Prophet Jeremias Kap. 8, 7, von dem Storchen, der Turteltaube, dem Kranich und der Schwalbe sagt, daß sie ihre Zeit wissen, wann sie wieder kommen sollen, so läßt sich das eben so wahr von den zahmen und wilden Thieren sagen. — Traurig, aber eben so wahr ist freilich auch das folgende Wort: „Aber mein Volk will das Recht des HErrn nicht wissen.“

Der Oberhirte gab Befehl, die Heerde von der Wiese, so hieß jener Lagerplatz, aufwärts auf die Höhe durch einen jungen Tannenwald zu treiben, wo sie beim Aufgang der Sonne ankamen. Welch ein herrliches Schauspiel der Natur! welch ein Anblick, als mit majestätischem Glanze die Königin des Tages, vor welcher die Sterne und der Mond, die die Nacht regieren, verschwanden, hinter den entfernt liegenden Gebirgen hervortrat, und wie in einem Feuermeer schwamm. Nach und nach bleichte die Morgenröthe vor ihren immer kräftiger leuchtenden Strahlen, je höher sie sich am Horizonte erhob. Christoph war entzückt über diese Naturscene, und nie sah er seither die Sonne so schön aufgehen, wie damals; wenigstens hatte er nie jenen Eindruck erfahren. Vielleicht fällt die Ursache jenes Eindrucks zum Theil auf seine damalige Gemüthsstimmung zurück. Man denke sich eine solche, in Frost und Angst durchbrachte Nacht; ferner die majestätisch wilde und einsame Gegend, die weit hin liegenden und das Ganze beherrschenden Gebirge. Man bedenke, daß es vielleicht das erste Mal in seinem Leben war, daß er auf einem so hohen Punkte den Aufgang der Sonne beobachtete; da, wie bekannt, sein Dörfchen in einem tiefen, von hohen Bergen eingeschlossenen Thale lag, wo also die Sonne schon eine halbe Stunde über Berge und Gründe ihre Strahlen verbreitete, ehe sie seinen heimathlichen Hof begrüßte, so läßt sich jener Eindruck leicht erklären.

Auf hohen Bergen wird das Gemüth des Christen hinaufgezogen zu den Bergen, von welchen Hülfe kommt. Er fühlt sich erhaben über das niedrige Treiben und Jagen der nach irdischen Schätzen und sinnlichen Genüssen haschenden Menge, und er freut und sehnet sich, nach kurzem Tagewerk heimzugehen in die Wohnungen des Friedens. Beachtungswerth und merkwürdig ist es, daß die Verklärung Christi auf einem Berg geschah, daß Jesus oft auf dem Oelberg verweilte, daß Er auf einen Berg zu beten ging, und von einem Berg auf gen Himmel fuhr.

So verstrich auch diese Dienstzeit, und nach Verlauf derselben sah sich Christoph wieder im Kreise der Seinigen. Der Winter ging auch dieses Mal auf die gewöhnliche Weise vorüber; neben der Schule gab's manchmal etwas im Hause zu arbeiten, oder auch

Holz aus dem Wald nach Hause auf dem Schlitten zu führen, ein an und für sich wegen der steilen bergigten Gegend gefährliches Geschäft. Damit der beladene Schlitten nicht zu schnell glitt, band man hinten an demselben mit einer Kette ein starkes Bündel Holz fest, das auf dem Boden fortgeschleift wurde. War der Berg zu abschüßig, so legte sich jemand auf dasselbe, und ließ sich so mit fortschleppen. Auch an den gewöhnlichen Winterbelustigungen nahm Christoph lebhaften Antheil bis zur Leidenschaftlichkeit, und es ging ihm wie jenem Knaben, er freute sich im Sommer auf den Winter, und im Winter wieder auf die folgende Jahreszeit; die Jahreszeiten an und für sich betrachtete er also, und fand in jeder ihr eigenthümliches Schöne; allein, wenn er in Erwägung zog, daß der Frühling ihn wieder in die Fremde rief, so graute es ihm vor der Ankunft desselben. Zwar hatte er manchen Genuß, wenn er Abends in dem Garten seines Vaters unter den Aepfel- und Zwetschgenbäumen, die von der Hand seiner Vorfahren gepflanzt worden, lustwandelte, oder wenn er an dem Wasserbächlein, das durch denselben hinfloß, und dessen Plätschern ihn oft in den Schlaf wiegte, auf und ab ging, Blumen pflückte, oder kleine Mühlenräder verfertigte, die die Quelle treiben mußte, oder wenn er an den Weidenstöcken, die seinen Garten umgaben, Weidengerten hieb. Diese Zeit floß wie ein Traum dahin, und kehrte nie wieder; Christoph wünscht sie jedoch nimmer zurück; denn, wenn auch jetzt der Sommer seines Lebens angebrochen, der blumigte Lenz verschwunden ist, und er oft im Kampf, unter der Arbeit, bei der Tageslast und Hitze sich den Schweiß von der Stirne wischt, so ist ihm doch ein anderes Licht, eine andere Sonne, und in ihr eine andere Jugend aufgegangen.

Ja sie strahlt ewig jene Sonne,
Erfüllt den Geist mit Himmelswonne,
Und einst, nach unserm Pilgerlauf,
Geht sie aufs neu' dort oben auf.

Viertes Kapitel.

Irenius als Kuhhirte.

Mit der Ankunft des Frühlings entstand abermal die Frage in Elnathan's Hause: „Was sollen wir mit Christoph machen?" Ihm wäre es erwünscht gewesen, wenn er hätte können zu Hause bleiben, um seinem Studiren obzuliegen; allein seine Eltern, namentlich seine Mutter, glaubten, das bringe kein Brod ins Haus. Der himmlische Vater hat ihn immer in allen Umständen so geführt, daß er seinen Willen brechen mußte, und es ging gewöhnlich alles gegen seinen Wunsch; und das war auch der einzige Weg, auf welchem er auf seinen künftigen Wirkungskreis vorbereitet werden konnte, weil der HErr des Weinbergs keinen eigenwilligen Arbeiter in seinem Dienste brauchen kann. Auch jetzt ging es wieder gegen seinen Willen. Die Bürger zu Baierquell hatten einen Kuhhirten gedungen, und nun fehlte noch ein Unterhirte, oder ein Zuhirte; hiezu wurde er vorgeschlagen, und trotz seinen Einwendungen, mußte er abermal den ihm lästigen Hirtenstab ergreifen. Sein Vater tröstete ihn, und suchte ihm seinen Beruf damit zu versüßen, daß er ihm sagte, der König David sei ja auch ein Hirte gewesen.

Der Oberhirte, dem Christoph als Gehülfe beigegeben wurde, war ein alter, gebrechlicher Mann, der ebenfalls die Querpfeife mit vieler Fertigkeit spielte, und sich bei Hochzeiten und Tänzen hören und brauchen ließ. Bei ihm vervollkommnete sich der kleine Musikus zu einem Virtuosen in seiner Art, und es stieg bald der unglückliche Gedanke in ihm auf, dieselbe Lebensart für immer zu ergreifen. In diesem Vorsatz, den er den Seinigen mittheilte, bestärkten ihn seine Eltern, und er kaufte sich eine Violine, auf der er bald einige Stücke von selbst spielen lernte. Die Sache ward ihm immer einleuchtender, wenn er bemerkte, daß sein Oberhirte, so oft er von einem Ball zurück kam, sich etwas verdient hatte; allein der arme Knabe malte sich die Sache in seiner Einbildung auf eine Weise aus, daß er nur immer Anziehendes, Schönes und Einladendes fand, ob er gleich Ursache genug gehabt hätte, andere Betrachtungen anzustellen. Der alte Pfeifer, so nannte man jenen

Mann, mußte manchmal die Nachwehen seines Vergnügens schmerzlich erfahren. Er hatte sich nach und nach dem Trunk ergeben, und da ihm bei jenen Anlässen Gelegenheit dargeboten wurde, diese Lust zu befriedigen, so benützte er sie, so gut er konnte, und die Folgen seiner Unmäßigkeit konnten nicht ausbleiben. Ferner hatte er sich durch die Anstrengung, die mit dem Flötenspielen verbunden ist, einen Bruch zugezogen, und dieser Umstand, so wie sein unmäßiges Trinken, verursachten ihm den andern Tag gewöhnlich die furchtbarsten Schmerzen. Oft stand Christoph bei ihm, und sah zu, wie er in einem Gebüsche wie ein Wurm sich krümmte, und vor Schmerzen winselte. Der arme Knabe wußte sich nicht Raths, was er anfangen sollte, und mußte den Alten sich selbst überlassen.

Ihm lag es nun ob, die ganze Aufsicht und Huth über das Vieh zu halten, und er kam manchmal bei der zahlreichen Heerde in große Noth. Sonst liebte er den alten Mann, und wurde wieder von ihm geliebt, und sie lebten in friedlicher Eintracht zusammen. — Ich bemerke hiebei, daß jener arme Mann nicht lange lebte, er starb an den Folgen jenes körperlichen Gebrechens; ob er sich noch vor seinem Tode bekehrt hat, weiß ich nicht, wünsche aber von Herzen, daß ihm der Heiland seine Sünden noch zu rechter Zeit möge geoffenbart, und er im Blute des Lammes Gnade gefunden haben.

Dieser Beruf hatte übrigens etwas Eintöniges und Einförmiges, das sich täglich wiederholte. Morgens früh um 6 oder um halb 6 Uhr blies der alte Kuhhirt seine Hirtenflöte; er fing unten im Dorfe an, und zog so langsam das Dorf hinauf, so daß die Weiber Zeit bekamen, ihre Kühe aus dem Stalle der Heerde zuzuführen. Auf diese Weise wurde das Vieh zusammengetrieben, und wer zu spät kam, mußte entweder seine Kuh weit hintennach treiben, oder sie zu Hause lassen. Dieß geschah jedoch selten, weil es für eine Schande galt, und für ein Zeichen der Trägheit angesehen wurde, wenn jemand sein Vieh nicht zu rechter Zeit aus dem Stalle brachte.

Christoph, der sein gewisses Zeichen am Schatten der aufgehenden Sonne an dem seiner Schlafkammer gegenüberliegenden Heuberg sich gemerkt hatte, richtete sich von Zeit zu Zeit Morgens

in seinem Bette auf, um zu sehen, ob es Zeit zum Aufstehen sei; und wenn die Stunde herangerückt war, so erhob er sich mühsam von seinem Lager, frühstückte, und eilte der Heerde nach mit seiner Hirtentasche auf dem Rücken, die ein Pfund Brod, zuweilen etwas Butter, wenn die Mutter gerade gebuttert hatte, für den Mittag enthielt. Er trug einen dreieckigen Hut, kurze Hosen, und in seiner Rechten die Peitsche oder den Hirtenstab. Die Heerde wandte sich gegen Morgen, und am Ende des Dorfes aufwärts der sogenannten Allmendreute zu, von da abermal aufwärts auf die Ebenen des Hirschkopfes, einen mit schlanken Tannen und kräftigen Buchen bewachsenen Wald, der an manchen Orten ergiebige Weideplätze hat. Mittags, während der schwülen Sonnenhitze, ließen die Hirten einige Stunden unter dichten schattigten Tannen die Heerde ausruhen; der Ort, wo sie Halt machten, hieß die Stelle. Jede Kuh hatte ihr Plätzchen, das sie, wie die Schwalbe ihr Nest, und der Ochse und Esel die Krippe, jedesmal zu finden wußte. Die Kühe standen oder lagen, und wiederkäueten, während die Hirten in einer Art von Hütte, die sie gegen Regen und die Sonnenhitze schützte, ihr Mittagsbrod verzehrten. Mitten auf der grasigten Ebene, gegenüber von der Hütte, stand eine alte Tanne, an deren Vordertheil eine Glatze eingehauen, und wo ein Stück Holz wie ein Zeiger angebracht war, dessen Schatten die Zeit nach den Zahlen, die auf jener Glatze standen, anzeigte, und so wußten die Hirten die Stunde, wann sie abfahren mußten. Daher bekam jener Ort auch den Namen Sonnenuhr. Einige Schritte hinter der Tanne war ein Weiher voll Regenwasser, mit den Aesten eines daneben stehenden Baumes überschattet; dieses Wasser war von Fröschen, von andern Amphibien und unsaubern Gästen bewohnt und belebt; dessen ungeachtet stillten an demselben die Hirten ihren Durst, und es schmeckte ihnen trefflich. Wenn Christoph trinken wollte, so nahm er einige grüne Tannenzweige, legte sie hinein, um die Wasserthiere zu beseitigen; hierauf schöpfte er mit seinem Hute einen Labetrunk.

Wenn der Zeiger der Sonnenuhr auf 2 oder 3 stand, so verließen sie, je nachdem der Tag heiß oder kühl war, den Ruheort, und trieben die weidende Heerde langsam auf einem andern Wege

dem Dorfe zu, entweder durch den sogenannten Klausen-Garten, oder durch den Stoffelwald, oder durch eine andere Revier. An den Klausen-Garten knüpft sich eine Geschichte, die sich zur Zeit zutrug, als die Franzosen über den Paß Kniebis ins Land zogen, wo ihnen die Würtemberger eine Schlacht lieferten, die sie verloren. Als der Kanonendonner von dem benachbarten Paß aus bis ins Thal hinein dröhnte, und die deutschen Soldaten fliehend durch die Wälder und Thäler den unglücklichen Ausgang der Schlacht ankündigten, da verließen auch die Baierqueller ihre Wohnungen und ihr Dorf mit ihrer Haabe, die sie fortbringen konnten, und flüchteten sich auf den Hirschkopf, wo sie ihre Heerden in jenen damals umzäunten Klausen-Garten trieben. Der Oheim Joseph hatte allein den Muth, zu Hause zu bleiben, und die Franzosen, welche den Wein in Zübern, Bütten oder Kübeln an Elnathan's Haus vorbeitrugen, riefen ihm zu: Komm Bauer sauf; es gelüstete ihn aber nicht, ihrer Einladung zu folgen.

Abends langte die Heerde oben auf den Höhen des Hirschkopfs an, von wo aus man die verschiedenen Thäler nach allen Richtungen und Verzweigungen überblickt. Wenn die Sonne sich ihrem Untergang zuneigte, so fuhren die Hirten mit ihren Kühen dem Dorfe zu, welche nun zur Nachtruhe ihre heimischen Ställe aufsuchten, wo sie gemolken wurden.

Auch dieß Geschäft nahm ein Ende. Als der Herbst heranrückte, behielten die Leute ihre Kühe zu Hause, und ließen sie auf ihren Feldern weiden. Nun mußte Christoph die zwei Kühe seines Vaters und die des Pastors, dessen Gut an den Garten seines Vaters grenzte, beaufsichtigen. Diese Huth war mit weniger Anstrengung verbunden, und darum hatte er Zeit, sich im Violinspielen zu üben. Ein jeweiliger Besuch von dem Töchterlein des Pfarrers, das seine Jugendfreundinn, und ungefähr seine Altersgenossin war, vor welcher er sich hervorthun wollte, spornte ihn noch mehr an, seine Kunst zu zeigen; auch andere Freundinnen behorchten den jungen Tonkünstler; unter diesen letztern befanden sich drei junge Töchter eines gewissen Amtschreibers, unter welchen die eine, Namens Caroline, ihn ungemein anzog; sie war sittsam in Worten und Wandel, und ragte in dieser Hinsicht über ihre

Schwestern empor. In Christophs Seele erwachte ein Gefühl, das er sonst nie kannte; es war jene rein platonische Liebe, die ihren melancholisch süßen Zauber über ihn ausgoß, und in dem Gegenstand seiner Neigung erblickte er ein engelreines Wesen, ein Ideal vollkommener Herzensschönheit. Ein ähnliches Tugendideal zu erstreben, war seine höchste Lebensaufgabe. Er wandelte in süßen Träumen umher, das Bild seines geliebten Gegenstandes im Herzen tragend; und diese Ideen verband er mit seinen religiösen Gefühlen und Ansichten, so daß in ihm eine Mischung von Religion und Liebe entstand, vermöge welcher er in eine Ideen-Welt versetzt wurde, in welcher er recht eigentlich schwärmte. Einsam wandelnd am plätschernden Bache, oder im grünen Tannenwald, oder auf blumigten Auen, oder auch und am liebsten auf Gräbern hing er seinen Gedanken so recht nach. Wer Aehnliches erfahren hat, der weiß, daß grober Geschlechtstrieb keinen Antheil an dieser Stimmung hatte; auch kam es zu keiner Erklärung zwischem ihm und jenem Gegenstand. Daß dieß eine wilde Pflanze war, welche von sogenannten Romanschreibern heillos mißbraucht, und in die grobe Sinnlichkeit herab- und im Koth herumgezogen wird, habe ich kaum nöthig zu beweisen. — Dieser Gemüthszustand dauerte geraume Zeit, und Christoph wurde so durch die Gnade Gottes vor grober Unsittlichkeit zurückgehalten. — Später, als ihn sein Gott und Heiland in eine entfernte Gegend führte, wurde jene C. verführt; sie fiel tief, und nun verlor Christoph eine Zeitlang allen Glauben an weibliche Tugend.

Sollte ein Jüngling oder eine Jungfrau diese Zeilen lesen, denen rufe ich zu: „Meidet böse Gesellschaften, fliehet die Lüste der Jugend. Ergebet euch früh dem Sünderheiland ganz zum Eigenthum, und wachet und betet; denn bei all jener sogenannten Tugend war jene arme C. nicht im eigentlichen Sinne des Worts eine bekehrte und wahrhaft christliche Jungfrau, und darum gelang es dem Verführer, sie zum Falle zu bringen. Aber auch, ihr Eltern, wachet über eure Kinder, führet sie frühzeitig Christo, dem allein sichern Führer der Jugend, so wie des Alters zu.

Eine andere jener Schwestern ist in der Blüthe ihrer Jahre gestorben, eine gutmüthige Tochter, mit der Christoph in innigem,

rein freundschaftlichem Umgang stand; er besuchte oft auf einsamen Spaziergängen ihr Grab, und weinte manche Thräne der Wehmuth auf demselben.

Auch eine dritte Schwester, freilich von ziemlich leichtsinnigem Charakter, fiel; sie lebt jetzt ebenfalls nicht mehr. Ueberhaupt schien ein wahrer Fluch auf jener Familie zu lasten, und des HErrn Wort an ihr in Erfüllung zu gehen: „Ich der HErr, dein Gott, bin ein eifriger Gott, der da heimsuchet der Väter Missethat an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied, die mich hassen." 2 Mos. 20.

Die Vorfahren jener Töchter, besonders ihr Vater, zeichneten sich durch Unglauben und andere Sünden aus. Das Zechhaus war der Sammelplatz von Religionsspöttern, unter denen der Amtsschreiber, ihr Vater, auch eine Rolle spielte. So wurden jene Zechbrüder einst mit einander eins, das Cruzifix in einem von Baierquell eine halbe Stunde entfernt liegenden Flecken, wo derselbe sich damals aufhielt, aus der lutherischen Kirche zu nehmen, und es zu zerschlagen. Sie führten auch wirklich ihr verbrecherisches Vorhaben aus. Die That dieser Ikonoklasten eigener Art verbreitete allgemeines Entsetzen, und noch viele Jahre nachher erzählten sie die Väter ihren Kindern, als einen Beweis von Gottlosigkeit und Ruchlosigkeit; auch Benjamin erzählte diese Geschichte oft seinen Kindern, und Christoph erinnert sich noch, daß ihm sein Vater sagte, der Prediger jenes Orts habe den auf jene That folgenden Sonntag das Lied in der Kirche, wo jener Gräuel verübt worden war, singen lassen:

Gott, warum erwachst du nicht
Wider die Verbrecher?
Ach, sie achten keine Pflicht,
Fürchten keinen Rächer!
Willst du ihren Uebermuth
Ewig übersehen,
Wie viel Böses er auch thut,
Ins Gericht nicht gehen?

Wie sie wider deinen Sohn
Sich zusammen rotten,
Seinem kleinen Häuflein droh'n,
Seines Wortes spotten. ꝛc. ꝛc.

Dieses Lied steht im neuen würtembergischen Gesangbuch, und drückt, so weit ich unterrichtet bin, ganz die Gesinnung jener Religionsspötter aus, die eben so gern die Bibel, als das Cruzifix vernichtet hätten. Ein Unglück folgte im Hause jenes Mannes auf das andere; es kam Schlag auf Schlag, und der arme Mann kam so tief herunter, daß er nur noch mit genauer Noth leben konnte, während er früher in hohem Rang und Ansehen stand. Er war früher ein Schüler der berühmten Akademie des Herzogs Carl, in der auch Schiller seine Bildung erhielt.

Christoph war damals einem Wanderer gleich, welcher seines Weges verfehlt, hin und her irrt, bis er endlich wieder, nach langem Irren, auf demselben Punkt anlangt, von welchem er ausgegangen ist.

Er glaubte, den Hirtenstab ein für allemal niedergelegt zu haben, und harrete nun, was für ein anderer Beruf ihm angewiesen werden würde, als der alte Hirte starb, und Christoph als Oberhirte, mit seines Vaters Einstimmung, gewählt wurde. So hatte es sein Gott und Heiland gewollt; allein der kurzsichtige Knabe konnte sich das nicht reimen, noch die Wege Gottes begreifen. Er hatte nun einen weit schwereren Stand, als vorher; er war verantwortlich für die Heerde, mußte Morgens der erste sein, und mit seiner Querpfeife die Kühe zusammen blasen; er hatte die Aufsicht über einen Unterhirten, der mit ihm fast von gleichem Alter war, und von einer Subordination wenig wissen wollte; und da er außerdem für alles, was sich Widriges zutragen mochte, Rechenschaft geben mußte, so wäre er gerne wieder in seine frühere untergeordnete Stellung zurückgetreten, wenn es in seiner Befugniß gestanden wäre. — Doch verfloß auch diese Zeit, und mit ihr alle die Prüfungen, die mit seinem Berufe verbunden waren.

Aber nun wußte er wieder nicht, wohin er sich wenden sollte, und was die dunkle und räthselhafte Zukunft, von der er sich immer eine glückliche Veränderung seines Zustandes und seiner Verhältnisse versprach, bringen würde Mancherlei Pläne und Wünsche durchkreuzten sich in seinem Innern; bald wünschte er sich die Stelle eines Schullehrers, bald, wie gesagt, die Ehrenstelle eines Musikanten, bald wollte er Schreiber werden (eine Klasse von

ziemlich verrufenen, jedoch in einem Bauerndorfe angesehenen Leuten). Alle diese Wünsche entsprangen nicht aus einer Neigung für diesen oder jenen Beruf; sondern es waren blos Ideen zu Versuchen, aus seinem jetzigen Zustand herauszukommen. Er war jetzt wieder wie von Tiefen, Schluchten und Abgründen, oder wie von unübersteiglichen Felsen ringsum eingeschlossen, suchte einen Ausgang, und fand keinen; und wenn er in seiner Verlegenheit sein Auge hin und her wandte, um einen solchen zu entdecken, und endlich ihm nur ein Schein von Hoffnung aufging zu seiner Rettung, so ergriff er sie mit beiden Händen, bis auch diese ihm wieder entschwand. — Sein HErr und Heiland wollte, daß er harren lerne, und warte; allein das Harren und Dulden war die Sache des ungeduldigen Knaben nicht.

Fünftes Kapitel.

Seine Confirmation.

Der Herbst und der Winter nahten, und Christoph trat sein 14tes Jahr an; er hatte das Alter erreicht, in welchem in Würtemberg die Jugend konfirmirt wird, und auch Christoph sollte sich für das heil. Abendmahl und für die Erneuerung des Taufgelübdes vorbereiten. Der Confirmations-Unterricht, den er von dem Pfarrer Klopfstein genoß, war orthodox, d. i. rechtgläubig, aber ohne Kraft und Salbung; denn er kam nicht von Herzen, und ging also auch nicht zu Herzen. Christoph sammelte in demselben nur einige Bruchstücke der Erkenntniß für das Gedächtniß, für den Kopf, das Herz blieb leer, und der Wille ungebessert; der Unterricht wurde mechanisch und pedantisch getrieben, und obgleich die Bibel und die Lehren vom Sündenfall, von der Erlösung durch Christum nicht geläugnet wurden, so wies der Pfarrer doch nicht zum Lamme, das der Welt Sünde trägt, und drang nicht auf Wiedergeburt und gänzliche Umkehr des Herzens. Er selbst hatte diese große Wahrheit und Gnade nicht an seinem Herzen erfahren, sondern trieb seinen Beruf wie ein Handwerk; und der Geiz, die Wurzel alles Uebels, riß nieder, was seine Lehre noch aufzubauen schien. Außerdem war er von jähzorniger Gemüthsart, und fuhr bald heraus zu

zanken, wenn ihm etwas nicht nach Wunsch ging. — So theilte er einst das Abendmahl in der Kirche aus, und weil die Leute von der Galerie oder Emporkirche zu langsam herzukamen, und er einen Augenblick warten mußte, so ließ er sie, und ging schimpfend zur Kirche hinaus. Sonst war er sittlich streng, und hielt auf Ordnung und äußere Zucht, und wenn er auch nahm, was ihm gehörte, so gab er auch jedem, was ihm gebührte. — Der Confirmations-Unterricht ging endlich zu Ende, und Christoph war deß froh, weil er ihm Langeweile machte, und sein Herz Bedürfnisse hatte, die nicht befriedigt wurden.

Der erste Sonntag des Maimondes war der Tag, an dem die etwa 50 Confirmanden ihr Glaubensbekenntniß ablegen, und ihr Taufgelübde erneuern sollten. Sie sagten der Reihe nach ihr auswendig gelerntes Confirmations-Büchlein her; nach diesem traten sie zum Altar, und wurden vom Pfarrer, je zwei und zwei, mit Handauflegung eingesegnet; alles so formel als möglich. — Nach Beendigung des Gottesdienstes versammelten sie sich im Pfarrhause, und die ersten Worte des Seelsorgers waren ein Verweis, weil Christoph, der mit einem andern zuerst zum Altar getreten war, seine Verbeugung nicht recht gemacht hatte. Nach diesem Kapitel folgte die Forderung des Confirmations-Guldens (er bekam nämlich von jedem Kinde einen Gulden für den Unterricht). „Bezahlet jetzt auch euren Gulden!“ waren die Worte des Pfarrers. Welchen Eindruck eine solche Verfahrungsweise auf die Herzen der Confirmirten gemacht haben muß, kann man sich leicht vorstellen. Was der Pfarrer noch an Ermahnungen hinzusetzte, weiß Christoph nicht mehr, hingegen jene Forderung ist ihm noch deutlich genug erinnerlich. — Wie schwer wird die Verantwortung eines Seelsorgers sein! So wie für ein ganzes Dorf und die Umgegend ein wahrer Knecht Christi ein großer Segen ist, so bringt hingegen ein Miethling nur Unsegen über seine Gemeinde.

Christoph war nun der Schule entwachsen, und fühlte sich frei von den Fesseln der Scholarchie. Er betrat die Welt im wirklichen Sinn des Worts. Gewissermaßen unverdorben, gesund und kräftig, obwohl nicht gerade groß und korpulent, an Einfachheit in Nahrung und Kleidung gewöhnt, konnte er sich jeder Lebensweise an-

bequemen. Auch hatte er seine geographischen, welthistorischen, naturhistorischen, naturgeschichtlichen Kenntnisse erweitert, etwas Latein, theils unter Anleitung seines Lehrers, theils durch eigenes Studium gelernt, und somit seiner Meinung nach schon ein wenig aus der süßen Quelle der Wissenschaft getrunken, und die Bahn für etwas Höheres in der Welt betreten. Es brüstete sich der sich selbst vertrauende Knabe oder Jüngling mit diesen Kenntnissen um so mehr, da er niemand hatte, mit dem er sich hätte messen können. Er stand, wie er thöricht meinte, auf der ersten Stufe der Treppe, die hinaufführt auf das Zaubergebäude der Wissenschaft, von dem man in der Folge weit hinausschaut in die Zukunft, die Gegenwart beurtheilt, und von dem man zurückblickt in die Vergangenheit, und die Geschichte der Menschheit nach Ursache und Folge mit einem Mal übersieht, und sich Resultate fürs eigene Handeln abstrahirt. — Aber fliege nicht zu hoch, lieber Junge, damit du nicht, wie Ikar, hinabsinkst in des Meeres Tiefe, damit dir nicht die Sonnenstrahlen das wächserne Band deiner Flügel lösen. — Doch nein, dafür hat der gesorgt, dessen Auge über ihn wachte, der ihn führte und leitete, und gnädig bewahrte, und der ihn ohne Verdienst, aus lauter Gnade, zur Seligkeit berufen und erwählet hatte. Fragst du, ob er den Hafen der Ruhe gefunden habe? oder ob sein Schifflein noch immer zwischen schroffen Felsen hindurchsteuernd einen Landungsplatz suche? so frage das Ende dieser Geschichte, und sie wird's dich lehren. Oft vergißt er, des richtigen Compasses sich zu bedienen, allein der bewährte Steuermann sitzt im Schiff, und leitet dasselbe sicher und gewiß.

Sobald Christoph konfirmirt worden war, genoß er das Abendmahl des HErrn, und empfing in demselben einen außerordentlichen Segen. Das Mahl des HErrn war ihm von Kindheit an immer sehr wichtig. Er verstand doch schon ein wenig, was das sagen wollte, „unwürdig essen und trinken,“ und deßwegen nahte er mit einem gebeugten und zerknirschten Herzen zu der Gnadentafel. Ein heiliger Schauer durchströmte sein ganzes Wesen, als er von dem Kelch des HErrn trank und von dem Brod aß; und er fühlte kräftig die Gegenwart seines Heilandes, dessen Leib er aß, und dessen Blut er trank.

Hiemit beschließen wir die Knaben- und Kinderjahre Christophs, und folgen dem Jüngling dahin, wohin ihn sein Gott und Heiland leitet; aber auch seinen Verirrungen wollen wir folgen, und sehen, wie ihn die ewige Liebe immer wieder herauszog aus der Sünde, und auf den Lebensweg zurückbrachte, den er so oft verließ.

II. Abschnitt.

Christophs Jünglingsjahre.

Erstes Kapitel.

Er wird Musikant.

Eine Reihe von Jahren war nun durchlebt, und Christoph hatte sein Jünglingsalter angetreten. Das Leben ist ernst; es zerrinnen die romantischen Ideale, wenn der Tag der Arbeit und der Mühe anbricht, oder, wenn das ewige Wort der Wahrheit ins Herz durch den Geist Gottes hineingesprochen wird.

„Freue dich, Jüngling, in deiner Jugend; — aber wisse, daß dich Gott um deß Alles wird vor Gericht führen.“ — Ach, was sind doch die Träume gegen die Realität, gegen die nackte Wirklichkeit, in die uns nur das Wort, der Geist Gottes versetzt. Nur in Jesu ist Wahrheit; denn Er selbst ist die Wahrheit.

Das mußte und sollte auch Christoph erfahren, daß außer Christo kein Heil, keine Wahrheit, kein Friede ist. Nur im Glauben an Ihn erkennen wir den wahren Zusammenhang der sichtbaren und unsichtbaren Welt, und alle Nebelgestalten des Weltglücks und der Weltfreude verschwinden vor dem Glanze der Gnadensonne.

Noch ging Irenius einen unsichern Gang, halb auf sich selbst bauend, und hielt in seiner Verblendung manches Traumbild für etwas Wirkliches, darum mußte er so manche Irrgänge und Irrsale

durchwandern, bis ihm die Augen aufgingen, und er im Licht des Evangeliums sich, die Welt und den ewigen, gnädigen in Christo geoffenbarten Gott erkannte.

Etwas in der Welt wollte er bedeuten, etwas werden, Epoche machen, sei es, in welchem Kreise es wolle; dazu trieb ihn sein Ehrgeiz, der Hang, von andern bewundert zu werden. Die Welt, die gebildete Welt nennt dieß edeln Stolz, gleich als ob es eine edle Sünde gebe.

Mitunter war auch die Armuth und ein Trieb zur Thätigkeit ein Sporn, der Christoph anreizte, und dieß war auch damals der Fall, als er sich für einen Beruf bestimmen sollte. — Es herrschte damals, und herrscht noch in jenen Thälern des Schwarzwaldes leider eine gewisse Tanzwuth. Keine Hochzeit wird gefeiert, kein Volksfest begangen, ohne daß oft mehrere Tage nach einander getanzt wird; daher ist der Beruf eines Musikanten ziemlich einträglich, obgleich Geist- und Seeltödtend, und weil Christoph bereits seine Flöte ziemlich fertig spielte, und er einen Anfang in dem Violinspielen gemacht hatte, so eröffnete sich ihm hierin ein Feld, in das er ohne Bedenken eintrat, unbekümmert um die nachtheiligen Folgen für seine Seele, die er damals nicht bemerkte. Der arme Jüngling hatte keinen Führer, und seinen Eltern war wegen des Gewinns ein solcher Beruf angenehm und willkommen. Christoph fing daher an, die Tänze, Hochzeiten und Bälle als Musikant zu besuchen, und wurde eine Zeitlang in dem Gedanken bestärkt, daß er in der Musik ein rechter Virtuose werden könne; dieses schien ihm der höchste Gipfel seines Glücks, das trefflichste und leichteste Mittel, bald reich zu werden, und er glaubte sich wohl reicher, als Crösus, wenn er, nachdem er einige Tänze gespielt, und auf die Geige mit dem Fidelbogen geklopft hatte, einige Batzen oder Groschen erhielt. — Uebrigens spielte er gewöhnlich mit einem andern, der ihm in der Kunst überlegen, und älter, als er, war; dieser bekam dann das Geld von den Tänzern oder Gästen, und wenn es zur Abrechnung kam, so gab derselbe nur eine sehr geringe Summe an, und betrog ihn also handgreiflich. Daher suchte er sich mehr zu vervollkommnen, um unabhängiger zu werden; hiezu war ihm aber, wenigstens auf einige Zeit, ein Meister nothwendig.

Er hatte zwar einige Stücke ohne Anleitung und ohne Noten gelernt; allein er kannte die verschiedenen Tonarten noch nicht, und konnte sich demnach nicht frei bewegen.

Es fand sich bald ein bereitwilliger Lehrmeister. Der Schullehrer Friedmann in Waldbronn, ein geborner Baierqueller, erbot sich auf die freundschaftlichste Weise, den jungen Irenius ins Haus aufzunehmen, und ihm den nöthigen Unterricht zu ertheilen. Waldbronn liegt etwa drei Stunden weiter abwärts im Thal, am rechten Ufer des Murgflusses. — Irenius wanderte das Thal hinab, nachdem er sich von den Seinigen verabschiedet hatte. Mit fröhlichem Blicke in die Zukunft schauend, wähnte er nun nahe das Ziel seiner Wünsche, und das Ende seiner Leiden. — Goldene Berge standen vor ihm; Ehre, Geld und Ansehen sollte ihm seine Violine schaffen. Armer Christoph! du suchst vergeblich im Dünger die köstliche Perle. Der Adler nistet nicht in Sumpf und Schlamm, sondern auf hohen Felsen. Die Hand des HErrn war über dem Jüngling, der seine Wege suchte und wandelte; denn, „Meine Wege sind nicht eure Wege, und meine Gedanken sind nicht eure Gedanken," spricht der HErr.

Unser Träumer wurde hie und da durch das wilde Rauschen des Flusses, dessen Wellen sich bald an den Felsen brechen, bald wieder ruhig und sanft in ihrem Bette fortströmen, aus seinen Phantasieen erweckt. Die Murg war in mancher Beziehung ein Bild seines Innern. So zog er fort, bis seine Aufmerksamkeit zwei hohe Felsen auf sich zogen, die auf beiden Seiten des Stromes empor ragten. Einer derselben hing ob seinem Haupt in drohender Richtung, und er konnte sich eines geheimen Schauders nicht erwehren, als er unter demselben durchging. Jene Felsen sah er, aber die Seelengefahr, der er entgegen ging, kannte der sichere Träumer nicht; aber Gottlob, die allmächtige Gnade weicht nicht, und sollten auch Berge weichen und Felsen und Hügel hinfallen. Hier führte den Wanderer ein schmaler Steg aufs rechte Ufer des Murgflusses, wo der nach Waldbronn führende Pfad am Fuße des jenseitigen Felsen vorbeistreifte. Auf dem höchsten Punkte jenes Felsen, so erzählt man, verlief sich einst ein flüchtiger Hirsch, von den Jägern verfolgt; er stürzte im Fliehen herab in den vorbeiströmenden

Fluß. Kaum hatte Irenius diese Felsmassen im Rücken, so trat das Dörfchen Waldbronn vor seinen Blick; es lag da auf einer kleinen Anhöhe, umgeben von fruchtbaren Aeckern und Wiesen, von denen ein Theil von dem Murgfluß bespült war. Weiter hin auf der nordöstlichen Seite beherrschte das Ganze ein schöner, dunkelgrüner Tannenwald. Das erste Gebäude beim Eintritt in das Dorf war das Kirchlein, das von einem erhabenen Hügel freundlich ins Thal hinabschaute.

Christoph ging einen mit Steinplatten belegten, schmalen Weg aufwärts am Kirchlein links vorbei, und fragte, als er im Dorf angekommen war, nach dem Schullehrer. Man zeigte ihm ein kleines, niedliches Häuslein mitten im Dorfe, und bezeichnete dasselbe als das Schulhaus. Der Schullehrer, ein freundlicher, leutseliger Mann, und seine Schwester, die bei ihm wohnte, und ihm, weil er unverheirathet war, die Haushaltung besorgte, empfingen ihn mit vieler Liebe. — Der Unterricht wurde sogleich begonnen, und der junge Zögling machte in den ersten 8 Tagen merkliche Fortschritte. Jeden Sonntag besuchte er die Seinigen in Baierquell, die mit ihm seine Freude über die Fortschritte theilten, die er machte, und dabei die Hoffnung hegten, daß er sich bei der nächsten Kirchweih, an der gewöhnlich Bälle gehalten werden, als tüchtiger Violinist produziren werde. Wenn er Montags wieder nach Waldbronn zurückkehrte, so nahm er jedesmal ein kleines Geschenk, um seinem Lehrer eine Freude zu machen, etwa einige Pfunde Fleisch, mit sich für die Küche; denn Christoph aß und schlief im Schulhause.

Die Zeit floß ihm hier ziemlich in harmloser Freude hin, und er gedenkt jetzt noch mit vieler Dankbarkeit seines Lehrers, der ihm für seine viele Mühe, die er sich mit ihm gab, keine Belohnung abnahm. Diese drei, der Schullehrer, seine Schwester Elise und Irenius bildeten ein Kleeblatt, das so für sich in traulicher Einigkeit zusammen lebte. Zuweilen gesellte sich auch der Pfarrer Rosius zu ihrem Zirkel. Dieß war ein Mann von kleiner Statur, an einem Fuß hinkend, voll Feuer und Geist. Er war sehr in der Mathematik bewandert; doch war er kein Gelehrter, der seine Kenntnisse für sich behalten hätte; er bildete die Schullehrer seiner Pfarrei, unterrichtete sie in den Sprachen, und namentlich in der Mathe-

matik. Einer derselben machte in der Folge bei der Landesvermessung sein irdisches Glück, und wurde als Obergeometer angestellt. Wenn Rosius das Schulhaus besuchte, so wurde immer eine nützliche Unterhaltung angeknüpft. Zuweilen wurden Räthsel und Charaden gelöst, und nicht selten fand Christoph die Auflösung zuerst, worüber der Pfarrer Rosius eine kindliche Freude hatte.

Es herrschte unter jenen Männern ein wissenschaftliches Streben, und ein Geist, der zwar über die Scholle sich erhob, dem aber doch das eigentlich christliche Glaubensprinzip fremd war. Christoph gefiel sich in diesem Kreise, und angeregt durch das litterarische Streben, das sich in demselben kund that, fing auch er an, sich mehr in den Wissenschaften umzusehen. Er begann das Studium der Geometrie, und seine Freude war zum Erstaunen groß, als er den Inhalt eines Dreiecks, eines Quadrats oder eines Rectangels zu berechnen wußte. Sein Lehrer brachte ihn bald dahin, daß er die Entfernung eines gegebenen Orts von einem andern, die eine solche Lage hatten, daß man nicht von dem einen zum andern kommen konnte, theoretisch zu bestimmen im Stande war.

Nicht zufrieden mit diesen Kenntnissen, begann er auch das Französische, und lernte in den sechs Wochen seines Aufenthalts in Waldbronn ziemlich fertig lesen, die Deklinationen und Conjugationen, so daß er in der Folge ohne Lehrer in Erlernung dieser Sprache weiter schreiten konnte. Der Schullehrer gab sich mit ihm sehr viele Mühe; Christoph schlief in der Schulstube neben dem Schlafgemach desselben auf einem Schultisch, auf welchem man ihm, so gut als möglich, gebettet hatte, und es trennte sie nur eine dünne Bretterwand. Da mußte nun der Schüler die französischen Conjugationen hersagen, die ihm Herr Friedmann vorsprach.

Unter diesen Beschäftigungen nahte die Kirchweih heran, und Irenius zog, nachdem er zärtlichen und rührenden Abschied von den lieben Leuten genommen hatte, bereichert mit mancherlei Kenntnissen, am rechten Ufer des Murgflusses hinauf, seinen kleinen Wanderbündel auf dem Rücken, und seine Violine in einem ledernen Ranzen tragend. Sobald er zu Hause angekommen war, so mußte er die in Waldbronn gemachten Fortschritte auf der Violine zeigen; die ganze Familie war erfreut über ihn, und er ward für

fähig erklärt, an der Kirchweih als Spielmann, wie man dort die Musikanten nannte, aufzutreten.

Nun ist die erste Stufe des Glücks, nach Christophs Meinung, erstiegen, und der junge Geiger wird bald Loorbeeren einernten. Wie pocht ihm das Herz! Wie freute er sich im Voraus auf den Beifall, auf die klingende Münze, die ihm werden sollte! Allein als die Stunde erschien, so erging es ihm, wie einem furchtsamen Magister, der das erste Mal predigen soll. — Mit Sehnsucht harrt er des Tages, an dem er öffentlich vor einer versammelten Gemeinde auftreten soll; er erblickt sich schon auf der Kanzel im ehrwürdigen Ornat; er hört sich selbst predigen, er sieht zum voraus Thränen fließen, und seine Zuhörer von seiner Predigt ergriffen. Aber wie ganz anders wird's ihm zu Muthe, wenn die Glocken die Gemeinde zur Kirche rufen. Wie ganz anders pocht ihm das Herz, wenn er auf die Kanzel tritt, und die Menge Zuhörer übersieht.

So bestand auch Irenius einen Kampf, freilich ganz anderer Art, bis er sich selbst überwunden hatte. Armer Jüngling, du stehst auf einem gefährlichen Punkte; nicht da, wo die Menge von rauschender Freude taumelt und tobet, wohnt der Friede; fahre nur zu, sie wird dich bald aneckeln jene Freude; Ueberdruß wird an ihre Stelle treten, und du wirst keine Ruhe, keinen Frieden finden, bis du dem guten Hirten, der dir, dem verirrten Schafe, nachgeht, folgest und auf seine Stimme hörest. — Es war aber leider noch nicht dahin gekommen, und sein Herz gab den Einflüsterungen der Sünde und des Feindes mehr Gehör, als der Stimme des Geistes, die übrigens nie ganz übertäubt werden konnte.

Bald fing der junge Tonkünstler an, eine Art von Berühmtheit zu erlangen; sein Glücksstern schien ihm aufgegangen zu sein, und ihm eine glückliche Zukunft zu versprechen. Keine Hochzeit wurde gehalten, ohne daß er als Musikant berufen wurde. Uebrigens war sein Ruf nur ein relativer, denn an einem andern Orte wäre er ein erbärmlicher Fidler gewesen. — Durch den Verdienst, den er hatte, machte er sich bei seinen Eltern beliebt, weil er die arme Haushaltung unterstützte; doch machte er sich heimlich einen Hinterbeutel, und sparte sich eine kleine Summe zusammen, die er dann oben auf dem Boden unter einem kleinen Brett verbarg, weil

ihm die Mutter fleißig die Kleider untersuchte, und ihm jeden Kreuzer abnahm, den er verdient hatte. Er handelte hierin unrecht, indem er seine Eltern hinterging, und bereute auch diese Sünde in der Folge. Ich darf hiebei jedoch nicht unbemerkt lassen, daß, wenn die Mutter jammerte und klagte, sie habe kein Salz oder kein Mehl, Christophs Herz weich wurde, und daß er alsdann seinen geheimen Schatz von der Bühne herabholte, und ihn der Mutter einhändigte.

Die Hochzeiten, zu denen er gerufen wurde, hielt man folgendermaßen: Am Tage der Copulation früh Morgens begab sich der Bräutigam mit einer Menge von Begleitern und Freunden in die Wohnung der Braut, um sie abzuholen. Bei dieser Begleitung durfte der Musikant nicht fehlen, und da die Braut gewöhnlich sehr weit entfernt wohnte, so machte man sich oft schon um Mitternacht auf den Weg. Eine Mahlzeit empfing die Gäste im Hause der Braut, und gewöhnlich ward der Tanz schon Morgens vor der Copulation begonnen. Sobald die Zeit des Abzugs für die Kirche erschienen war, so versammelten sich alle Anwesenden, und der Brautführer hielt eine sogenannte Standrede, die ungefähr immer dieselbe war. Es wurde in derselben der Abschied der Braut von ihren Eltern, mit Anspielung auf Isaaks Heirath, und die Einigkeit, die zwischen Eheleuten herrschen soll, berührt. Während der Rede zerfloß die Braut fast in Thränen, und war sie beendigt, so ging der Zug der Kirche zu. Während desselben wurde theils mit Pistolen oder andern Schießgewehren geschossen, theils mußte der Musikant von Zeit zu Zeit einen Marsch spielen, bis sie auf eine gewisse Entfernung der Kirche sich genähert hatten. Hier kehrte die Musik in den Gasthof zurück, während die übrigen in die Kirche gingen, wo nach gehaltener Hochzeitpredigt die Einsegnung geschieht. Nach dem Gottesdienst zieht alles ins Wirthshaus, und der erste Akt ist: die Braut und die Gespielinnen werden herausgetanzt. Das geht so zu: Derjenige, welcher derselben zuerst habhaft werden kann, macht die ersten drei Tänze mit ihnen, und der Preis dieses Triumphs ist ein neues Sacktuch, das die Braut oder die Gespielin (Begleiterin der Braut) dem betreffenden Tänzer in die Tasche steckt. Hierauf beginnt aufs neue der Reigen, es wird getanzt, gesprungen,

und gesoffen, und das Getümmel dauert bis in die tiefe Nacht, oft bis an den hellen Morgen. Nicht selten dauern solche Hochzeiten mehrere Tage, je nachdem die Brautleute reich oder arm sind, und manchmal fallen die furchtbarsten Schlägereien und andere Scenen dabei vor.

So treten die armen Brautleute in den Ehestand ein, der oft bald genug mit Elend und mancherlei Noth beginnt, und jeder ernste Eindruck, den ein solcher Schritt an und für sich hervorbringen muß, wird auf diese Weise entweder verhindert oder verwischt. — Armes Volk, das nichts Besseres und Höheres kennt; armes Volk, das keinen Führer hat, das es eines Bessern belehren könnte! Armes Volk, das im Taumel der Lust und Freude sein höchstes Glück sucht, und keinen Heiland kennt!

Wenn die Hochzeit oder der Tanz sich bis zur Mitternacht verzog, so saß unser arme Christoph da, und ein beständiges Nicken zeigte an, daß er sich nach der Ruhe sehne, und oft überwältigte ihn der Schlaf so sehr, besonders, wenn er als Sekundant blos einen andern Musikanten mit seiner Violine begleitete, daß ihm fast sein Instrument aus der Hand fiel. Uebelkeit, ein schwerer Kopf, und betäubte Sinnen waren die Folgen eines solchen Tages, und was konnte natürlicher sein, als daß endlich der Wunsch in ihm rege werden mußte, dieses unruhigen und für seine Gesundheit und seine Seele nachtheiligen Berufs los zu werden, wozu noch ein gewisser Ekel an den schändlichen Zoten und Possen sich gesellte, die er von seinem versunkenen Collegen und andern Gästen hören mußte. Dennoch bewahrte Gott in seinem Herzen eine unverwüstliche Scheu vor dem Allwissenden. Es war und lebte etwas in seinem Herzen, der Zug des Vaters zum Sohne, das seinen Geist je und je hinweg von der Lust und dem Taumel der Weltfreuden, und hinauf zog zu dem Unvergänglichen, Ewigen, zu dem, der seiner nicht vergessen hatte. Darum erfüllte seine Seele manchmal mitten unter den rauschenden Freuden eine düstere Melancholie, und es schwand nach und nach jener hochmüthige, eigensüchtige Gedanke, daß er in diesem Beruf, den er ergriffen hatte, sein höchstes Glück finden würde. Der wahre Friede und die ächte Glückseligkeit herbergt nur in einem Gott liebenden Herzen, und ein Beruf ist nur dann

wahrhaft nützlich, wenn er zur Ehre Gottes und zum Nutzen des Nächsten getrieben werden kann.

Christoph würde Querpfeife und Violine verbannt haben, wenn er in Bezug auf seine Eltern rücksichtslos hätte handeln dürfen. Er konnte mancher Noth in der armen Haushaltung mit dem, was er verdiente, abhelfen, und hie und da die Thränen seiner Mutter trocknen, und es gewährte ihm eine wahre Wonne, sie, wenn sie in Verlegenheit war, auf diese Weise überraschen zu können. Wie glänzte ihr Auge, wie freute sie sich, wenn er von der Bühne herab seine verborgene Sparbüchse hervorholte! Dieß war zuletzt noch ein Hauptbestimmungsgrund, der ihn bewog, noch Musikus zu bleiben; so weit war er in seiner Erkenntniß noch nicht fortgeschritten, um erkennen zu können, daß der Grundsatz: „der Zweck heiligt die Mittel,“ abscheulich sei. Ein anderer Umstand machte ihn besonders dieser Lebensweise überdrüßig: Er wurde nämlich des Winters in die Spinnstuben eingeladen, wo nach Beendigung der Arbeit getanzt wurde, und er verdiente auf diese Weise wieder manchen Kreuzer. Einst ließ er sich durch leichtsinnige Jünglinge dazu verleiten, in der sogenannten heiligen Zeit sich auf diese Weise brauchen zu lassen. Das Haus, in dem er aufspielte, war nur in unweiter Entfernung vom Pfarrhause. Der Pastor, der bei allen seinen sonstigen Mängeln doch auf äußere Ordnung sah, ließ den andern Tag den jungen Musikanten kommen, und verwies ihm sein Vergehen mit scharfen, strengen Worten. Nicht zufrieden damit, befahl er ihm, seine Violine bis nach Verfluß der heiligen Zeit ihm zur Verwahrung zu übergeben.

Daran that der Pfarrer ganz recht, und wäre er ein wahrer Diener Christi gewesen, er hätte noch überdieß Christoph väterlich gerathen, seinen Beruf ganz fahren zu lassen und aufzugeben, und ein Gott wohlgefälliges Leben zu beginnen; allein es war niemand, der ihm treu gerathen, niemand, der sich seines Seelenheils angenommen hätte. Nur das Herzensgebet hielt ihn noch ein wenig aufrecht, und erhielt sein Herz höheren Einflüssen offen; allein auch die Stimme des Geistes fing nach und nach an, von ihm überhört zu werden, und so geschah es, daß er sich einige Mal verleiten ließ, zu viel geistige Getränke zu sich zu nehmen. Einmal mußte

sogar der Musikant samt seinem Instrument nach Hause begleitet werden. Den andern Tag war's ihm äußerst unwohl, und eine zu späte Reue folgte. Ein ander Mal besuchte er mit seinem Vater die Schenke, und betrank sich ebenfalls so, daß er krank wurde. Nun nahm er sich vor, keinen Branntwein mehr zu trinken, und, so viel ich weiß, hat er dieses sein Versprechen so weit gehalten, daß er in ungefähr zwanzig Jahren, man kann sagen, einige Tropfen abgerechnet, sich desselben gänzlich enthalten hat.

Trotz dem, daß die vorlaufende Gnade stets an seinem Herzen arbeitete, und sich nie unbezeugt ließ, lebte er doch in einer ungesunden, Geist und Herz tödtenden Stickluft, und seine Phantasie würde mit allerhand schmutzigen, unreinen Bildern erfüllt; und wenn er auch vor einem eigentlichen groben Fall, durch Gottes Gnade bewahrt wurde, so war er doch ein Sündenknecht.

Zweites Kapitel.

Christoph wird Hauslehrer.

Immer war es ungewiß, zu was für einem eigentlichen Lebensberuf Christoph bestimmt werden sollte, und er selber wußte es nicht. Im Frühling 1816 schien sich für ihn eine Thüre zu öffnen. Der Grenzzoller Rebmann in Sturmbach suchte für seine Kinder einen Hauslehrer; der Schullehrer machte dem Vater Christophs den Antrag, letztern für diese Stelle vorzuschlagen, und die Sache kam bald ins Reine. Es wurde ein Akkord auf ein halbes Jahr lang geschlossen, und Christoph zog auf seinen neuen Posten.

Er nahm seine wenigen Habseligkeiten zusammen, welche, so viel ich meine, aus zwei Paar abgetragenen Hosen, einem runden alten Hut, einer weißen baumwollenen Kappe, einigen Hemden von grober Leinwand, einem blauen Bauernrocke, den man ihm von dem Kleide seines verstorbenen Oheims Joseph hatte machen lassen, aus einigen Büchern, der lateinischen Grammatik von Bröder, Werner und dem französischen Lesebuch von Gedicke bestanden.

Mit diesen Effekten beladen, zog er in einem gewissen Selbstgefühl das ihm wohlbekannte Murgthal hinab, an Waldbronn, das

er rechts liegen ließ, vorbei, von wo aus er noch eine halbe Stunde zu gehen hatte. Eine Gruppe von Häusern, mit rauchigen schwarzen Dächern, und der aufsteigende Rauch zeigten an, daß er sich jetzt auf der Glashütte Sturmbach befand. Eine Menge Arbeiter verkündigte ihm eine Thätigkeit, die gewöhnlich auf Fabriken, wo alles zu einem Ganzen zusammenwirkt, angetroffen wird. Doch hier war noch nicht sein Bestimmungsort. Einige Minuten weiter abwärts wohnte der Grenzzoller Rebmann, am linken Ufer der Murg, da, wo ein kleines Bächlein, das aus einem Seitenthal herausfließt und in die Murg läuft, die Grenze zwischen Würtemberg und Baden bildet.

Mit Freundlichkeit wurde er aufgenommen; drei Knaben, ein schon ziemlich erwachsenes Mädchen, kamen ihm entgegen, und begrüßten ihren Lehrer, der nicht mehr als 16 Jahre alt sein mochte. In Bezug auf Kenntnisse war Christoph seinem Amte gewachsen; er verstand etwas lateinisch, französisch, konnte orthographisch schreiben, ziemlich gut, wiewohl mechanisch, rechnen, verstand etwas Geometrie; allein als Erzieher hatte er zu wenig Erfahrung, und war zu jung. Der arme Pädagog bildete sich übrigens sehr viel auf sein Wissen ein. Er begann bald seinen Unterricht, und es ging ziemlich gut. So lange er den Kindern noch neu war, schmiegten sie sich unter seine Botmäßigkeit; allein bald fühlten sie auf der einen Seite die Schwäche ihres Lehrers, auf der andern ihre Kraft, und suchten diese geltend zu machen. Christoph hingegen behauptete sein Recht mit dem Stocke; aber seine Zöglinge, unterstützt von einer Großmutter und wohl auch von der Mutter, verbitterten ihm das Leben sehr.

Unter solchen Umständen mußte natürlich der erste Versuch der Kindererziehung ein abschreckendes Gefühl in ihm erwecken, das ziemlich bleibend war, und so bald nicht verging. Er selbst hätte noch der Leitung bedurft; denn er befand sich ja gerade in den sogenannten Flegeljahren, und wenn auch der HErr an seinem Herzen arbeitete, so war er doch noch oft Kind mit den Kindern, hatte keine Festigkeit in seinem Betragen, und die Gnade war noch nicht so mächtig an seinem Herzen, daß man etwas von einer entschiedenen Richtung seines Geistes für die Wahrheit aus Christo

hätte bemerken können. Er hatte zwar zuweilen Rührungen, die längere oder kürzere Zeit dauerten; aber sie wurden oft bald wieder durch die Umgebung, in der er sich befand, verwischt. Es waren Stimmen der Ewigkeit, die aus der ewigen Heimath herüber, und in seinem Herzen wiederklangen; es waren Gnadenzüge, aber der Jüngling ging doch noch seinen eigenen Weg.

Von Zeit zu Zeit machte er einen Besuch in der geliebten Heimath, trug die Wäsche dahin, und holte sie ab, und da sein Weißzeug nur in ein Paar Hemden bestand, so wusch er diese oft selbst in dem Murgflusse, so gut er konnte. — Das Heimweh war auch hier sein beständiger Gefährte, und auch dieses Leiden brauchte der himmlische Erzieher, ihn vor manchen Sünden zu bewahren, und jene Sehnsucht war wohl ein wilder Stamm, in welchen ein edleres Reis, das selige Heimweh nach dem himmlischen Vaterland, einst sollte eingesenket werden.

Außer den Besuchen in der Heimath begab er sich öfter zu dem Schullehrer Friedmann nach Waldbronn, bei welchem er seine Studien im Lateinischen und Französischen, zu welch letzterem er damals eine ungemeine Vorliebe hatte, fortsetzte. Als ihm der Schullehrer das erste Mal früher schon französisch vorlas, so wurde sein Ohr so wunderbar angeregt, wie bei einem, der zum ersten Male in seinem Leben Musik hört. Auf dem Wege nach Waldbronn studirte er die französische Grammatik, lernte Wörter auswendig, und war oft so vertieft, daß er kaum wahrnahm, was um ihn her vorging.

In die Zeit seines Aufenthalts in Sturmbach fiel eine Reise, die er mit seinen Zöglingen in die Gegend von Roßgarten machte, wo die Familie Rebmann ihre meisten Verwandten hatte. Dieser Besuch sollte zur Zeit der Kirchweih gemacht werden. Nun trat ihm sein Vater mit einem andern Antrag in den Weg. Christoph sollte auf der Kirchweih mit der Violine spielen, um etwas zu verdienen, da seine Besoldung nur 10 Gulden halbjährlich betrug. Rebmann entgegnete mit Recht, er könne über seinen Lehrer verfügen, wie er wolle, und außerdem finde er es sehr unrecht, wenn der Hirte seine Schafe verließe, um bei einem Kirchweihtanz als Musikant sich brauchen zu lassen. — Christoph zog demnach als

Begleiter mit seinen Zöglingen ins Unterland, und freute sich zum voraus auf alles das, was er nun sehen werde. Bis dahin war er kaum einige Stunden über die Grenzen seiner Heimath, und nie über die Grenzen des Schwarzwalds hinausgekommen. Außer seinen Zöglingen begleitete sie noch ein Verwandter Rebmanns, ein junger Mensch, Namens Christian, mit dem Christoph in einem freundschaftlichen Verhältnisse stand.

Sie traten die Reise zu Fuß an, und nachdem sie sich von Hause verabschiedet hatten, stiegen sie aus dem Thal hinauf auf die Höhe, durchwanderten die hohen, majestätischen Tannenwälder, die Walddörfer mit langsamen Schritten; bald ging's bergauf, bald bergab, und immer gabs etwas Neues zu sehen für unsere Reisenden. Endlich gelangten sie denselben Tag nach Wildberg, wohin sie ein Empfehlungsschreiben hatten, und bei einem wackern, ehrlichen Schneidermeister übernachteten. Wegen Mangel an Betten für die kleine Caravane machte man ein Lager auf dem Stubenboden, und die Reisenden schliefen sanft und wohl bis an den hellen Morgen.

Wildberg ist ein kleines Landstädtchen, an einem Abhange gelegen, woher es seinen Namen hat; neben der Stadt fließt die Nagold vorbei, die weiter oben im Gebirge ihren Ursprung hat, und sich bei Pforzheim in die Enz ergießt.

Früh Morgens zogen sie ab, und der gastfreundliche, biedere Meister Günther, bei dem sie übernachtet hatten, begleitete sie eine Strecke Wegs, und entließ sie mit Glücks- und Segenswünschen. Selbigen Abend kamen sie nach Vaihingen a. d. Fildern, wo die Großeltern von Christophs Zöglingen wohnten, welche die Reisegesellschaft mit vieler Liebe und Freundlichkeit aufnahmen. Sie beherbergten sie, so gut sie es nach ihren beschränkten Vermögensumständen vermochten. Auch die Verwandten in Möhringen wurden besucht; dort wohnten Christians Eltern. Die fruchtbare, von dem Schwarzwald durchaus verschiedene Gegend, gab Christoph Veranlassung zu mancherlei Betrachtungen. Unter den Produkten derselben zog hauptsächlich das sogenannte, berühmte Filderkraut seine Aufmerksamkeit auf sich.

Nach einem Aufenthalt von einigen Tagen gingen sie zusammen nach Roßgarten, über Degerloch die Weinsteige hinunter. Es

war ein schöner, freundlicher Herbstmorgen. Als sie aus dem auf ihrem Wege liegenden Walde heraustraten, da trat auf einmal die Hauptstadt und das ganze Thal samt den Seitenbergen vor ihren Blick. Lange standen sie da, und staunten die in ihren Augen ungeheure Stadt mit ihren Thürmen und Dächern an, und Christoph hätte sich Ninive kaum größer gedacht; er maß sie nach Länge und Breite, und konnte sich nicht satt sehen. Noch größer wurde seine Ueberraschung, als er die ansehnlichen Gebäude in der Nähe betrachtete, und ihm die Menge von Menschen, die er meist für vornehme Herren und Damen hielt, begegnete. Als er die Straßen hinab zog, zuletzt das königliche Schloß ansichtig wurde, und durch die schönen Anlagen wandelte, so wurde seine kühnste Erwartung weit übertroffen, und er wünschte sich, wo nicht König, wie Damokles, doch wenigstens ein reicher Herr zu sein. Auch den König Friedrich, der damals noch lebte, sah er über den Schloßhof in einiger Entfernung gehen, und hatte somit alles das gesehen, was für einen erstmaligen Besucher der Residenz sehenswürdig war.

Als der Tag sich neigte, verließ er den Schauplatz der höchsten Glückseligkeit, wie er sich die Hauptstadt denken mochte, und wanderte mit seinen Zöglingen über Haslach nach Vaihingen auf den Fildern zurück. Müde von des Tages Anstrengung setzten sie sich auf einen Bauernwagen, der sie um einige Batzen nach ihrem Bestimmungsort brachte. Immer schwebte ihm das Bild dessen, was er gesehen hatte, vor Augen, und er freute sich zum voraus, den Seinigen auf dem Schwarzwald erzählen zu können.

Noch einige Tage weilte die kleine Gesellschaft auf den Fildern, und nun schickte sie sich an, wieder in die Heimath zurückzukehren, nach der sich beinahe fast alle zurücksehnten. Sie nahmen ihren Weg in der gleichen Richtung zurück, herbergten bei denselben Freunden, wie auf der Hinreise, und langten gesund und wohlbehalten zu Hause an. Das Murgthal und der Schwarzwald dünkten Christoph bei seiner Rückkehr noch einmal so heimathlich, als zuvor.

Nicht mehr lange dauerte sein Aufenthalt in Sturmbach. Die sechs Monate Dienstzeit waren abgelaufen, und weder er selbst, noch Rebmann, drang auf Verlängerung derselben; warum? — geht aus Obigem hervor.

Abermal kehrte unser Pilger unter das väterliche Dach zurück. Dießmal war es ihm nicht sehr wohl zu Muth, weil ihm sein Vater gedroht hatte, er werde ihn strafen, daß er nicht nach seinem Willen beim Kirchweih-Ball erschienen war. Doch war er bereits umgestimmt, und machte ihm nicht den geringsten Vorwurf; ja, er fand sogar Freude an den Erzählungen, die ihm Christoph von seinen Wanderungen mittheilte. Alles versammelte sich um den Reisenden, und des Fragens war kein Ende, bis er alles, was er wußte, ausgekramt hatte.

Drittes Kapitel.

Irenius wird Weber, neuer Versuch, einen Beruf zu finden.

Nun beginnt wieder ein neuer Abschnitt in dem Leben des Irenius. Er geht seine Wege, und sucht das Seine, nicht ahnend, daß die ewige Liebe ihn nicht aus den Augen verliert, sondern ihm nachgeht auf seinen Irrwegen, bis sie ihn gefunden, und zu dem Ziele gebracht hat, wofür sie ihn bestimmt hatte.

Sein Streben nach hohen Dingen wurde ihm durch seine Hofmeistersstelle ziemlich verbittert, und seine Freude am Schullehrer-Beruf sehr vermindert; daher er sich in den Kopf setzte, alles eher, als Lehrer zu werden; allein er mußte immer gerade das thun, was er nicht wollte, wie wir schon wissen und später sehen werden. In dieser seiner Stimmung wurde es seiner Mutter leicht, ihren schon längst gehegten Wunsch, ihn zum Handwerk des Vaters zu bestimmen, in Ausführung zu bringen; ein Beruf, wozu er bis jetzt keine Neigung gezeigt hatte.

Eines Abends stand er bei ihr am Feuerheerd in der Küche, als sie gerade die Suppe und die Erdbirnen für das Nachtessen zubereitete. Sie fing ungefähr also an: „Hör', Christoph, ich meine du solltest eben das Handwerk deines Vaters treiben. Du siehst, wir müssen mit fremden Gesellen arbeiten, und dieß ist sehr unangenehm, besonders da der Vater fast nie in der Werkstätte ist. Du kannst dann so neben her bei den Hochzeiten aufspielen, und verdienest so manchen Kreuzer.“ Auf diese Weise

suchte die Mutter ihn umzustimmen und zu gewinnen, und ihre Worte verfehlten dießmal ihren Zweck nicht. Christoph leuchtete der Vorschlag ein, und auch der Vater war mit der Sache zufrieden, ob er gleich lieber gesehen hätte, wenn sein Sohn den Hoffnungen, die er von ihm hegte, entsprechen würde.

Er setzte sich also auf den Webestuhl, und bald arbeitete er mit einem Gesellen in die Wette. In den Winterabenden, an Hochzeiten und bei Tänzen setzte er seine frühere Beschäftigung als Musikant fort. Mitten unter diesem Treiben sagte ihm oft eine Stimme: Du sündigest, und der Weg, den du wandelst, führt ins Verderben; theils regte sich auch wieder in ihm der alte Durst nach Kenntnissen, und der Trieb nach Höherem erwachte aufs neue in seinem Herzen. Auch war es der Hammer des Gesetzes, der unaufhörlich sein schlummerndes Gewissen aufschreckte, der ihm keine Ruhe ließ, und der große Schmelzer, der ihn früh schon in manchen Schmelztiegel geworfen hatte, hörte nicht auf, ihn von Zeit zu Zeit einen innern Feuerprozeß durchgehen zu lassen. Oft wurde der arme Virtuose durch jenen Ruf, der von Oben kommt, auf seinen Zustand aufmerksam gemacht, und die Worte, die Gott, der HErr schon dem Menschen nach dem Sündenfall zugerufen hatte, tönten auch in seinem Gewissen wieder: „Wo bist du?“ Da überfiel ihn ein Mißmuth, ein Kummer, der ihm keine Rast noch Ruhe ließ; auf der andern Seite säumte der Feind nicht, damit er ihn ferner in seinem Dienste behalte, ihm allerlei Entschuldigungsgründe einzuflüstern. Endlich mußte doch der Stärkere obliegen.

Neben seiner Arbeit erweiterte Christoph seine Kenntnisse; er hatte immer ein Buch, meist ein französisches, neben seinem Webestuhl, und er konnte des Gedankens, er sei zu etwas Anderem bestimmt, nie los werden; und da er wegen seiner Armuth keinen Weg vor sich sah, um zu irgend einem Ziel zu gelangen, so verursachte ihm dieß manche Sorge.

Aus allem diesem geht deutlich hervor, daß jener erste Eifer Christophs für das Weberhandwerk bald erkaltet war. Hiezu kam noch der Umstand, daß sein Vater fast nie in der Werkstätte blieb, und ihm somit kein gutes Beispiel gab.

Sowohl er selbst, als sein Vater, begannen nun wieder zu wünschen, es möchte sich für ihn eine anderweitige Aussicht zu seiner Versorgung zeigen, und bald schien sich eine solche zu eröffnen. Der Amtmann in Distelthal suchte einen Lehrling; Christoph begab sich dahin mit einem Empfehlungsschreiben von seinem Schullehrer an den Schullehrer Kniefeld daselbst versehen. Sein Weg führte ihn durch einen langen, dunkeln Tannenwald, und die in demselben herrschende Stille, die nur durch den Gesang der Vögel unterbrochen wurde, begünstigte seine Träumereien, in welche er, wie schon oft, wegen seiner Zukunft sich einwiegte. Es erhoben sich vor seinen Augen gar herrliche Luftschlösser. Als er in Distelfeld angekommen war, so führte ihn Herr Kniefeld sogleich zu dem Amtmann, der ihn sehr freundlich empfing, und den Schullehrer, der das Begehren anbrachte, mit Wohlwollen anhörte. Allein welch ein Donnerschlag war es für Christoph, als ihnen der Amtmann sein Bedauern äußerte, daß er dem Begehren nicht entsprechen könne, weil er bereits einen Lehrling angenommen habe. So sah also Christoph seine Hoffnungen für diesen Posten vereitelt, und seine Luftschlösser vor seinen Augen zertrümmert.

Der Amtmann sprach ihm Muth ein, und ermunterte ihn zum Fleiß, und zu einem rechtschaffenen, ehrlichen Wandel, und so trat Christoph seinen Rückweg mit ganz andern Empfindungen an. Eine dunkle Wolke umhüllte ihm seine Zukunft, die kein Hoffnungsschimmer erleuchtete. Nur die trübe Gegenwart stand vor ihm; sein Weberschifflein und seine Violine und Flöte zu ergreifen, in sein altes Leben und Treiben zurückzukehren, das war seine ganze Aussicht, und hinter diesem Leben eröffnete sich ihm ein fürchterlicher Abgrund und ein ewiges Verderben, das er freilich damals in seinem Zustand, in dem er sich in einem Helldunkel, in einem Zwielicht befand, noch nicht einmal recht begriff.

In dieser Stimmung trat er ins väterliche Haus ein, und jedermann konnte in seinem Gesichte lesen, daß seine Hoffnung vereitelt worden sei. Sein Vater beruhigte ihn, und sagte, es werde sich wohl eine andere Stelle für ihn finden.

Viertes Kapitel.

Christoph will Kaufmann werden.

Wirklich wurde ihm eine Stelle, die sein Schullehrer in Erfahrung gebracht hatte, angetragen, die ihm sicherer zu sein schien, als die frühere. Er hatte im Grunde keinen bestimmten Beruf im Auge; die Hauptsache war ihm, vom Weberhandwerk befreit zu werden, und dem Wissenschaftlichen sich widmen zu können. Bald öffnete sich ihm, wie gesagt, auch eine neue Aussicht. Der Kaufmann Wucher in Hochstätt machte bekannt, daß er einen Lehrling mit oder ohne Lehrgeld anzunehmen gesonnen sei; nur müßte im letztern Falle sich der Lehrling zu einer längern Lehrzeit bequemen.

Der Schullehrer Senf war es abermal, der Benjamin und Christoph hievon in Kenntniß setzte, letzterem die Stelle anrieth, und ihn bei Wucher empfahl. Mehr, wie gesagt, um aus seinem jetzigen Wirkungskreis herauszukommen, als aus Neigung, willigte er ein; auch die Mutter bestand nicht mehr so hartnäckig auf ihrem Wunsche, wie früher, und da Herr Wucher sehr billige Bedingnisse versprach, so war man bald einig, einen Versuch zu machen. Der Webestuhl wurde nun einem andern abgetreten; die Violine hing er an die Wand, nicht an die Weiden, wie die klagenden Israeliten in Babylon ihre Harfen, und auch nicht in jenem Sinne, und er freute sich, seines beschwerlichen Berufes los zu werden.

Allein betritt der Jüngling wirklich die Bahn des Glücks, die ihn eilends zu Glanz und Reichthum führt? Werden wir ihn wohl als Kauffahrer nach der Levante, oder als Glücksritter nach Amerika segeln sehen? Findet er, wornach sein Herz dürstet oder gelüstet? und treibt sein Schifflein in den Friedensport? oder ergeht's ihm, wie dem Fischlein, dem das Wasserelement zu eng wird und herausshüpft auf das Land, und sich fast zu Tode zappelt, bis es durch eine glückliche Bewegung sein Lebenselement wieder findet? Nun, wir wollen sehen.

Christoph wanderte nun mit seinem federleichten Gepäcke, statt früher das Thal abwärts, aufwärts an dem ihm wohlbekannten Forellenbächlein hin. Er zog an mehreren Eisenschmieden vorbei,

die von jenem Bach getrieben wurden, und die mit ihrem Gehämmer das ganze Thal erfüllten. Endlich bog sich der Weg zwischen dem Tannenwald und den von dem Bache bewässerten Wiesen links, und die beiden Stadtthürme, die majestätisch gen Himmel ragten, erschienen dem Auge des Wanderers. Noch hatte er einen kleinen Berg zu besteigen, und nach dieser letzten Anstrengung zog er mit klopfendem Herzen durchs Stadtthor hinein, und stand nach einigen Minuten vor dem Hause seines künftigen Prinzipals. Er trat hinein, und Herr Wucher empfing ihn ziemlich freundlich. Bald wurde ihm sein Geschäft angewiesen. Er mußte in der Bude verkaufen, Tabak reiben, im Mörser allerhand Spezereien stoßen, Handelsbriefe abschreiben, und andere Dinge der Art verrichten. Anfangs ging dieß Geschäft so ziemlich gut, und Christoph machte solche gute Fortschritte, daß ihm oft die Bude allein anvertraut werden konnte. Auch war man in den ersten zwei bis drei Wochen sehr freundlich und zuvorkommend gegen ihn, so daß er anfing, sich in seiner Lage zu gefallen. Herr Wucher schenkte ihm sogar einige alte Kleidungsstücke, die er sich zurecht machen lassen sollte. Er besuchte jeden Sonntag seine Eltern, denen er sein weniges Weißzeug, das in einigen groben Hemden bestand, zum Waschen brachte und abholte, wie er früher, als er noch Hauslehrer war, zu thun pflegte.

Alles ging so einige Wochen fort ohne Anstoß; allein bald nahm die Sache eine andere Wendung. Herr Wucher, der nun sich seines Lehrlings versichert glaubte, zeigte sich diesem in seiner wahren Gestalt; er fing an die rauhe Seite herauszukehren, fuhr ihn hart und grob an, wenn er es nur im geringsten versehen, oder wenn er die ihm auferlegte Arbeit, die manchmal über seine Kräfte ging, nicht zu seiner Zufriedenheit verrichtet hatte. Wucher war ein jähzorniger Mann, der seiner Leidenschaft den Zügel ließ, die er die ersten Tage zurückhalten konnte.

Dieses Verfahren hatte zur Folge, daß sich bei Christoph wieder seine alte Krankheit, das Heimweh, noch stärker einstellte; zugleich aber wurde er auch zum Gebet getrieben, und so oft er allein war, zog er sich ins Comptoir zurück, und leerte sein Herz vor seinem himmlischen Vater aus. Diese Gemüthsstimmung entging

seinem Lehrherrn nicht; allein, anstatt sich zu mäßigen, und seinen Lehrling milder und schonender zu behandeln, stieg seine Härte und Strenge von Tag zu Tag, und er bediente sich manchmal grober Ausdrücke und Schimpfwörter, wodurch Christophs Jammer den höchsten Grad erstieg, so daß er, während er früher oft mit hoffnungsvollem, frohen Blicke in die Zukunft schaute, eher den Bettelstab ergriffen haben würde, als in Ueberfluß und Ansehen ein solch Marterleben fortzusetzen, und der Entschluß wurde bald in ihm fest, es koste was es wolle, nicht mehr zu bleiben. — Uebrigens muß ich bemerken, daß dieses sein Verfahren keineswegs zu billigen war; er hätte dulden, tragen und aushalten sollen; auf der andern Seite ist auch nicht zu läugnen, daß der Kaufmannsberuf, wie es die Folge zeigte, nicht sein Lebensberuf war, den ihm Gott angewiesen hatte. Der HErr übrigens weiß seine Kinder aus der Trübsal zu erretten, und wenn er auch bis jetzt noch durchaus die Wahrheit in Christo nicht ganz ergriffen hatte, so war er doch von seinem göttlichen Meister zu einem andern Beruf bestimmt.

Es gesellten sich zu den Umständen, die wir aufzählten, noch andere, die ihn in seinem Vorhaben, wegzugehen, bestärkten.

Von jeher war ihm von seinen Eltern keine Sünde mit so furchtbaren Farben geschildert worden, als die Sünde des Diebstahls und des Betrugs, und die Worte der Schrift: Sprüchw. **20, 10.** „Mancherlei Maaß und Gewicht ist beides dem HErrn ein Gräuel,“ waren ihm wichtig. Nun mußte er wahrnehmen, daß die Schaale der Salzwaage, in welcher das Gewicht lag, leichter war, als die andere, und er glaubte, diese Einrichtung sei absichtlich also getroffen worden. Befand sich niemand im Laden, so stellte Christoph das Gleichgewicht der beiden Waagschaalen her, um die armen Leute nicht betrügen zu müssen.

Wenn er ferner allein im Laden war, und die Leute kamen, um Waaren zu kaufen, so lasen sie ihm den Gram und Kummer auf seinem Gesichte, und mehrere, die Mitleiden mit ihm hatten, riethen ihm, nicht zu bleiben, und erzählten ihm, wie sein Vorgänger so streng und grob behandelt worden sei.

Als er den vierten Sonntag seines Aufenthalts in Hochstätt nach seiner Gewohnheit nach Hause gehen wollte, so bemerkte ihm

Wucher, ernst und streng, dieß sei das letzte Mal; das Geläuf müsse aufhören; er könne ihn ein für alle Mal nicht entbehren. Wucher mochte in seinem Theile nicht Unrecht haben. Christoph schwieg und ging; denn sein Entschluß war, wie gesagt, gefaßt, und er wollte denselben nur seinen Eltern und seinem Bruder, der damals Unterlehrer in seinem Geburtsort war, mittheilen, und ihre Einwilligung einholen.

Allein seine Eltern, namentlich sein Vater, wollte hievon nichts hören; dieser erwiederte auf seine Klagen: „Du hast freiwillig dich dem Berufe, in dem du jetzt stehest, gewidmet; daher ist es billig und deine Pflicht, daß du bleibest. Wer sein Wort gibt, soll es halten.“ Christoph bat, flehte, versprach alles Mögliche, ja er erbot sich zu den niedrigsten Beschäftigungen, wenn ihn nur der Vater zurücknehmen wolle; allein dieser blieb unerbittlich, und im Grunde hatte er recht, also zu verfahren.

Nun wandte er sich an seinen Bruder, und dieser, von Mitleid gerührt, schrieb einen Brief anstatt des Vaters, des Inhalts: Herr Wucher möchte seinen Bruder entlassen, und ihm seine Effekten verabfolgen lassen, da derselbe alle Lust und Freude zur Kaufmannschaft verloren habe. Sollte er (Wucher) Anspruch auf eine Entschädigung machen können, so werde man für seine Mühe erkenntlich sein.

Mit klopfendem Herzen wanderte Christoph das Thal hinauf nach Hochstätt, übergab eigenhändig den Brief, und Herr Wucher erbrach ihn. Während dem Lesen wurde er blaß und roth. Zorn und Unwillen kämpften in seinem Innern. Er sagte endlich: „Nun sitze er zwischen zwei Stühlen nieder, da er einen andern, der sich mit Christoph zugleich gemeldet haben sollte, abgewiesen habe.“ Er setzte sich nieder, schrieb eine Antwort, und entließ Christoph. Dieser, voll innerer Freude, nahm seine Kleider zusammen, und kehrte zum untern Thor zurück nach Hause, mit dem Gefühl eines Sklaven oder eines Gefangenen, dem man seine Freiheit ankündigt. Unterwegs kam ihm zu Sinne, was wohl der Brief enthalten möchte? Er war an seinen Vater gerichtet, und er hatte somit kein Recht, ihn zu eröffnen. Auch hatte sein Bruder schon darin gefehlt, daß er einen Brief in des Vaters Namen schrieb; dieß war

durchaus unrecht und Sünde; ja es war Betrug, der in jedem Fall auch bei der besten Absicht zu verabscheuen ist; denn der Zweck heiligt nicht die Mittel, und daher kam es, daß Christoph nun auch den zweiten eben so sündlichen Schritt that; er erbrach den Brief an seinen Vater. So erzeugt eine Sünde die andere.

Der Inhalt des Briefs war ungefähr folgender: „Wucher machte seinem Vater Vorwürfe darüber, daß er ihm seinen Sohn entziehe, und ihn somit in eine große Verlegenheit setze; er verlange daher für seine mit Christoph gehabte Mühe eine Louisd'or Entschädigung."

Dieser letzte Punkt wäre vermögend gewesen, den ohnehin erzürnten Vater ganz gegen Christoph aufzubringen, oder ihn gar zu bestimmen, ihn aus dem Hause zu jagen; daher berieth er sich mit seinem Bruder David, und dieser beruhigte ihn damit, daß er versprach, selbst mit Herrn Wucher zu reden, und ihn zu bitten, jene Summe nachzulassen, da er ja im Grunde sich keine Mühe mit ihm gegeben habe. Die von Wucher geschenkten, alten Kleider, die er zurückverlangte, wurden alsofort zurückgesandt, und David begab sich bald darauf in die Stadt, und bewog Herrn Wucher, die Louisd'or nachzulassen; dieser war hiezu bereitwillig, drang jedoch aufs neue in David, er möchte Christoph doch zur Rückkehr und zum Wiedereintritt bei ihm zu bewegen suchen.

Mit gespannter Erwartung harrte er indessen daheim auf das Resultat der Unterredung, und groß war seine Freude, als sein Bruder ihm die Nachlassung der Louisd'or ankündigte; er hatte jedoch eben so wenig Lust zurückzukehren, als ein Gefangener in seinen Kerker und in seine Fesseln. Der Vater ließ sich bald auch besänftigen, und so ging Alles wieder seinen alten Gang fort.

Wir sehen aus dem Betragen Christophs, daß er noch nicht auf dem rechten Punkt stand, und daß sein Herz noch nicht zu seinem Heiland bekehrt war, sonst hätte er nicht so verfahren können, sondern er hätte geduldet und getragen, und auf den HErrn geharrt, der ihn gewiß den Weg geführt hätte, welcher der richtige und gerade ist.

Ich finde ferner, um keine Ungerechtigkeit zu begehen, für nöthig, hier noch zu bemerken, daß Christoph seinen Lehrherrn doch

vielleicht in seiner damaligen Stimmung für unbarmherziger hielt, als er wirklich war und schien. — Das weiche Gemüth Christophs, vermöge dessen er leicht in Thränen ausbrach, hielt Wucher für Schwäche, und meinte, er müsse dieselbe durch Strenge austreiben; außerdem wäre es doch möglich, daß Herr W. die Waagschaalen nicht absichtlich so, wie angegeben worden, gestellt hätte. Endlich muß noch beigefügt werden, daß Christoph, der um alle Welt kein Geld entwendet hätte, sich doch erlaubte, in Abwesenheit seines Prinzipals Zucker und andere Leckereien zu naschen. Darüber wachte ihm später sein Gewissen auf, und er übersandte in einem Brief mit Namensunterschrift Herrn W. eine Summe, die ungefähr den Werth des Genaschten betragen mochte.

Fünftes Kapitel.

Er kehrt zum Lehrerberuf zurück.

Uebrigens hatte diese Erfahrung für ihn auch wieder ihr Gutes, wie Alles in des HErrn Hand ein gesegnetes Mittel zu den Zwecken wird, die Er auszuführen beschlossen hat; es erwachte in ihm, da ihm jeder andere Ausweg abgeschnitten war, der alte Trieb wieder zum Lehrerberuf, zu welchem ihn sein himmlischer Vater bestimmt hatte, und für welchen Er ihn zu bilden suchte. Er fing an, wieder auf den Unterricht der Jugend seinen Blick zu richten, und suchte sich, meist ohne besondere Anleitung, für dieses Fach theoretische Kenntnisse zu sammeln, wozu ihm die Bibliothek des Schullehrers, so wie auch dessen Klavier zu Gebot stand, und bei seinen ihm von Gott geschenkten natürlichen Anlagen machte er bald gute Fortschritte. Auch im praktischen Theil der Pädagogik bot sich ihm häufig Gelegenheit dar, sich zu üben und seine Talente zu entwickeln.

Es befanden sich auf den zerstreuten, um das Dorf Baierquell herumliegenden Höfen einige sogenannte Filialschulen, die oft wegen Abberufung der Lehrer, theils wegen Unpäßlichkeit derselben eine Zeitlang durch einen Stellvertreter mußten versehen werden. Hiezu berief ihn nun der Pfarrer Klopfstein, und er zeigte sich

immer bereitwillig, obgleich die Versehung solcher Stellen manches Schwierige hatte, besonders zur Winterszeit, wenn tiefer Schnee jene Gebirgsgegenden bedeckte.

Eine solche Schule befand sich auf dem sehr hohen Gebirgspaß Hochfluh, auf welchem der Schnee oft über Mannstief fiel, und es herrschte damals noch die unbequeme Sitte, daß der Schullehrer, wie der Kuhhirte, von Haus zu Haus essen mußte, d. i. den einen Tag da, den andern dort, und da nun die Häuser zerstreut auseinander liegen, so mußte er oft durch den Schnee sich den Weg bahnen, und konnte nur mit großer Mühe von einem Orte zum andern durchkommen. Die Unterrichtsfächer waren übrigens sehr einfach. Seine Aufgabe war, die Kinder lesen, rechnen und schreiben zu lehren; zuweilen katechisirte er mit ihnen über Religion, und dieß war seine Lieblingsmaterie schon damals; ja er kam manchmal in einen solchen Eifer, daß die Leute, die etwa zuhörten (die Schule war nämlich in der Wohnstube eines Privatmanns), den kleinen 17jährigen Schulmeisteramtsverweser mit Verwunderung anstaunten. — Zuweilen richtete er auch Fragen an seine Schüler über Naturlehre und Naturgeschichte; kurz, er suchte all seine Weisheit, die er besaß, an den Mann zu bringen und mitzutheilen.

Neben diesem Geschäfte, das ihn nur periodisch in Anspruch nahm, trieb er immer noch zuweilen das Weberhandwerk, und ließ sich leider auch noch bei Hochzeiten und Tänzen als Musikus gebrauchen.

Gegen das Frühjahr 1817 zeigte sich für ihn eine bleibendere Schulstelle, die ihm übrigens auch nur provisorisch übertragen werden konnte, da er, als noch nicht examinirter Lehrer, keine fixe Anstellung verlangen durfte. Der Pfarrer und Schullehrer verhalfen ihm hiezu. — Bekanntlich herrschte jenes Jahr die drückende und manchen Armen unvergeßliche Theurung. Die Schule, die er zu besorgen hatte, befand sich im sogenannten Oberthale, und war etwa drei Stunden von Baierquell entfernt. Diesen weiten Weg mußte er alle Tage hin und her machen, also täglich 6 Stunden reisen, und noch die Schule halten; denn seine Besoldung war zu gering, und die Lebensmittel zu theuer, als daß er sich ein Kosthaus hätte miethen, und an Ort und Stelle wohnen können. Doch half der

HErr durch. Ihm sei Lob und Anbetung! Die Schule wurde indessen von sehr wenigen Kindern besucht, und dauerte nur einige Stunden zur Mittagszeit; denn die Armen mußten Kräuter zur Nahrung suchen, um ihr Leben zu fristen; allein der Lehrer durfte dessen ungeachtet nicht fehlen. Auch er fühlte oft den bittersten Mangel, und litt bittern Hunger.

Es wanderte der junge 17jährige Schulmeister das lange Thal hinauf, dem rauschenden Murgflusse entlang, mit einem Stück Roggenbrod in der Tasche, hager und bleich vor Hunger, und oft fehlte auch seinen Eltern das liebe Brod, und dann mußte er warten, bis er Abends nach Hause zurückkehrte, wo das Essen, das man ihm von Mittag her aufbewahrte, und das aus einem Haberbrei, einem Gemüse von Brennesseln oder andern gesammelten Kräutern, zuweilen aus etwas Fleisch bestand, seiner wartete. — Dann und wann wurde er auch in dem Hause, wo er die Schule hielt, zum Essen eingeladen, obgleich die guten Leutlein selber arm waren, und ihm nichts besseres vorsetzen konnten, als das, was er zu Hause zu erwarten hatte; sie mochten dem armen Schulmeister den Hunger im Gesicht lesen, daher erbarmten sie sich seiner, und er ließ sich nicht zweimal zum Essen einladen. Gott lohn' Euch, ihr lieben Leute! möchtet ihr einst aus dem Munde des Weltheilandes das Wort vernehmen: „Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich gespeiset!“

Nicht ohne große Rührung gedenkt Christoph jener Wanderungen; noch hört er den Fluß rauschen; noch erblickt sein Auge im Geist jene Hügel, von welchen die ärmlichen Hütten oder die Bauernhäuser herabblickten; noch schwebt ihm oft vor Augen die Schulstube mit den ausgehungerten Kindern und dem hungrigen Schullehrer in der Mitte. Sein Herz bricht ihm, wenn er gedenkt, wie sein treuer Gott und Heiland, der ihn aus Gnaden erwählt hat, ihn damals, ohne daß er's recht wußte, wie einen Augapfel im Auge, und auch in jener ernsten Zeit vor Krankheit und Schaden bewahrte.

Oft genug hört man ihn bei dem Gedanken an jene Tage der Heimsuchung singen:

Ja dir sei Dank, du treuer Gott,
Du halfest in der Hungersnoth,
D'rum preist dich meine Seele!
Ich kannt' dich kaum, du sahest mich,
Und führtest mich so väterlich;
Lobsing mein Geist! erzähle
Gottes Wunder,
Seine Gnade!
Seine Pfade
Sind so selig;
Darum preist mein Herz ihn ewig!

Noch muß ich einen Vorfall, ja was sage ich? eine Heimsuchung Gottes erzählen, der die Noth in Christophs Hause aufs höchste brachte.

In dieser Zeit des Mangels und der Noth hatte Benjamin eine Kuh, von der man alle Tage ein Kalb erwartete, und die Milch derselben sollte der zahlreichen Familie Nahrung verschaffen. Diese Kuh wurde auf einmal krank; alle Mittel wurden angewendet, sie zu retten; aber vergebens; man mußte sie schlachten, und somit ward auch diese Hoffnung zu nichte. Die Mutter, welche sonst der Haushaltung vorstehen mußte, weinte und jammerte, und sie sah für den Augenblick keinen Ausweg mehr; doch der treue himmlische Vater bewies auch da, daß Er ohne Kuh die Familie ernähren konnte, und Er thats auch auf seine Weise über Bitten und Verstehen.

Der Sommer ging zu Ende, und mit ihm der beschwerliche Schuldienst für Christoph. Jetzt entstand wieder eine neue Unannehmlichkeit zwischen den Eltern der Kinder und dem Schulmeister, als dieser das so sauer erworbene Schulgeld einziehen wollte. Einige waren zu arm, und schützten vor, sie können nicht bezahlen, obgleich die Summe, die sie zu entrichten hatten, sehr unbedeutend war; andere wollten nicht, weil sie vorgaben, sie hätten das Schulgeld schon an seinen Vorgänger, einen liederlichen, ausschweifenden Menschen zum voraus abgetragen, was ihm begreiflich nicht genügen konnte. Er suchte die Leute mit allen möglichen Vernunftgründen zu widerlegen und zu überweisen, indem er ihnen zeigte, wie thöricht und ungerecht sie handeln würden, wenn sie einem

entlaufenen Knecht oder Dienstboten zu viel Lohn ausbezahlt hätten, und diesen seinem Nachfolger anrechnen würden; allein sie konnten und wollten einmal seine Logik nicht begreifen, weil sie nach dem Geldbeutel folgerten und schlossen. Daß nach dem Rathschluß Gottes auch diese Führung mit hinein in den Entwicklungsgang des innern und äußern Lebens unsers Christophs gehörte, brauche ich meinen Lesern kaum zu sagen.

Er legte sein Amt nieder, nachdem ein vom königlichen Consistorium ernannter neuer Filialschulmeister angekommen war, und Christoph stand nun wieder da, ohne zu wissen, wozu ihn Gott brauchen würde. Aber bald eröffnete sich für ihn eine Aussicht.

Sein Schullehrer rieth ihm nämlich, sich auf ein Provisorat, oder für die Stelle eines Unterlehrers, examiniren, und dann bei ihm als Provisor sich anstellen zu lassen. Nun war ein Gesetz vorhanden, nach welchem jeder, der auf eine solche Stelle Anspruch machen wollte, drei Jahre entweder in dem königlichen Schullehrer-Seminar, oder auch bei einem hiezu geprüften Schullehrer sich zum Schulfach vorbereiten mußte. Christoph aber hatte keine gesetzliche Lehrzeit erstanden, und war nirgends als Schullehrerzögling eingeschrieben; daher konnte er nichts anders erwarten, als daß er mit Fug und Recht werde abgewiesen werden. Dessen ungeachtet fertigte ihm sein Schullehrer eine Bittschrift aus, die er abschrieb, in welcher er um Zulassung zum Provisoratsexamen bat; sein Pfarrer und der Dekan unterschrieben dieselbe, und begleiteten sie mit einem günstigen Beibericht.

Christoph war in gespannter Erwartung hinsichtlich der Antwort auf seine Bitte; er durfte nicht lange warten, denn es erschien in der That eine solche nach kurzer Zeit, die für ihn nicht erwünschter sein konnte. Der Inhalt des Dekrets war folgender: „Es sei Christoph Irenius gestattet, vor der Hand das Provisorat in Baierquell anzutreten, und er habe sich das nächste Frühjahr beim allgemeinen Provisoratsexamen zu stellen. Auf diese Weise konnte er sich den Winter über tüchtig auf die ihm bevorstehende Prüfung vorbereiten, auf welche es ihm doch im Grunde etwas bange war, und sein Zweck, das Provisorat in Baierquell anzu-

treten, war im Grunde doch erreicht. So war auch hier die Hand Gottes, der die Herzen der Menschen wie Wasserbäche lenket, nicht zu verkennen.

Es war im Herbste 1817, also im 17ten Jahr seines Alters, da er seine Lehrerstelle antrat; er hatte Kinder beiderlei Geschlechts von 6 bis 8 oder 9ten Jahre zu unterrichten, und er zeigte, wenn er auch noch wenig Uebung hatte, doch einigen Eifer in seinem Berufe. Die Kinder gewannen ihn lieb, faßten Zutrauen zu ihm, und er wußte sie von Zeit zu Zeit auch durch die Erzählung einer Geschichte angenehm zu unterhalten und anzuspornen.

Nebenbei studirte er für sich Geographie, Geschichte, allgemeine und vaterländische, Naturlehre, Naturgeschichte, Rechnen u. s. w., übte sich im Choralspielen, etwas im Französischen und Lateinischen, und dieß alles meist ohne Anleitung. Seine Schulstunden, die er zu geben hatte, waren täglich fünf, außer welchen er noch allerlei Handarbeiten für seinen Prinzipal verrichtete.

Der Winter mit seinen Beschwerden und Freuden floß dahin, und der Frühling rückte heran; da harrte Christoph nun auf die Bestimmungszeit des Examens, und durchblätterte fleißig die Zeitung, in welcher dieselbe offiziell angezeigt wurde. Lange wurde seine Geduld geprüft, und schon hatte der schwüle Sommer den Frühling verdrängt, ohne daß Christoph die Anzeige in der Zeitung gefunden hätte. Endlich, nach langem Warten, fand er die Citation auf den 1. Juli 1818 bestimmt.

Einige Tage vor dem Examen reiste er ab, und da ihn niemand begleitete, so wurde er an einen Freund, Namens Ramseier in Gablenburg, nahe bei Roßgarten, empfohlen, der ihm die nöthigen Verhaltungsregeln geben sollte. Dieser Freund nahm sich seiner auf die uneigennützigste Weise an, und ging ihm mit seinem Rath treulich an die Hand.

Morgens den 1. Juli 1818 versammelten sich die Examinanden im Hause des Consistorialraths Grauhaupt. Christoph staunte nicht wenig, als er sich mitten unter den aufgeputzten und aufgestutzten Herrchen mit ihren Halskrausen und Manchetten befand, die auf ihn mit ziemlicher Verachtung herab sahen; denn in der That bildete sein Aufzug in seinem abgeschabten, abgetragenen, blauen

Rock, in seinem alten Filzhut, einen auffallenden Contrast mit der Kleidung seiner Mitkandidaten, und sie mochten vielleicht denken: „Was kann Gutes unter diesem Rocke stecken?“ Christoph selbst stellte sie weit über sich hinauf, und es war ihm nicht geheuer zu Muthe; allein wie erstaunte er, als endlich, nachdem die Fragen vom Prälaten Grauhaupt diktirt worden waren, und dieser sich entfernt hatte, die meisten eine große Anzahl Helfershelfer bei sich hatten, die einen ihren Vater, die andern ihren Lehrer, welche ihnen ihre Aufgaben ausarbeiten halfen. Er wollte anfangs fast den Muth verlieren, als er sogar bemerkte, daß ein alter Schullehrer seinem Sohne alles in die Feder diktirte, ja Manches sogar buchstabirte; doch ermannte er sich, faßte Muth, und der HErr, sein Gott, half ihm mächtig durch, so daß er im Ganzen ziemlich gut bestand. Die Fächer, welche im Examen vorkamen, waren: Geographie, Geschichte, Naturlehre, Geometrie, Rechnen, nebst einem schriftlichen Aufsatz über die zweckmäßigste Methode, den Kindern das Lesen beizubringen. In der Religion examinirte mündlich der Prälat Fein, ein etwas finsterer und stolzer Hofmann, der die Provisoren nur mit Er anredete. — Christoph gab ihm eine etwas verfehlte Antwort, was auch seinen Grund mehr im Mißverständniß der Frage zu haben schien.

Um 12 Uhr ging man zum Mittagessen, und nach demselben wurden die Examinanden im Choralspielen geprüft. Bei dieser Prüfung blieb jener Unwissende, dem sein Vater inzwischen hatte helfen können, mitten im Choral stecken; da entschuldigte ihn der Vater gegen Herrn Grauhaupt, indem er sagte: „Verzeihen Sie, Herr Prälat, mein Sohn ist schon lange krank gewesen.“ Ob's wahr gewesen, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß sich der alte Grauhaupt bestechen ließ. Nachmittags war seine Frau auch anwesend, und ließ sich verlauten, man möchte doch keine Geschenke geben; allein sie nahm deren doch gern an, und da Christoph sah, daß die andern gaben, da öffnete er auch sein mageres Beutelchen, und gab, ich weiß nicht mehr, wie viel, schrieb auch auf das Zettelchen, worein er die Münze wickelte, seinen Namen, damit man doch auch wisse, daß er gegeben habe, wahrscheinlich in der Hoffnung, ein gutes Zeugniß zu bekommen. Uebrigens bekam er einen schlimmen

Eindruck von der Art und Weise des Examens, weil er sehen und wahrnehmen mußte, daß man nach Ansehen und Gunst verfuhr.

Der heiße Tag war nun zu Ende, und Christoph eilte zu seinem Freunde nach Gablenburg, dem er den ganzen Verlauf der Sache erzählte, und bei dem er übernachtete. Des andern Tages besuchte er einen Bekannten, ebenfalls einen Provisor in der Umgegend von Roßgarten. Die prachtvolle Gegend mit ihren Weinbergen und herrlichen Dörfern, und lieblichen hellgrünen Buchen- und Eichenwäldern, und den mäßig hohen Bergen, namentlich auch der rothe Berg, von welchem das Stammschloß der Landesfürsten in die herrlichen Gefilde herabschaute, beschäftigten die Aufmerksamkeit unseres Wanderers, und machte einen um so lieblichern Eindruck auf ihn, als er den Tag vorher des Tages Last und Hitze getragen hatte.

Er war auf seinem Wege so sparsam, daß er sich in Roßgarten von den, ich meine 8 Gulden, die er von Hause mit sich genommen hatte, eine alte Taschenuhr und eine Kappe kaufen konnte, ob er gleich einen Weg von etwa 18 Stunden von seiner Heimath bis nach Roßgarten und zurück zu machen hatte.

Er kehrte nach Hause zurück, und erzählte seinen Verwandten und Freunden den Erfolg seines Examens, so weit er's unparteiisch vermochte; das richtige Resultat mußte das Zeugniß enthalten, das er erwartete, und das nicht lange ausblieb.

Eines Tages rief ihn der Pfarrer zu sich, und sagte ihm, sein Zeugniß sei angekommen, und enthalte das Prädikat **ziemlich gut** in den Hauptfächern. Christoph schätzte sich glücklich, war dessen zufrieden, und wirklich, wenn man seine kurze Vorbereitungszeit und seine Jugendjahre, in denen er nur zur Winterzeit regelmäßigen Unterricht genoß, in Rechnung bringt, so konnte nicht mehr verlangt werden. Der HErr war mit ihm, Ihm sei Lob, Anbetung, Preis und Ehre gebracht von nun an bis in Ewigkeit! Amen.

Nun war wiederum eine Stufe erstiegen; Christoph war in einen Wirkungskreis getreten, in dem er freilich vor der Welt keinen großen Glanz um sich verbreitete, wo er aber doch von seinem Heiland auf die Laufbahn geführt wurde, auf der er nach dem Rathschlusse seines Gottes fortlaufen sollte, willenlos, und aufschauend

auf höhere Winke. Willenlos dem HErrn zu folgen, war damals noch nicht seine Sache, die Zukunft sich rosig auszumalen, auf Adlersflügeln aufwärts zu streben, nicht auf den Schwingen des Glaubens an den Gekreuzigten, das lag in seinem Sinn; nicht daß bloß die Sucht zu glänzen einzig und allein die Triebfeder seines Handelns gewesen wäre, nein, die vorbereitende Gnade erregte von Zeit zu Zeit in seinem Herzen eine Sehnsucht nach der Seligkeit in Christo, die er noch nicht erfaßt, wohl aber geahnet hatte. Ueberdieß regte sich in ihm immer noch ein Durst nach Wissen und nach einer Thätigkeit, der ihn oft trieb, weitaussehende Plane zu schmieden.

Als er daher in das Schulfach eingetreten war, und er sich in demselben ein wenig nach allen Seiten orientirt hatte, da regte sich in ihm wieder jenes unruhige Sehnen, und sein Geist schaute hinaus über die Grenzen seines Horizonts. Dieses Sehnen suchte er dadurch zu stillen, daß er sich wieder hinter sein Sprachstudium machte. Latein und das Französische waren seine Lieblingsfächer; allein, da er keine Anleitung hatte, so verschlang er Alles, was er las und hörte, und formlos ungeordnet durchkreuzte sich Alles in ihm, wie in einem Chaos schwebte sein Geist; aber der HErr hielt seine Hand über ihn, daß er nie in positiven Unglauben verfiel, obgleich ihm der richtige Standpunkt fehlte, von welchem aus er Alles beurtheilen, und jedem Gegenstand seine gehörige Stelle hätte anweisen können. Die Natur war ihm damals näher, als das Buch der Bücher, und in seinem Herzen, dem dritten Buch, waren die Züge so verworren, daß sie eher unleserlichen Hieroglyphen glichen, als einer deutlichen Schrift. — Die Werke des Erhabenen in der Schöpfung, der Sternenhimmel, das Tages- und das Nachtgestirn, die tausend über seinem Haupte schwebenden Welten, der dunkle Tannenwald, der die heimathlichen Gebirge deckte, das Rauschen des Baches, die Blume im Thale und auf dem Felde; dieß Alles stimmte seine Seele zu sanfter Melancholie, in welcher er sich wohl fühlte, und so zu sagen schwelgte. Todesgedanken, eine Sehnsucht nach dem Himmel entstiegen seiner Brust, sein Auge blickte hinauf nach jener bessern Welt; aber es war noch nicht der Glaube, der die Welt überwunden hat. In dieser Stimmung wandelte er gern

allein in der Abenddämmerung, beim Mondscheine, auf einsamen Pfaden, hinaufblickend nach oben, von wo doch hie und da ein Lichtblick mitten durch die flimmernden Sterne durchdrang, und in seiner Seele jenes wahre Sehnen nach Versöhnung in dem Blute des Lammes weckte. Der Gottesacker, der jenseits des Dorfes über einem Thale lag, war der Ort, den er oft besuchte, und wo er manche stille Thräne auf den Gräbern seiner ihm vorangegangenen Freunden und Theuren weinte. Gerne hätte er mit ihnen ihr Loos getheilt, und sein Haupt in die kühle Erde gelegt, so wehmüthig war seine Stimmung. Ich habe erst kürzlich noch einen Aufsatz unter seinen Papieren gefunden, den er damals, es war im Jahr 1819, verfaßt hatte, und der jene beschriebene Stimmung deutlich ausdrückte. In dieser Zeit fiel ihm ein Buch in die Hände, das in ihm jene Gemüthsverfassung unterhielt und nährte, und das er jetzt bei seiner gereifteren Erkenntniß seines Herzens, der heil. Schrift und des Gnadengeheimnisses entschieden verwerfen muß. Es waren die Stunden der Andacht; er sog aus demselben, anstatt das Gift, den Honig, wie die Biene. Es war überhaupt die Beschreibung der Natur, die er in demselben auffaßte, und es gehörte zu seinem Entwicklungsgange, durch die Natur zur Offenbarung geführt zu werden.

Damals fielen ihm auch Stillings Scenen aus dem Geisterreich in die Hände, die ihn mächtig ergriffen, und ihn in eine Sphäre hineinzogen, in der seine Phantasie Stoff genug bekam, sich zu beschäftigen. Aber auch sein religiöses und moralisches Gefühl wurde mächtig angeregt durch jenes Buch. Jene Scenen flößten ihm einen Ernst der Ewigkeit ein, zogen ihn aus dem gemeinen Alltagsleben aufwärts in eine Welt, die so ganz verschieden von dem gewöhnlichen niedern Treiben war. Daß er die Scenen wörtlich für wahr hielt, braucht kaum bemerkt zu werden. — Merkwürdig ist, daß er damals die Lehre von der Wiederbringung nicht in jenem Buche sah.

Ganz im Gegensatz mit diesem war eine andere Lektüre, die ihn, anstatt hinauf, eher hinab hätte ziehen können. Er bekam wie durch Zufall einen Roman zu Gesichte, den er unausgesetzt von Vorne an bis ans Ende las, und der jenes romantisch-platonische Gefühl wieder in ihm aufregte, das schon früher in ihm erweckt

worden war. So streifte er an manchen Klippen vorbei, und nur die ewige Liebe wachte über ihn, und ließ ihn nicht gar versinken.

Wir haben nun den Irenius nach seinem Innern beobachtet; wir wollen nun auch noch einen andern Punkt berühren, wir meinen sein Verhältniß zu dem Hause, in welchem er sich befand.

Der Schullehrer, unter dem er stand, war ein braver und rechtschaffener Mann, der seinem Amte mit Treue und Gewissenhaftigkeit vorstand, und der auch Christoph alle Dienstgefälligkeiten erwies, die in seinen Kräften standen; auch seine Frau hatte gute Eigenschaften, hingegen sah sie mehr auf den materiellen Nutzen, als ihr Gatte; sie verlangte von ihren Provisoren, daß sie auch Haus- und Feldarbeiten verrichten sollten, und da Christoph sein Hauptaugenmerk auf seine Studien richtete, obwohl er sich den äußern Geschäften nicht ganz entzog, so war sie manchmal unzufrieden mit ihm, obgleich sie ihn sonst aufrichtig liebte; sonst hatte sie, wie gesagt, manche gute Eigenschaften; sie war aufrichtig, sagte einem die Wahrheit ohne Umschweif ins Gesicht, und da sie jetzt nicht mehr im Lande der Lebendigen weilt, so wünscht Christoph von Herzen, sie möge von Christo in Gnaden angenommen worden sein.

Es ist freilich wahr, daß, da Christoph alle körperlichen Arbeiten als für ihn unnütz und zeitraubend betrachtete, er in denselben wenig Fertigkeit hatte, und somit den Tadel mit Recht verdiente. Außerdem wurde die Handarbeit von den Unterlehrern mit einem gewissen herkömmlichen Recht gefordert, während hingegen diese sie als entwürdigend und nicht zu ihrem Berufe gehörend ansahen.

In dieser Lage sandte ihm der HErr einen treuen Freund, einen Collegen, der ein Filial in der Nähe von Baierquell zu versehen hatte, und an den Samstagen und Sonntagen bei ihm wohnte. — Es war eine theure, edle Seele. An seiner Brust thaute Christophs Herz nach und nach auf, und es knüpfte sich zwischen beiden ein inniges Band der Liebe und Freundschaft.

Der Jüngling hat ein Bedürfniß nach einem Freunde, und dieß ist ein so ganz natürliches, daß es unnatürlich erscheint, wenn dasselbe sich nicht kund gibt; aber oft entscheidet die Wahl eines

Freundes über das ganze Leben eines Jünglings. Nicht alle Jünglinge lieben sich, wie David und Jonathan; nicht alle und jede suchen vereint Christo zu dienen. Darum, geliebter Jüngling, sei vorsichtig in der Wahl eines Freundes, und wähle dir keinen, der Christum nicht lieb hat. Christoph fand in seinem Freunde eine edle Seele, die nicht ferne vom Reiche Gottes war; und beide theilten Freud und Leid mit einander.

Uebrigens dauerte dieses liebliche Verhältniß nicht lange; Graumann, Christophs Freund, wurde eine Stelle in einer andern Gegend übertragen, und so wurden beide getrennt. Auch er wurde schon frühe in der Schule der Leiden geprüft, indem er auf einem Feldzug nach Frankreich die Mühseligkeiten, die das Kriegshandwerk mit sich bringt, erfahren, und später eine sehr gefährliche, langwierige Krankheit durchmachen mußte, von der er jedoch wieder genas, und Christoph hofft, daß diese Prüfung ihre gesegnete Wirkung gewiß nicht verfehlt hat.

Nun noch Einiges über die äußern Verhältnisse Christophs. — Was sein Einkommen betrifft, so bestand es, wenn ich mich recht erinnere, nebst freier Wohnung und Kost aus 40 Gulden jährlich, außer welchen sich noch andere kleine Hülfsquellen für ihn eröffneten, die er um so nöthiger hatte, als er immer noch seine arme Mutter unterstützte. Es wohnten nämlich im Mittelthal an der Murg zwei Jäger, die ihn um Musik-Unterricht, der eine in der Violine, der andere im Klavier, ansprachen; er nahm dieß Anerbieten mit Freuden an, und da es Sommerszeit war, wo er nur einen halben Tag Schule zu halten hatte, so machte er täglich jenen etwa eine Stunde weiten Weg hin und her, und erhielt von jedem 6 Kreuzer für die Unterrichtsstunde, die Reise mit eingerechnet.

Um ferner seine Einnahme zu vermehren, aus welcher er sich kaum anständig kleiden und die nöthigen Bücher kaufen konnte, und um seine Eltern unterstützen zu können, trieb er außerhalb seinem Geburtsort sein früheres Gewerbe bei Hochzeiten und Tänzen, jedoch selten und heimlich fort, weil es ihm öffentlich als Lehrer, und natürlich mit Recht, untersagt war.

Aber einst wurde er auf eine ernste und ihm unvergeßliche Weise auf diesem verbotenen Wege ergriffen und zur tiefern Er-

kenntniß jener Sünde geführt. Es begab sich nämlich, daß er zu einer Hochzeit, die in einem Dorfe, das ungefähr 1½ Stunden von Baierquell entfernt lag, als Musikant bestellt wurde. Er folgte dem Rufe mit geschlagenem Gewissen, und während er musizirte und es in seinem Innern kämpfte, bemerkte er unter den Hochzeitgästen einen seiner Collegen, von dem er Ursache zu befürchten hatte, er könnte ihn bei seinen Vorgesetzten anzeigen. Jetzt entstand ein furchtbarer Kampf in seinem Innern; er hatte in der Wirthsstube seines Bleibens nicht mehr, und trat hinaus ins Freie.

Es war eine stockfinstere Nacht; sein Auge blickte hinein in das Dunkel, welches mit seinem Innern, das auch von Finsterniß umlagert war, im Einklang stand; — schreckliche, schauderhafte Bilder tauchten in seiner Seele auf, die sich seine Phantasie mit grellen Farben ausmalte; starr sah er dann wieder den vor ihm liegenden schwarzen Tannenwald an, und in fürchterlichen Akkorden stimmte das Rauschen des über Felsen an dem Gasthofe vorbeiströmenden Murgflusses in die sich durchkreuzenden Gedanken des halb Verzweifelten. Wie ein Blitzstrahl fuhr's durch seine Seele: „Was wird aus dir werden?“ Wenn ich mich recht erinnere, so entschloß er sich da, mit Verzichtleistung auf jenen so sauer und sündlich erworbenen Gewinn, ein anderes Leben zu beginnen, und von nun an jenem Gewerbe ganz zu entsagen.

Mit diesem Vorsatze im Herzen kehrte er wieder in die Wirthsstube zurück, und sobald der Tag angebrochen war, kehrte er nach Baierquell zurück. Die Sache kam übrigens nicht aus, und der HErr benützte jene Angst als ein Mittel, ihn von dieser seiner Sünde ein für alle Mal gründlich zu heilen; denn ich erinnere mich nicht, daß er von jener Zeit an je wieder sich als Musikant habe brauchen lassen, und es wandelte ihn in der Folge ein großer Widerwillen gegen seine Violine an, weil er, so oft er nur die Saiten berührte, unwillkührlich in Gedanken auf den Tanzboden im Geiste sich versetzt, und alle die sündlichen Bilder vor sich sah, die jetzt seine Seele mit gerechtem Abscheu erfüllten.

Ach, wie viel Versündigungen, worüber er sich jetzt noch beugen muß, hat er sich damals zu Schulden kommen lassen. Nicht daß er in andere grobe Sünden gefallen wäre; aber ein solcher

Beruf ist schon an und für sich sündlich, und führt nicht nur zu Sünden. Gottlob, das Blut des Lammes hat sie getilgt, und auch jene Wunden geheilt.

Endlich sehnte sich Christoph auch einmal hinaus, von seinem heimathlichen Boden weg, in die Fremde, wo er mehr Gelegenheit und Zeit zu seiner fernern wissenschaftlichen Ausbildung zu finden hoffte, da ihm hiezu sein jetziger Beruf und Posten wenig Gelegenheit darbot.

Noch muß ich, ehe wir weiter gehen, ein Geschäft erwähnen, das ihm viel Verdruß und Mühe machte, und dessen er sich nicht wohl entschlagen konnte, da es ihm von Seiten des Pfarrers aufgetragen wurde. Es bezog nämlich derselbe alljährlich 25 Klafter Besoldungsholz, das ihm die Bauern nach einem nicht gerade rechtlichen Herkommen gratis zum Hause lieferten. Sie hatten dieß sehr gerne aus Gefälligkeit den übrigen Pfarrern gethan, und waren auch bereit, diesen Dienst dem Pfarrer K. zu erweisen; als er aber anfing, überall seine Genauigkeit und seinen Geiz zu offenbaren, so wurden sie mit Unwillen gegen ihn erfüllt, und fingen an, einen solchen Liebesdienst nach und nach gänzlich zu verweigern. Wenn der Herbst heranrückte, so wurde der Provisor beauftragt, die Fuhrleute auf den entlegenen Höfen zu bestellen; und da diese aus obigen Gründen dem Pfarrer nicht mehr Holz führen wollten, ihre Gesinnung aber nicht direkt heraussagten, sondern unter allerlei Vorwänden den Beauftragten vom Halse zu schaffen suchten, so brachte Christoph in der Regel eine abschlägige Antwort ins Pfarrhaus. Da ließ nun der Pfarrer seinen Zorn in Gegenwart Christophs fürchterlich aus, der ganz bescheiden und demüthig neben der Thüre voll Angst und Furcht stand, bis der heilige Mann ausgetobt hatte. Das stolze, hochfahrende Betragen dieses Mannes wurde ihm, da er von jeher ein Freund der Freiheit war, und unrechtmäßige Fesseln nicht tragen mochte, nach und nach so lästig, daß er auch aus dieser Ursache wünschte, weiter zu kommen, und da er ferner, freilich mit Unrecht, den Schluß machte, die Schullehrer stehen überall unter der Tyrannei und Botmäßigkeit der Pfarrer, so war dieß mitunter ein Grund, warum er sich sehnte, den Schullehrerstand verlassen zu können. — Schließlich bemerke ich noch hier,

daß der Pfarrer Klopfstein endlich sich genöthigt sah, sein Holz um den Lohn fahren zu lassen, wenn er's zu Hause haben wollte, und dieß empörte ihn unter andern dergestalt, daß er sich oft in bittern Unwillen über die Leute in Baierquell ergoß, und sie nur die groben Baierqueller nannte.

Ueberdieß war ihm sein Beruf, da er ein schwerfälliger, fetter Mann, und die Pfarrei außerordentlich groß war, sehr beschwerlich, und er meldete sich mehrmals auf einen andern Posten. Da er jedoch vom Consistorium nicht versetzt wurde, so wurde er so sehr aufgebracht, daß er einst auf dem Wege nach einem Filialdorf, wo er predigen sollte, anfing mit Gott zu rechten, weil Er ihm nicht eine andere, weniger beschwerliche Stelle verschaffe. — In der Folge wurde ihm seine Bitte gewährt, und er ins mildere Unterland versetzt; allein kaum war er einige Jahre daselbst, so fing er an, an einem Bein zu schwellen, und litt mehrere Jahre fürchterlich. Christoph sah ihn in diesem Zustand, und, so viel er damals beurtheilen konnte, so war sein Starrsinn etwas gebrochen. Das von ihm ersparte Geld ging auch zu Grunde; seine einzige Tochter verheirathete sich mit einem ausgelassenen und ausschweifenden Menschen, der in kurzer Zeit sein Vermögen durchbrachte, und der, nachdem er sich nicht mehr halten konnte in Europa, mit der ungerathenen Tochter nach Amerika auswanderte. Klopfstein starb endlich, und wurde noch nach seinem Tode für bankerott erklärt. Seine Frau folgte ihm bald nach, und dem hinterbliebenen Sohn, dessen Aufführung gut und rechtschaffen war, blieb nichts übrig von dem bedeutenden Vermögen seiner Eltern. Ein solches Ende nahm der Mann, den Christoph für einen zweiten König hielt, oder für den er wenigstens als Knabe und Provisor so viel Respekt als für einen König hatte. Schade für denselben, der trotz seinen Fehlern, seiner Derbheit, mit einem sonst aufrichtigen Sinn eine große Bibelkenntniß verband, so daß er eine Menge Bibelstellen nach Kapitel und Versen zu zitiren im Stande war, und als Prediger nicht gemeine Gaben besaß. — Möchte er doch, da er den Heilsrath theoretisch kannte, auf seinem Todbette Buße gethan, und bei Jesu Vergebung der Sünden gesucht und gefunden haben.

Sechstes Kapitel.

Er wird auf eine andere Stelle versetzt.

Christoph hatte 2½ Jahre ungefähr in Baierquell als Provisor zugebracht, und war nicht ganz 20 Jahre alt, als er eine Bittschrift an das königliche Consistorium einsandte, worin er um Versetzung auf ein anderes Provisorat bat. Pfarrer Klopfstein begleitete seine Bittschrift mit einem günstigen Zeugnisse; denn Christoph war im Grunde bei ihm wohl angeschrieben, und im Frühjahr 1820 erhielt er eine Vokation nach Schutzach im Unterlande. Allein er konnte seine Stelle nicht sogleich beziehen; denn acht Tage vor der Berufung warf ihn eine gefährliche Brustentzündung aufs Krankenlager, von der er sich jedoch bald wieder mit Gottes Hülfe erholte, doch so, daß er mehrere Jahre hindurch eine kranke, schwache Brust behielt. Der HErr gebrauchte auch dieses Mittel, ihn vom gänzlichen Verderben und groben Sünden zurückzuhalten. Es war jetzt hohe Zeit, daß er seine väterliche Heimath verließ; mehr und mehr nahm Zügellosigkeit und Sittenverderbniß um ihn her zu, und die Schlange suchte auch ihn auf alle mögliche Weise zu berücken, und stellte ihm überall Netze; sogenannte Freunde und Kameraden suchten ihn einzuweihen in ihre Gräuel und Sünden, und er muß ausrufen: Gedenke, HErr, nicht der Sünden meiner Jugend und meiner Uebertretung, und anbeten die Treue seines Heilandes, der ihn nie außer Acht ließ.

Nachdem er von seinem Krankenlager aufgestanden war, reiste er mit seinem Bruder David, der damals im Unterlande angestellt, und auf Besuch zu Hause war, gegen die Vorstellung seines Lehrers Senf halbkrank ab. Sein Bruder war damals in einem traurigen Gemüthsstand; schon früher hatte er eine Lehrerstelle in Winterberg bekleidet, und war in leichtsinnige Gesellschaft gerathen; namentlich hatte ihm ein alter abgesetzter Schulmeister die schändlichen Grundsätze des Deismus und des Unglaubens in die Seele gehaucht. Christoph, welcher an dem Glauben an seinen Gott festhielt, vertheidigte die Lehre von der speziellen Vorsehung bei einem Besuche, den er einst bei seinem Bruder machte, gegen beide; da fingen sie an seiner zu spotten und zu lachen, daß er so thöricht sei, zu glau-

ben, daß Gott sich um die kleinsten Dinge und Umstände der Menschen bekümmere. Dieser Unglaube hatte David natürlich mehr in die Sünde verstrickt, weil er nun nach seiner Meinung keinen Wächter mehr über sich hatte. Der arme Jüngling schwatzte nach, was ihm jener Mensch vorschwatzte. Ungefähr in dieser Stimmung befand sich damals David, als er mit seinem Bruder Christoph ins Unterland zog; nur mit dem Unterschied, daß bereits ein gewisser Zwiespalt in seinem Innern begonnen hatte, dessen Dasein eine sichtbare Unruhe beurkundete.

Die Abreise geschah, ich meine, im Monat Mai. Nie hatte Christoph, obgleich er einen großen Theil seiner Lebenszeit außerhalb dem väterlichen Hause zugebracht hatte, seinen Bestimmungsort so weit entfernt suchen müssen, als dießmal; darum fiel ihm auch sein Abschied wieder schwer aufs Herz; auch die Seinigen waren besonders über ihn in Kummer, da sie ihn jetzt, noch kaum genesen, ziehen sehen mußten. Die meisten weinten, auch die alten Großeltern, deren ganze Liebe er ununterbrochen genossen hatte, waren tief betrübt. Wenn er sich früher mit der Aussicht auf bessere und frohere Zeiten getröstet hatte, und es ihn unwiderstehlich aus seiner Heimath hinaustrieb, so schwanden jetzt im Augenblick der Trennung alle diese Hoffnungen und Aussichten, und er ließ nur dem Schmerz Raum, der alle übrigen Gefühle verdrängte.

Nachdem sie eine Weile zusammen geweint hatten, so riß er sich los, und zog seine Straße traurig. Der Vater begleitete seine beiden Söhne eine Strecke weit, und wandte sich dann, nachdem er ihnen noch einige Ermahnungen gegeben hatte, mit nassen Augen gegen Baierquell um. — Benjamin hatte ein weiches Gemüth, und liebte seine Kinder, besonders Christoph, zärtlich; Schade, daß er nicht einen festern Charakter hatte, daß er nicht in Christo die rechte Kraft mit Ernst zum Ueberwinden suchte.

Christoph vergnügte sich jetzt mit dem Gedanken, die Seinen bald wieder sehen zu dürfen, und in kurzer Zeit trockneten seine Thränen einigermaßen. Beide Brüder verließen nach einer halben Stunde das Murgthal, und stiegen durch einen Tannenwald aufwärts auf eine lange, weite Bergebene, welche mit Haidekraut und sparsam mit Eichen, Tannen und Buchen bewachsen war. — Auf

dieser Einöde, die nur das Gezwitscher einiger Waldvögel belebte, wandelten sie eine Zeitlang fort, und kamen endlich nach Eisenwald, ein kleines Dörfchen mit großen Bauernhöfen, wo sie eine vermögliche Base besuchten, die sie freundlich aufnahm. — Von da wandten sie sich gegen das mit hohen Gebirgsketten und Wäldern umgebene Enzthal, das der Fluß gleiches Namens durchströmte. Nur einzelne Häuser und Höfe trafen sie unterwegs, die der Enz entlang an die beiden Ufer gebaut waren. Dieser Fluß trägt auf seinem Rücken große Flöße von Holz und sogenannten Holländerbäumen, die nach den Niederlanden in den Neckar, und von da in den Rhein geflößt werden; und ob derselbe gleich in jenem Thale noch klein und nicht schiffbar ist, so wissen ihn doch die Schiffer durch Wasserbehälter oder Teiche, die sie anschwellen lassen, zu verstärken, und deren Schleuße man zur Zeit der Abfahrt der Flöße öffnet.

Sie trafen weiter unten im Thal auf den Christophelshof, das Enzklösterle, wo im Mittelalter ein Nonnenkloster gestanden haben soll, und gelangten noch bei guter Zeit ins Wildbad, wo sie die Anlagen und Badeanstalt besahen, und sich durch ein Bad stärkten. Des andern Tags früh machten sie sich auf den Weg; das wilde Thal wurde nach und nach freundlicher und milder; sie kamen nach der Stadt Neubürg, wo eine alte zerfallene Burg stand, deren großartige Trümmer von einem isolirten Berg herab ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, und allerlei Gedanken über Vergangenheit und Vergänglichkeit in Christophs Seele erweckten. Nach einigen Stunden gelangten sie nach Pforzheim, einer gewerbsamen Stadt an der Enz, wo sie eine Erfrischung zu sich nahmen, und sich einige Zeit aufhielten.

Unterwegs stritten sich die beiden Reisenden, ob gewisse Gewächse, die links an der Landstraße am Berge standen, Bohnen oder Weinreben seien? Christoph behauptete das letztere, und David das erstere. Sie wurden eifrig; indeß bemerkte ein Landjäger ihren Eifer, und als er die Ursache des Streits vernahm, entschied er zu Christophs Gunsten. Ich führe diesen unbedeutenden Umstand nur deßwegen an, um zu zeigen, wie geringfügige Dinge zu großen Streitigkeiten führen können, wenn sich Rechthaberei ins Spiel

mischt; bei solchen Dingen ist's oft besser, das Recht beim größten Recht fahren zu lassen, als zu disputiren.

Jetzt durchwanderten sie noch einige Ortschaften, immer dem Enzthale folgend, das sich jetzt bedeutend erweitert, und liebliche, fruchtbare Gauen dem Auge aufgeschlossen hatte, bis sie nach Lutzigen kamen, von wo aus sie noch eine Stunde bis nach Schutzach, dem Bestimmungsort Christophs, zu gehen hatten. Sie gingen durch einen schönen Buchen- und Eichenwald, und je näher sie Schutzach kamen, desto erwartungsvoller spähten seine Augen nach der Gegend des Dorfs hin. Am Ende des Waldes angekommen, sahen sie endlich einen Theil desselben, und den Kirchthurm emporragen. Ich weiß nicht, wie es Christoph zu Muthe war, ob wohl oder weh? Es war — glaub' ich — ein Gemisch von Gefühlen, die sich gegenseitig verdrängten, und von denen keines die Oberhand behielt, bis sie sich endlich, nachdem sie beide unter dem Schatten eines Baumes sich gelagert hatten, von wo aus man das Dorf sehen konnte, in eine tiefe Schwermuth auflösten, gleich als ahnete er nichts Gutes.

Schutzach liegt in einem freundlichen Wiesenthale, durch das sich ein kleines, seichtes Bächlein, dessen Ufer mit Weiden und Erlen bewachsen waren, hinschlängelte. Die Nordseite des Thales war mit Weinbergen bepflanzt, weiter hin erhob sich ein Berggipfel, der mit Waldung bedeckt war; die Südseite enthielt Getreide- und Gemüsefelder; es war eine herrliche Gegend; aber sie däuchte ihn lange nicht so schön, als sein dunkler, düsterer Schwarzwald. — Uebrigens hatte das Thälchen etwas Melancholisches, man verzeihe diesen Ausdruck, und Christoph fand in demselben etwas seinem Zustand Verwandtes.

Endlich erhoben sie sich, und traten in das Dorf, das aus zwei Reihen Häuser bestand, ein; auf einem Hügel lag die Kirche, und daneben das Pfarrhaus, an das ein freundlicher Garten stieß, welcher mit allerhand nützlichen Gewächsen bepflanzt war.

Bei ihren Eintritt in das Dorf erkundigten sie sich nach dem Schulhause, und man wies ihnen ein altes Gebäude, dessen Aeußeres keinen anziehenden Anblick gewährte. Ein Mann mit einem blassen, langen Gesichte kam ihnen entgegen, und empfing sie; seine

Sprache klang wie die eines Betrunkenen; in seiner ganzen Haltung und seinem Aeußern gab sich eine Nachläßigkeit kund, die Christoph ganz entmuthigte, da er sich als den Schullehrer ankündigte. Die Frau Schulmeisterin kam nun auch herzu, die mit ihrer Ehehälfte ziemlich zu harmoniren schien. Am besten noch gefiel ihm die alte Großmutter. Ein kleines Töchterchen, das man ihm vorstellte, trug die Spuren einer vernachläßigten Erziehung. Ein kleines Kindlein, blaß und abgezehrt, einem Todtengerippe ähnlich, lag in einer Wiege, und war dem Tode nahe. Unordnung und Unreinlichkeit herrschten im ganzen Hause, und auf den Gesichtern sprach sich Unzufriedenheit, Elend und Gram aus, so daß Christoph gern wieder nach Hause zurückgekehrt sein würde, wäre es in seiner Macht gestanden, so unheimlich war es ihm.

Hierauf begaben sich beide ins Pfarrhaus. Der Pfarrer Stamm, ein Mann mittlerer Größe, mit einem etwas finstern Gesicht, las Christophs Zeugnisse, und empfing beide sehr freundlich; sein durch ein am Auge befindliches Muttermaal etwas entstelltes Angesicht heiterte sich auf; er wurde gesprächig, und theilte ihnen die räthselhafte Geschichte des Schulmeisters Weinhold in kurzen Worten mit: Weinhold war ein Trunkenbold, und da er seine Schule vernachläßigte, so wurde ihm zur Strafe ein Provisor beigegeben; nun hatte er beim Abzug des letztern gehofft, er werde ferner von einem solchen lästigen Gehülfen verschont bleiben; allein er betrog sich, und darum war der Willkomm Christophs kalt und unfreundlich, wiewohl dieser daran nicht Schuld war. Frau Weinhold war sehr träg, und man sagte von ihr, sie habe aus Trägheit ihrem Manne, anstatt eines Frühstücks oder der regelmäßigen Nahrung, hie und da Branntwein vorgesetzt, und so habe er sich an das Laster der Trunkenheit gewöhnt. Weinhold hatte manchmal Anwandlungen von Reue und Buße, besuchte hie und da die christlichen Versammlungen; allein er hielt nicht an im Wachen und Beten, und mußte daher wieder ausgeschlossen werden. So viel erfuhr Christoph von ihm. — Pfarrer Stamm sprach Christoph Muth ein, und erbot sich, ihm mit Rath und That beizuspringen; daher ergab er sich in sein Schicksal, das unter der Leitung seines himmlischen Vaters stand, und der ihn hier in eine Schule geführt

hatte, in der er lernen sollte, sich immer mehr unter die Hand seines Gottes zu fügen und zu beugen.

Der Bruder David, dem seine Lage ernst und tief zu Herzen ging, trennte sich jetzt von ihm, und der Abschied war beiden unter den bewandten Umständen sehr schwer. Hätte Christoph seinen Gott und Heiland recht gekannt, so hätte er deutlicher die Wege Gottes erfassen und beurtheilen können. Doch suchte er Trost im Gebet, und Aufmunterung bei Pfarrer Stamm, zu dem er täglich ging, und dessen Haus ihm zu jeder Zeit offen stand.

Die Schule fand er in einem elenden Zustande, wie es auch nicht anders sein konnte; denn der Schullehrer brachte es nie über sich, nur einen halben Tag lang unausgesetzt in derselben zu bleiben; er lief aus und ein, und nicht selten war sein Kopf mit Branntwein benebelt; daher hielt Christoph fürs beste, die ganze Schule, ohne auf den Schulmeister Rücksicht zu tragen, zu übernehmen, was freilich Weinhold wieder nicht angenehm war, der endlich fast nicht mehr sich in der Schule sehen ließ. Irenius war dieß recht, und er schaltete und waltete jetzt nach seinem Gutbefinden, führte Ordnung und Zucht ein, so weit er's verstand, und erlangte bald das Zutrauen und die Liebe seiner Schüler und deren Eltern.

Einen Fehler beging er übrigens, daß er sich nicht frei und offen mit dem Schulmeister besprach, und die Zügel ohne vorhergegangene Erklärung ergriff, wenn gleich hiezu Weinhold durch sein Betragen Veranlassung gab. — Die freie Zeit, die er hatte, brachte er im Schulzimmer zu, wo er seine frühern Studien fortsetzte. Er hatte hier mehr Muße für das Studium, als früher, und außerdem gab ihm Herr Stamm, dessen Kinder er unterrichtete, gründliche Anleitung in den Sprachen. Zu Hause schon hatte er von sich selbst einen Anfang im Griechischen gemacht, und eine ebräische Grammatik überkommen; den Unterricht in ersterer Sprache setzte er nun auch hier fort.

Bei dieser nun anscheinend erträglichen Lage erwachte wieder sein altes Uebel, das Heimweh, und peinigte ihn sehr; er schrieb die kläglichsten Briefe nach Hause, und malte in denselben seinen Zustand mit solchen Farben aus, daß die Seinigen um ihn sehr

bekümmert wurden, besonders waren seine Großeltern, die damals noch lebten, wegen seiner in großer Sorge. Herr Stamm, dem seine Gemüthskrankheit nicht entging, gab sich alle Mühe, ihn aufzuheitern; er ging mit ihm spazieren, nahm ihn mit sich auf Besuche, und that wirklich viel an ihm; doch wirkten diese Palliativmittel nur auf kurze Zeit, und war er in seinem Schlafzimmer, das einer Zelle ähnlich war, so kehrte der ganze Jammer wieder in sein Gemüth zurück; die Thränen flossen, und er war mit seinem Geiste in der Heimath. Zuweilen suchte er sich dadurch, wie auch schon früher, Erleichterung zu verschaffen, daß er einen Berg bestieg, der sich auf der Nordseite des Schutzacher-Thales befindet, und hinblickte nach den fernen Gebirgen des Schwarzwaldes, der sein Dorf und sein Thal in sich barg; und wenn auch sein Auge auf mehrere Stunden hin die sein Thal umgebenden Gebirge nicht erreichen konnte, so wurde doch sein Herz etwas erweitert, wenn er nur die an seine Heimath angrenzenden Gebirge von ferne sehen konnte. Armer Irenius! du kennest noch nicht recht das Heimweh nach dem wahren Vaterland, das droben, und das ewig ist. Selig bist du, wenn einmal jene Sehnsucht dich ergreift, die nach oben zieht; selig bist du, wenn du das rechte Heimweh hast, wie Paulus, der Lust hatte abzuscheiden, und bei Christo zu sein.

Gott benützte auch wieder, wie früher, das Heimweh, ihm seine Sünden zu offenbaren, besonders die Sünden des Ungehorsams gegen seine Eltern, und der Unverträglichkeit gegen seine Geschwister; er schrieb einen reumüthigen Brief nach Hause, und bat alle seine Verwandten, und namentlich seine Eltern, herzlich um Verzeihung.

Oft wechselte mit dieser Stimmung ein anderes, wodurch sein Geist wieder erheitert wurde; es bestand in einem innern, unaussprechlichen Wonnegefühl, in einem seligen Frieden, der noch nicht aus dem sich bewußten Glauben, und aus dem Bewußtsein der Versicherung der Vergebung seiner Sünden entsprang, aber doch von einem Lichtblick aus der Ewigkeit, der in seine hell-dunkle Seele hineinfiel, bewirkt wurde. Namentlich erinnert er sich eines Abends, wo er in solcher Stimmung sich befand, als er in der Dämmerung das bunte, liebliche Wiesenthal hinauf lustwandelte,

und in seinem Gott vergnügt und selig vor Freuden hüpfte und jauchzte, während ein balsamischer Geruch der Blumen ihm entgegen duftete, und nur noch einige Vögel, und die nach Hause kehrenden Landleute die feierliche Stille der Nacht unterbrachen, die mit ihrem Schleier die Erde umhüllte. Ein andermal hatte er auf einem Berge, der mit Buchen bewachsen war, dem Untergange der Sonne zugesehen, bei dessen Anblick ihn ein solches Freudengefühl erfüllte, daß er, von Freude und Wonne erfüllt, alle Mühseligkeit und alle Leiden vergaß, die ihn sonst bestürmten. So ließ es der treue Gott und Heiland ihm nie an der nöthigen Erquickung fehlen; auch im Gebet, das er zu jener Zeit nicht vernachläßigte, bekam er manche Stärkung und Erquickung, und dieß war ihm nothwendig in seinem Kampfe, den er unter dem Gesetze noch kämpfte, da die Sünde anfing in seinem Innern sich kräftiger zu regen. Er betete oft, that Gelübde; aber die Gnade war noch nicht mächtig in ihm.

Mitten unter den mancherlei Erfahrungen stand ihm ein treuer Freund zur Seite, der Bruder seines frühern Freundes Graumann, welcher nur eine halbe Stunde weiter unten im Wiesenthal, in Bachweiler, wohnte, und ebenfalls Provisor oder Unterlehrer war. Graumann war ein junger, rüstiger, kräftiger Jüngling von offenem Sinne, mit dem er bald eine innige Freundschaft schloß, welche für seine Seele von heilsamem Einflusse war, da auch er nach dem Wege fragte, der zum Leben führt, und Christoph mit Rath und That, da er schon mehr Erfahrung hatte, nützlich sein konnte.

Ein solcher Freund war ihm Bedürfniß, weil die beständige Einsamkeit ihm oft schädlich war, indem seine regellose, ungezügelte Phantasie, die sich in allerhand sündlichen Bilder verlor, noch nicht unter dem Gehorsam des Glaubens stand. — Sein himmlischer Führer sandte ihm stets zu rechter Zeit einen Freund, durch den Er ihm das gab, was er gerade nöthig hatte. Zur Zeit, als sein Gebet noch schwach war, und sein Glaube kaum einem Fünklein glich, da mußte ein Freund ihm die Hand reichen, wenn die Leidenschaften stürmten, und Gefahren der Seele und Leiden ihn umgaben. Es war oft ein gewaltiger Kampf in seinem Innern gegen die Sünde, die immer mächtiger wurde, und ein wunderbares

Gemisch von Gefühlen hauste in ihm; bald betete er heftig und kämpfte kräftig, bald überließ er sich wieder dem Leichtsinn; bald war er düster und traurig, bald ausgelassen und lustig; es fehlte ihm der ewige Halt, sein Haus ruhte noch nicht völlig auf dem Felsen, und er lebte und schwärmte ein Gefühlsleben, das des Glaubens ermangelte.

Nach einiger Zeit beschloß Christoph, eine Reise nach Hause zu machen; und obgleich ihm das Heimweh durch den Umgang mit Graumann erträglicher geworden war, so zählte er doch Tage und Stunden, bis er Ernte-Ferien hatte. Wenn er mit seinem Freunde das Thal hinauf oder hinab oder allein lustwandelte, so betrachtete er immer die Aehren, gleich dem sorgsamen Landmann, ob sie noch nicht zur Ernte reif seien. — Endlich kam die Ferienzeit, und er machte sich auf den Weg, seinem geliebten Schwarzwald zu; es zog ihn der mächtige Magnet der Liebe, und er freute sich sehr, als er wieder die hohen Tannenwälder sah, und die heimathlichen Berge und Thäler durchzog. Mochten andere die dunkelgrüne, düstere Farbe des Schwarzwaldes melancholisch nennen gegen das reizende Hellgrün des Unterlandes, das mit Buchen- und Eichwäldern pranget, die Heimath hatte für ihn einen besondern Reiz, und schwerlich wird sich jemand so innig nach seiner Heimath sehnen, als Ireuius; es war ihm, wie es den Schweizern, auch wie es einigen Griechen sein soll, wenn sie von der Heimath entfernt sind, und er sang damals oft das Schweizerheimweh, das so ganz seine Stimmung ausdrückte.

Er durchzog das Enzthal, und als er dasselbe im Rücken hatte, trat er ins heimathliche Murgthal ein. — Welche Gefühle entstiegen seiner Seele, als er sich mit immer verdoppelten Schritten auf Flügeln der Liebe und der Sehnsucht seiner Heimath näherte. Als er gegen den sogenannten Hohlweg bei den Eichen zuging, blickte ihm der Thurm entgegen, und bald lag das ganze Dorf Baierquell vor ihm. Ueberall grüßten ihn, wie früher, wohlbekannte Freunde und Nachbarn; allein er hielt sich nirgends lange auf, bis er daheim war. Als er im elterlichen Hause ankam, lief ihm alles entgegen mit Wonne glänzenden Gesichtern, die meisten weinten vor Freuden. — Ich schweige von den gegenseitigen Mittheilungen; ich

schweige, denn ein solcher Auftritt läßt sich nicht recht beschreiben; wer's schon erfahren hat, der versteht mich ohne viele Worte.

Die drei Wochen, die er zu Hause zubrachte, vergingen ihm wie drei Tage; er besuchte während derselben seine Verwandten, seine Freunde, und brachte die meiste Zeit im väterlichen Hause zu. — Sonst ging nichts Sonderliches vor, bis zu seiner Abreise.

Der Abschied fiel ihm auch dießmal wieder schwer, wie früher; doch zog er ziemlich erquickt und erfrischt von dannen; auch seine Gesundheit, die immer noch nicht ganz hergestellt war, hatte sich während seines Aufenthalts durch die heimische Luft mit Gottes Hülfe gestärkt. Nach zwei Tagen war er wieder an seinem Bestimmungsort. Der Pfarrer Stamm gab ihm einen sanften Verweis, mehr von Amtswegen, als im Ernste, weil er acht Tage über die Ferienzeit ausgeblieben war; denn im Grunde gönnte er ihm gerne diese Erholung. — Es ging nun wieder nachher, wie wie vorhin, alles seinen gewöhnlichen Gang, jedoch nur noch kurze Zeit, wie wir hören werden.

Damals war es, wo Christoph, ich meine, das erste Mal, etwas Bestimmtes über das Missionswerk hörte. Pfarrer Stamm hatte einen Neffen, der im Missionshause in Rheinau sich für den Missionsberuf unter den Heiden vorbereitete. Auf diesem Wege erfuhr er nun Manches über diese Sache, er las auch das Magazin der Missionsgeschichte, und was war natürlicher, als daß er, da er immer noch im Ungewissen über seinen Lebensberuf schwebte, und sich mit dem Gedanken trug, „der HErr habe ihn zum Prediger bestimmt,“ sich für den Beruf eines Heidenboten berufen glaubte? — Nun hatte seine Phantasie wieder Stoff, sich Bilder und Ideale zu schaffen. Er sah sich schon im Geiste mitten unter den Heiden, umgeben von einer Schaar Bekehrter; es träumte ihm, er halte schon die Abschiedsrede, und das große Weltmeer, und er in einem Schiff auf demselben nach Afrika segelnd, schwebte ihm vor der Seele. Missionsnachrichten waren nun seine Lieblingslektüre, und ein Missionar däuchte ihn ein non plus ultra von Verläugnung, Heiligkeit und Frömmigkeit, ein Wesen höherer Art, und die Missionsschule in Rheinau ein Aufenthalt engelreiner Seelen. Auch glaubte er, bei Aufnahme eines Zöglings in das Institut

begeben sich alle Mitglieder des Missions-Comite ins Gebet, und je nachdem ihnen der HErr unmittelbare Offenbarungen gebe, fassen sie einen Beschluß. Also schwärmte unser Irenius, und das Gefühl und die Erkenntniß seiner Sünden lag ziemlich verborgen in der Tiefe seines Herzens, und vor lauter Enthusiasmus für die Sache des HErrn, vergaß er, daß in seinem Innern die Scheidung zwischen Licht und Finsterniß noch nicht vorgegangen war, und daß ein geheimer Stolz zum Theil die Triebfeder von seinem Feuereifer für die Heidenbekehrung war.

Indessen ereignete sich ein wichtiger Vorfall, welcher nach dem Willen Gottes, wie Christoph glaubt, seinem Lebensgange eine entschiedene Richtung gab. Der Folgen wegen muß ich die Sache genauer erzählen, und der Leser wird einsehen, wie unter der Leitung Gottes die unbedeutend scheinenden Dinge nicht nur in dem Schicksale ganzer Geschlechter und Völker mächtige Veränderungen veranlassen, und Catastrophen herbeiführen, die niemand erwartet hätte; sondern auch in den Lebensgang des Einzelnen mächtig eingreifen.

Die Schrift und die Weltgeschichte liefern hievon merkwürdige Belege. Welchen Einfluß hatte die Geschichte Josephs auf das Schicksal so vieler Seelen! wer hätte geglaubt, daß der Knabe, der als Sklave den Ismaeliten nach Egypten folgte, ein Werkzeug zur Erhaltung vieler Millionen Seelen werden sollte? Moses Errettung aus dem Wasser — welche Folgen hatte sie? Das Capitolium zu Rom wurde einst durch das Schnattern der Gänse errettet, und von Gänsen hing somit das künftige Schicksal Roms ab. Aber Gott ist's, der das Steuerruder führt, der im Großen wie im Kleinen waltet, dessen Walten auch in der Geschichte des Irenius deutlich hervorleuchtet, und zur Verherrlichung seines großen Namens ist ja auch diese allerdings im Verhältniß zu großen Weltereignissen unbedeutende Geschichte geschrieben.

Siebentes Kapitel.

Er nimmt einen Ruf als Lehrer bei den Juden an.

Der Schulmeister Weinhold schuldete einem Juden aus Mückenfeld, von dem er eine Kuh erkauft hatte, eine Summe Geldes. Dieser Jude, Namens Mark, verlangte, als der Termin verflossen war, die Bezahlung. Weinhold mit seiner Familie und Irenius saßen gerade am Mittagessen, als Manuel Mark zur Stube hereintrat. Man zählte Geld, redete ein und anderes, bis endlich Manuel die Frage an Herrn Weinhold that: „Höre Se Härr Scholmäster, wisse Se mer nit a gschickte Provisser (Lehrer) für ma Judegemand?“

Weinhold besann sich eine Zeitlang, und in Christophs Innern hieß es: Dieß wäre vielleicht eine Stelle für dich, und nach einer Weile entdeckte er dem Juden seine Gedanken, der sogleich mit ihm in Unterhandlung trat, und ihn aufforderte, nächster Tage sich nach Mückenfeld zu begeben, weil er die Sache nicht allein über sich nehmen könne. Irenius versprach zu kommen. Unterdessen theilte er seinem Pfarrer die Sache mit, der ihm, da er seine äußern Umstände zu verbessern schien, nicht ab-, sondern zurieth, obgleich er ihn ungern verlor. — Irenius begab sich nach Mückenfeld, und nachdem man lange wegen der Besoldung nach jüdischer Weise gehandelt und unterhandelt hatte, wurde man eins, um 150 Gulden Christoph als Schullehrer anzustellen, der deß zufrieden war.

Er besuchte den jüdischen Lehrer Haran, in dessen Hause die Schule war. Ein langer, hagerer Mann mit einer orientalischen Habbichtsnase, und einem denkenden, offenen Gesichte trat ihm entgegen, und bewillkommte ihn freundlich; eben so auch dessen Gattin, eine gutmüthige Frau, deren Aeußeres viele Geschäftigkeit verrieth. — Beide unterhielten sich gegenseitig über Toleranz und andere Dinge, die Anstellung des Irenius, und ihr beiderseitiges Verhältniß zu einander betreffend, und Haran sprach sich frei darüber aus, daß man gegen den neuen Lehrer, sofern er sich nicht ordnungsmäßig betragen, oder die jüdische Religion antasten würde, rücksichtslos verfahren werde. Diese Offenheit mißfiel Christoph

nicht; doch mußte sich ihm der Gedanke aufdringen, es dürfte wohl zwischen ihnen beiden zu unangenehmen Reibungen kommen.

Hierauf besuchte er den Pfarrer des Orts, an welchen er von Herrn Stamm ein Empfehlungsschreiben hatte. Herr Scharf, so wollen wir ihn nennen, empfing ihn ernst und feierlich, machte wenig Worte. Derselbe war ein Mann von mittlerem Alter, gelehrtem Ansehen, und der in seinem Gesichte ruhende Ernst wurde durch seine krause Perücke, die er trug, und die Frenius damals nicht als solche erkannte, verstärkt. — Seine Predigten waren durchdacht und derb, und er geißelte seine Zuhörer gewaltig; Christoph fürchtete Herrn Scharf, hatte einen großen Respekt vor ihm, und besuchte fleißig seine Predigten und Kinderlehren. Dieß vorläufig von diesem Manne.

Nachdem Christoph in Mückenfeld seine Angelegenheiten ins Reine gebracht hatte, so kehrte er wieder nach Schutzach zurück, von wo aus er nun die Erlaubniß beim Consistorium zur Annahme jener Stelle einholte. Sie wurde ihm bewilligt, wozu Pfarrer Stamm, der sich seiner immer aufrichtig annahm, das Seinige nach Kräften beitrug.

Auf die bestimmte Zeit verließ er seinen bisherigen Aufenthaltsort, wo er nur gegen ein halbes Jahr zugebracht hatte, nahm Abschied, und reiste Mückenfeld zu. Beim christlichen Schullehrer daselbst, der in einem großen, herrschaftlichen Gebäude wohnte, nahm er Wohnung und Kost, und als er seine äußern Angelegenheiten in Ordnung gebracht hatte, besah er den Ort und die Gegend genauer, die manche Merkwürdigkeiten für ihn darbot.

Mückenfeld liegt in einem flachen, angenehmen Thale, und die Hälfte der Bewohner besteht aus Juden, die eine Synagoge und einen Rabbiner haben, und die, wie überall, vom Handel leben. Das Dorf ist von mäßiger Größe, und auf allen Seiten theils mit Weinbergen, theils mit fruchtbaren Feldern und Fluren umgeben, welche auf einigen Seiten bis an den Wald hinangränzen; ein kleiner Bach fließt durch die Mitte des Thals hin. Die herrliche und gesunde Lage des Dorfes bewog den König Friedrich, seinen Sommeraufenthalt dort aufzuschlagen; er ließ viele Gebäude daselbst errichten, englische Gärten anlegen, und verschönerte die

ohnedieß reizende Natur durch Kunst dermaßen, daß das Dorf von vielen Reisenden besucht wurde. Nach dem Tode des Königs, der vier Jahre früher, als Christoph in Mückenfeld war, erfolgte, wurden mehrere Gebäude eingerissen, die Menagerie verkauft, und Alles kam in Abgang. So bewährte sich auch hier die Wahrheit des Worts: „Alles ist eitel." Jedoch fanden sich immer noch eine Menge sehenswerther Dinge. Das Schloß, das jedoch in früherer Zeit schon stand, und nur verschönert wurde, mit seinen Nebengebäuden, die Gartenanlagen mit ihren lieblichen Seen, Inseln und Springbrunnen, die zu freundlichen Spaziergängen einluden, das Gewächshaus mit manchen merkwürdigen Pflanzen waren damals noch vorhanden.

Auch in der Umgebung Mückenfelds waren noch manche Ueberreste königlicher Pracht. Oben auf einem nahe liegenden Berge, Schönhügel, stand ein Schlößchen, in welchem ein alter Invalid wohnte, von wo aus man weit ins Land hin bis über die Stadt Roßgarten hinaus, die sogenannte Alp, eine lange Reihe von Bergen, bis hinab ins Badische, und bis gegen den Schwarzwald übersehen konnte. Christoph bestieg diesen Berg oft allein, er legte sich dann gewöhnlich nieder am Fuße des Schlößchens, und vertieft in Gedanken, und hinausschauend in die Ferne, weidete er sein Auge an der Umgegend, die wie ein Paradies vor ihm ausgebreitet da lag. Oft versank er auch, wie früher, im Gefühle seiner Leiden in Schwermuth, weil seine Gesundheitsumstände noch immer sehr schwankend waren. Es fehlte ihm ein treuer Freund, in dessen Busen er seinen Kummer hätte ausschütten können. Ich habe nachgesucht, und ein Gedicht unter seinen Papieren gefunden, das er auf jenem Berge einst bei einem Spaziergang mit dem Bleistifte niederschrieb, und das seinen damaligen Gemüthszustand, der freilich, wie gesagt, wechselte, ausdrückt.

Den 25. Oktober Abends (er war demnach, da er im Jahr **1800** geboren wurde, **21** Jahre alt.).

Kehret doch wieder, ihr freundlichen Tage,
Da ich befreiet von Kummer und Plage
Kraft und Gesundheit genoß!

Wo seid ihr Stunden entschwundener Freuden? —
Ach, nun umlagern mich Heere von Leiden,
Traurig und hart ist mein Loos.

Wann wird mir Hülfe, wann Rettung erscheinen?
Wo ist ein Tröster? Wer höret mein Weinen?
Nirgendsher strahlet mir Licht.
Dunkel umhüllt mich, und nächtliches Grauen
Lagert sich schweigend auf heimischen Gauen;
Retter, erscheinest du nicht?

Stille doch, Seele, und lasse dein Zagen!
Seufzer verstummet, verstummet ihr Klagen!
Stille, mühseliges Herz!
Eilig verschwinden die traurigen Stunden,
Schleunig vernarben und heilen die Wunden,
Droben verstummet der Schmerz.

Blicke auf Jesum, betrachte sein Dulden,
Armes Herz, sieh' Ihn, Er trug deine Schulden;
Trage dein Ungemach gern.
Kämpfe und dulde, dann wird dir zum Lohne
Droben verliehen die himmlische Krone
Von deinem Heiland und HErrn.

Wir sehen in diesen einfachen Versen, daß dem Irenius mitten unter seinen Leiden und Anfechtungen eine leise Hoffnung durchschimmerte, die sich auf den wahren Ankergrund stützte; aber wie er doch noch den Christus für uns und seine Gnade noch nicht recht kannte. Außer dem Spaziergang nach dem Schlößchen, besuchte er fast täglich die königlichen Gärten, auch die sogenannten drei Seen, oben im Thale, da, wo schon die Waldungen ihren Anfang nahmen. Auf dem Wege dahin, bei der Traufe des Waldes, stieß man auf ein merkwürdiges Grabmal mit folgender Inschrift: „Helene, Schimmelstute, geboren auf dem Dobel, geritten von Herzog Friedrich und von König Friedrich, gestorben den ..... 1812." Alle damals in Mückenfeld anwesenden Soldaten mußten den Sarg des Rosses in militärischer Ordnung begleiten, und dem Thiere ins Grab feuern. Auch machte man Trauermusik, und ein Offizier hielt eine Grabrede. Die Reflektionen hierüber überlasse ich dem Leser.

Bis jetzt hatte er mit niemand Bekanntschaft gemacht, als mit einer betagten Jungfer, die im untern Theile des Gebäudes wohnte, in welchem er sein Zimmer hatte. Bei ihr traf er die Stunden der Andacht wieder, die er eine Zeitlang vermißt hatte, und er fing wieder an, sie mit gleichem Vergnügen zu lesen, wie früher; ein Beweis, daß er in der Heilserkenntniß noch keine großen Fortschritte gemacht hatte, sonst würde er die Bodenlosigkeit des Systems jenes Buches, welches den stellvertretenden Tod unsers Heilandes und sein blutiges Verdienst eben so wenig kennt, als den Christus in uns. Dieses Buch mit seinem blühenden und prunkenden Styl erfüllte ihn zwar mit hohen Gedanken, allein es zog ihn unvermerkt ab von der einfachen Wahrheit der Bibel, des ewigen Gotteswortes.

Außer der Bekanntschaft mit dieser alten Jungfer, wurde er einst ohne seine Veranlassung in eine andere Gesellschaft hineingezogen. Eines Abends kam eine Anzahl junger Mädchen zu dem Schullehrer Eisenmann, bei dem er zu Tische ging, in den Vorsitz, wie man dort die Zusammenkünfte der Spinnerinnen, die zur Winterszeit zusammen spinnen, nannte, und, nachdem sie eine Zeitlang gesponnen hatten, fingen sie an ein Spiel zu treiben, und Irenius mußte auch mitmachen. — Zuletzt wurde er aufgefordert, seine Violine aus dem Staube hervorzuholen und Musik zu machen, und die Mädchen tanzten. Er that dieß mit großem Widerwillen, denn jene Schreckensnacht, von der wir oben erzählten, war ihm noch lebhaft im Angedenken; allein sie baten ihn so dringend, daß er schwach wurde, und es ihnen nicht abschlagen konnte. Unter diesen Töchtern befand sich eine gewisse Jungfer Rosine Friedau, Tochter des Gemeinpflegers, die ich hier wegen der folgenden Geschichte nur nennen muß. — Diese Töchter suchten den Irenius zu bewegen, wo möglich von Zeit zu Zeit ihnen mit seiner Violine Gesellschaft zu leisten; allein nur ein einziges Mal besuchte er sie bei einem Vorsitz, und zwar bei Tage, ohne Violine, in Friedau's Hause, und theils aus Furcht vor dem Pfarrer, theils aus Abneigung und um seines guten Rufs willen, mied er fortan ihre Gesellschaft, obgleich sie zu den honetten Töchtern des Fleckens gehörten.

Bald machte er auch Bekanntschaft mit einem Freunde, Namens Hag, der bei dem Verwalter Früh die Buchhaltung lernte; dieser Hag war ein stiller, für sich lebender, talentvoller Jüngling, einige Jahre jünger, als er. Beide hatten sich oft gesehen, aber keiner wagte den andern anzureden. Endlich aber, nachdem sie wiederholt einander begegneten, brachen sie das Stillschweigen, und ich weiß nicht mehr, welcher zuerst den andern anredete. Sie wurden bald vertraut mit einander, und es entstand eine so innige Freundschaft zwischen beiden, die noch blühet und grünet. Hag hatte manches Bittere und Schwere erfahren, und er offenbarte Christoph seine Erfahrungen, und dieser von seiner Seite theilte jenem seine Geschichte mit, und so entstand unter ihnen eine herzliche Vertraulichkeit. Hatten sie ihre Tagesarbeiten beendigt, so fanden sie sich in den Garten-Anlagen ein, und durchstreiften die Gärten und Wäldchen, bis sie die Nacht nach Hause rief. Die ganze Welt war für sie wie nicht mehr vorhanden, wenn sie in traulicher Eintracht die Alleen durchwandelten, und allerlei Pläne für die Zukunft zusammen schmiedeten. Christoph fing wiederum an, seinen schon früher gefaßten Vorsatz, Missionar zu werden, zu erneuern, und gedachte ihn auszuführen. Er schrieb daher an den Herrn Missions-Inspektor nach Rheinau, und erhielt eine Antwort, die ihm einige Hoffnung gab, aber doch unbestimmt war, und ihn im Ungewissen ließ.

Er hatte über diese Angelegenheit keine durchgreifende Prüfung mit sich selbst vorgenommen, wodurch er hätte von dem Willen Gottes und der Eitelkeit seines Herzens überzeugt werden können; sondern er folgte im eigenen Willen blindlings einem eigenen Trieb und seinem Enthusiasmus, welcher theils in einem gewissen religiösen Aufschwung seines Gemüths, theils in seinem Ich seinen Grund hatte. „Meine Wege sind nicht eure Wege, und meine Gedanken sind nicht eure Gedanken.“ Diese Wahrheit des göttlichen Worts bestätigte sich an ihm im vollen Sinn des Worts. Der Arme wollte den Himmel erstürmen; gelang's ihm? Nein! denn sein Meister wollte, daß sich sein Feuereifer in harrende Geduld verwandle. Dieser sein unzeitiger und unreifer Bekehrungseifer trieb ihn einst an, in einem heftigen Wortwechsel dem Schulmeister Haran zu

beweisen, daß Jesus der von den Propheten verheißene Messias, der Gottversöhner sei; er that wohl recht daran; allein das Mittel und die Art und Weise, ihn zu überzeugen, war schlecht gewählt, und seine Worte machten deßwegen keinen Eindruck auf den Israeliten, der nun einen Bruch zwischen ihnen beiden befürchtete; Christoph erwiederte ihm: „Meine Religion lehrt mich, meine Feinde sogar zu lieben;“ und da auch ihm Haran wiederum seine Liebe schenkte, so entstand kein Bruch, sondern eine innige Freundschaft zwischen ihnen, die bis zu Harans Tod fortdauerte. Christoph betete in späterer Zeit oft für seinen Freund, und er hofft, der HErr werde ihm die Augen geöffnet haben, noch ehe er von hinnen schied. — Einst bei einem spätern Besuche, den sie zusammen bei einem christlichen Freunde machten, als sie allein waren, fragte ihn Haran um den Grund seines Glaubens, und er ergriff nun die Gelegenheit, ihm den ganzen Rathschluß Gottes, so weit er ihm damals aufgeschlossen war, darzulegen. Beide wechselten in der Folge Briefe zusammen, blieben in stets freundschaftlicher Berührung, und liebten sich so herzlich, wie Brüder. Ueberhaupt hatte Haran große Liebe zu den Kindern Gottes, und er konnte gar leicht die Namenchristen von den wahren Jüngern Jesu unterscheiden, gegen welch letztere er Gastfreundschaft übte, und mit welchen er sich gern über geistliche Dinge unterhielt, ohne daß man jedoch hätte merken können, daß er an den Heiland glaube. Wahrlich ein merkwürdiger Jude! Ich hoffe ihn einst bei den durchbohrten Füßen meines Erlösers zu finden, den er doch vielleicht hienieden als den wahren Missias kennen gelernt, und an welchen er im geheimen geglaubt hat. Wenigstens las er das Neue Testament, das er so ziemlich im Kopf hatte.

Der Vater Harans, ein Rabbiner, soll ein allgemein geachteter Mann gewesen sein, der ein Alter von etlich und achtzig Jahren erreichte. Er trug einen weißen, langen Bart, hatte in seinem hohen Alter noch ein jugendlich blühendes Aussehen, und war von solcher Rechtlichkeit und solchem Biedersinn, daß er oft von Christen bei Streitsachen zwischen Juden und Christen zum Schiedsrichter erwählt wurde. — Einst war ein Jude im Begriff, einen falschen Eid zu schwören; der Rabbi redete ihm ernst und feierlich

zu, es nicht zu thun; sogar der christliche Pfarrer, ein frommer Mann, warnte den Juden, welcher, vom Geldteufel besessen, der Stimme der Warnung kein Gehör gab. Er ging und schwur; aber Gott ließ sich nicht spotten; seine rechte Hand wurde sogleich brandig, und er hauchte nach wenigen Tagen unter den größten Schmerzen und in der gräßlichsten Verzweiflung seinen Geist aus. Haran erzählte, daß sein Vater die ganze Woche hindurch die Nächte durchgewacht, studirt und in kein Bette gekommen sei, ausgenommen vom Freitag auf den Sabbath, weil am Sabbath die Juden kein Licht selbst anzünden dürfen.

Während Irenius in Mückenfeld wohnte, erhielt er eine Einladung von dem Kaufmann Kluger in Roßgarten, sich zu ihm auf einen bestimmten Tag zu begeben, weil Herr Rektor Treuherz bei ihm eintreffen werde, der mit ihm wegen seines Eintritts in das Missionshaus in Rheinau Rücksprache zu nehmen wünsche. Er begab sich dahin, und die Unterredung fand wirklich Statt; allein es erfolgte kein Ruf, und Christoph erkannte endlich, daß der Wille des HErrn nicht sein Wille sei, ob er gleich noch mehrere Jahre den gleichen Wunsch mit sich herumtrug. Der HErr benützte indessen diesen Enthusiasmus, ihn der Wahrheit in Christo immer näher zu bringen, indem er durch die Verbindung, in die er mit ernsten Christen kam, manche Zeugnisse der Wahrheit hörte, die an seinem Herzen Anklang fanden, und durch die er indirekt aufmerksam gemacht wurde auf seine ungeläuterten Begriffe von der Wahrheit des Wortes Gottes.

Auf diese Weise lernte er auch den wahren Werth oder Unwerth der von ihm vergötterten Stunden der Andacht kennen, und sich wieder zur reinen Quelle der Bibel wenden, durch die ihm der Geist Gottes auf die rechte Spur verhalf. Er hatte zu jener Zeit die Gewohnheit, einige Verse des Wortes Gottes zu lesen, und darüber zu beten; er erfuhr hiedurch eine große Kraft und Stärkung, und solche Aufschlüsse über den tiefen Sinn der heil. Schrift, daß sie ihm immer mehr zu Geist und Leben ward, und daß er diese Weise, die Bibel zu betrachten, jedermann anrathen möchte.

Ungefähr nach einem jährlichen Aufenthalt verbesserten und änderten sich auch noch die äußern Umstände des Irenius. Durch Verwendung seines Freundes Jakob Hag stellte ihn der Verwalter Früh als Hauslehrer an. Er sollte in den von seinem Beruf freien Stunden dessen Kindern, zwei Knaben und einem Mädchen, Unterricht geben, wofür man ihm Kost und Wohnung anbot. Sobald die Judenschaft dieß erfuhr, so schmälerte sie ihm seine Besoldung, und setzte sie von **150** auf **120** Gulden herab, ob er gleich in seinem bisherigen Geschäft nichts versäumte. Er ließ sich dieß, indem er den Frieden liebte, gefallen. Daß sein Freund Haran an diesem jüdischen Verfahren keinen Antheil hatte, brauche ich kaum zu erinnern.

So wohnte nun Irenius mit Hag unter gleichem Dache, und ihre Verbindung wurde um so fester und inniger, weil sie täglich einander sahen. Froh schwanden ihnen die Tage dahin, keine düstere Wolke trübte ihren Horizont; aber nichts Vollkommenes hat die Welt, nichts Bleibendes; die schönste Rose birgt auch unter ihren Blättern Dornen; eine Wahrheit, die beide erfahren und nach oben blicken lernen sollten, wo ein Schatz ist, den die Motten und der Rost nicht fressen.

Eines Tages kam Jakob mit rothgeweinten Augen und starrem Blicke zu Christoph, und sagte ihm die traurige Nachricht, daß sein Vater im Neckar ertrunken sei. Diese Botschaft traf auch Christoph wie ein Donnerschlag, und als sie Zeit hatten, gingen sie hinaus ins Freie, in die Garten-Anlagen, wo beide neben einander in stummem Schmerze gingen, bis sich ihre Herzen gegenseitig ergossen. Die Noth bewährt in der That erst die Freundschaft und läutert sie; und so wie die Freundschaft Davids und Jonathans gerade in den Tagen der Leiden ihren Höhepunkt erreichte, so wurde auch ihre Liebe jetzt erst recht innig und warm.

Die Zeit hatte auch diese Wunde geheilt, und bald nach dieser Begebenheit schickte sich Jakob an, sich auf die Hochschule vorzubereiten, indem er die Cameralwissenschaft zu studiren gedachte. Er und Christoph studirten zusammen Philologie; sie lasen den Livius, übten sich in lateinischen Stylübungen und in der Logik. Dieß dauerte so fort, und ihr Studium wurde nur hie und da

durch einen Besuch, etwa beim Schullehrer Haran oder bei einem Nachbar, unterbrochen, bis Jakob die Universität bezog. Nachdem er vom Examen, das er, um die Universität beziehen zu dürfen, erstanden hatte, zurückgekommen war, weilte er noch einige Wochen in Mückenfeld, und rüstete sich dann zur Abreise. Der Tag der Trennung und des Scheidens brach an, und Irenius begleitete seinen Freund einige Stunden weit bis an den Neckar, wo jenen ein Boot aufnahm, und er am Ufer stehend, nachdem sich beide umarmt und sich Lebewohl gesagt hatten, mit wehmüthigen Blicken dem Wanderer nachsah, der seinen Weg nach Hallstein nahm, um dort einige Freunde, und namentlich eine Jugendfreundin zu besuchen, bevor er die Universität bezog. — Bis hieher konnte Christoph an sich halten, als aber Jakob mit seinem Wandersack jenseits fortwanderte, so brachen die Thränen bei ihm los, und stürzten stromweise aus seinen Augen. Er weinte sich recht satt, und kehrte dann wieder nach Hause zu seinem Berufe zurück.

An Ostern und am jüdischen Lauberhüttenfest ging Irenius gewöhnlich nach Hause, um die Seinen zu besuchen; und wenn auch das Heimweh ihn jetzt verlassen hatte, so liebte er doch immer die Seinen zärtlich. Bei seinem letzten Besuche weinte beim Abschiede der alte Großvater gar sehr; er folgte ihm bis vor die Hausthüre, und blickte ihm lange mit sehnsüchtigem Blicke nach, bis er sich rechts an der Kirche hinwandte, und aus seinen Augen verschwand. — Der gute Alte mochte eine Ahnung von seinem baldigen Heimgang haben; denn in kurzer Zeit darauf erhielt Christoph die Nachricht, daß er nach einem kurzen Krankenlager gestorben sei. Diese Kunde war ein harter Schlag für ihn, denn er hatte ihn lieb und werth gehabt, und dieser wiederum hing mit besonderer Liebe an ihm. Was ihn gar schmerzte, war, daß er gerade, wenn ich mich recht erinnere, in der Todesnacht des Großvaters bei einer Juden-Hochzeit auf eine lustige Weise zubrachte, ohne, wie natürlich, wegen der Entfernung, etwas von dessen Krankheit zu wissen. Meine Leser werden sich wundern, wenn sie in dieser Geschichte unsern Irenius bald in lustiger Gesellschaft, bald mit dem Missionswerk, bald mit dem Studium der Sprachen, bald mit dem Worte Gottes und dem Gebet beschäftigt sehen, und es

wird ihnen oft vorkommen, als erzähle man ihnen von zwei verschiedenen Individuen.

Die Sache verhält sich in Wahrheit also: Christoph befand sich in einem eigenen Seelenzustand. Es gab Zeiten und Momente, wo er die feurigsten Gelübde seinem Gott that; ja in denen er während mehreren Tagen in stetem Umgang mit Gott lebte, und seine Gedanken keinen Augenblick von Ihm abkehrte, und hiezu trieben ihn unter andern die Stunden der Andacht; aber da diese Gemüthsstimmung eine in eigener Kraft erzwungene war, und er mit seelischer und körperlicher Anstrengung seine Gedanken zu concentriren suchte, wobei er sich auch im Essen und Trinken, um seine Lüste zu zügeln, mäßig hielt, so war's natürlich, daß, wenn die Saiten eine Zeitlang die Spannung aushielten, eben so schnell wieder erschlaffen mußten, sobald der Druck aufhörte; dann fiel der Tugendheld um so tiefer herab, je höher er sich hinaufgesteigert hatte. Daher war er bald im höchsten Ernst, bald im größten Leichtsinne, und zwar auf eine solche auffallende Weise, daß seine Umgebung es sogar merkte, und von ihm sagte: „Jetzt ist Irenius wieder fromm; oder: jetzt ist er wieder lustig." Es war ein fruchtloser und erfolgloser Kampf unter dem Gesetze, und er hat sich noch wegen mancher Verirrungen seines sündlichen Fleisches aus jener Zeit zu schämen, und sich zu beugen vor seinem Gott und Heilande. Nur ein Beispiel hievon: Oft kam er in Gesellschaft, und da ließ er sich bewegen, um eine Kanne Bier mit Karten zu spielen; eine innere Stimme sagte ihm zwar wiederholt, daß er fündige; allein alle seine Vorsätze waren eitel. Einst kam er in einen Streit mit einem der Mitspieler, und dieß war das Mittel zu feiner Heilung. Von nun an hatte das Kartenspiel ein Ende; nur das Kegelschieben setzte er noch eine Zeitlang fort, das er damit entschuldigte, daß es ja eine körperliche Bewegung sei.

An die Stelle Jakobs war ein anderer Freund getreten, Carl, ein Jüngling von fast gleichem Alter, der Christoph anfangs nicht sehr ansprechen wollte; was seinen Grund auch darin haben mochte, daß der Trennungsschmerz von Jakob noch neu, und die Erinnerung an ihn, und das Bild des Freundes noch frisch in seiner

Seele war. Nach und nach näherten sie sich einander, und als sie sich genauer kennen lernten, so entstand jene Harmonie, die nur innige Seelen verbinden kann. Freund Jakob in der Ferne wurde indeß nicht vergessen; sondern durch Christoph wurden auch Jakob und Carl verbunden, und so entstand ein Kleeblatt, das fest zusammenhielt, und als Jakob die Hoffnung einer einstigen glücklichen Verbindung mit einer Tochter, die er sich ergeben und treu glaubte, auf einmal vereitelt sah, so vereinigten sich die beiden Freunde, ihn zu trösten. So ist alles eitel unter der Sonne; auch die Treue mancher Menschenseelen; nur die eine Treue unsers Heilandes gegen die Seinen ist unwandelbar, und wanket nicht, und wenn auch Berge wichen und die Erde zusammenstürzte. Auch Carl besuchte mit Christoph fleißig den Schullehrer Haran, und der ehrwürdige Israelite nahm immerfort Theil an ihren Leiden und Freuden, und gab ihnen da, wo sie es nöthig hatten, seinen väterlichen, weisen Rath. Christoph war ohnedieß oft um ihn, indem sie beide zugleich in einer Stube unterrichteten, der eine im Deutschen, Lesen, Rechnen, Schreiben, Geographie; der andere im Ebräischen, ohne daß sie je in Unannehmlichkeiten geriethen. — Während der eine die obere Klasse hatte, unterrichtete der andere die untere, und umgekehrt. Was den religiösen Theil des Unterrichts betraf, so war dieser ganz Haran übertragen; jedoch suchte Christoph auch in dieser Beziehung den Kindern nützlich zu werden. Er erzählte ihnen moralische Geschichten und Anekdoten, und unterließ nicht, wo er füglich konnte, auf ihre Herzen einzuwirken; er ermahnte sie zum Herzensgebet, und rügte ihr Geplapper. Von Christo, dem Erlöser, durfte er kein Wort reden, wenn er nicht augenblicklich entfernt werden wollte, und dieß schmerzte ihn sehr, namentlich da er anfing, immer mehr und mehr den großen Verfall des jetzigen Judenthums, und die elenden Menschensatzungen der Juden im Gegensatz von dem Evangelium vom Kreuze kennen zu lernen; und so darf ich sagen, daß auch die jüdische Finsterniß mitunter ein Mittel in der Hand des HErrn war, ihm den Weg nach dem himmlischen Canaan zu zeigen. Im Uebrigen genoß er die Liebe der Judenkinder und das Zutrauen ihrer Eltern in einem besondern Maße. Nur ein Vorfall, den ich erwähnen muß, hätte ihn fast um dasselbe gebracht.

Es wohnte ein junger Lehrer, Namens Jost, der von der Gnade ergriffen war, und den er von Zeit zu Zeit besuchte, im Dorfe Bachweiler. Dieser hatte eine Anzahl Traktate zum Theil jüdisch-deutsche für Juden verfaßt, welche schriftmäßige Beweise enthielten, daß Jesus der Messias sei. — Er nahm dieselben einst bei einem Besuche mit sich nach Hause, um sie bei schicklicher Gelegenheit unter die Juden zu bringen. Seinem Freunde Haran gab er ohne weiters welche, der sie auch gerne annahm. Außer den regelmäßigen Unterrichtsstunden bei den Judenkindern gab er noch zweien jüdischen Knaben Privatunterricht im Lateinischen, die gewöhnlich zu ihm auf sein Zimmer kamen. Diese erblickten einst unter seinen Büchern jene Traktate, und freuten sich sehr, jüdisch-deutsche Schriften (d. i. deutsche mit ebräischen Lettern) zu finden. Christoph fragte sie, ob sie dieselben zu besitzen wünschten? Sie bejahten es, und nun überließ er sie ihnen, und war froh, sie auf diese Weise vom Halse zu bringen. Nach einigen Tagen ließ ihn sein Freund Haran kommen, und fragte ihn, was er gethan habe? Christoph sagte ihm die reine Wahrheit, und nun erzählte ihm der bekümmerte Mann, welch einen Aufstand und Aufruhr er unter der Judenschaft angerichtet habe. Der Rabbiner hätte die Sache vernommen, die Traktate eingefordert, die Judenschaft deßwegen versammelt, die sich berathe, was in Betreff seiner zu thun sei? Die eifrigsten Zeloten wollen ihn ohne weiters absetzen; andere hingegen ergreifen entschieden seine Partei. — Der Vater des einen Knaben, die die Traktate mit sich nahmen, sagte man ihm später, habe sich verschworen, ihm von nun an keines seiner Kinder mehr in die Schule zu schicken.

In dieser Lage der Dinge besprach sich Irenius mit dem Pfarrer Trautmann (Herr Scharf war inzwischen auf eine andere Stelle versetzt worden), und dieser beruhigte ihn dermaßen, daß er ihm, im Fall es zu einer Mißhandlung kommen sollte, allen Schutz und Hülfe versprach. Doch dahin kam's nicht; die Partei, welche für Christoph war, siegte, und so ging der Sturm vorüber, ohne daß ihm ein unangenehmes Wort hierüber gesagt worden wäre; übrigens sahen ihn seine Gegner, der Rabbi an der Spitze, eine Zeitlang mit mißtrauischen Augen an. Ach, das verblendete Volk! dachte

Christoph, der HErr wolle ihm doch die Decke Mosis von den Augen wegnehmen! Er betete für dasselbe, sah übrigens, daß seines Bleibens nicht mehr lange unter demselben sein könne. Die armen Juden sind mit wahrer Blindheit geschlagen, und in ihrem ganzen Handeln und Treiben drückt sich eine Hoffnungslosigkeit aus, die sich besonders in der Todesstunde bei ihnen kund gibt. — Die Verwandten der Verstorbenen klagen und jammern als die, die keine Hoffnung haben, und stehen an den Gräbern, die Morgenröthe des Tages und dessen Anbruch erwartend, während die Sonne der Gerechtigkeit schon seit Jahrhunderten über unserm Haupte aufgegangen ist. Das Jagen nach Irdischem, nach eitlem Tand, erfüllt allein ihre Seele, und macht sie ihr Elend einigermaßen vergessen, das nichts desto weniger bejammernswerth ist; aber trotz dieser demüthigenden Lage, in der sie sich befinden, sind sie doch stolz, daß sie Juden sind, und halten sich noch für das auserwählte Volk Gottes. Kein Wunsch wie der: „Sein Blut komme über uns und über unsere Kinder,“ ist je in so furchtbare Erfüllung gegangen, und sie stehen da als ein Denkmal der strafenden Gerechtigkeit Gottes und des Fluchs, den sie selber wollten; aber dessen ungeachtet wird Israel, wann die Zeit kommt, noch bekehrt werden, und einziehen zu den Thoren Jerusalems. Darum hatte und hat Christoph noch das Volk lieb, und er zählt die Tage seines Aufenthalts in M. unter die schönsten und wichtigsten seines Lebens.

Bald nach jenem Sturme war ein jüdisches Leichenbegängniß. Christoph hatte noch nie einem solchen beigewohnt, und darum ging er auf den Gottesacker der Juden. Derselbe liegt am Rande eines Buchen- und Eichenwaldes, umgeben mit einer niedern Mauer. Jedes Grab hat einen einfachen Grabstein, der den Namen des Verstorbenen und einen Spruch in ebräischer Sprache trägt. Innerhalb der Mauer, am Eingang, befindet sich eine Hütte mit einem großen, langen, gehauenen Stein, auf dem die Todten gewaschen werden. Während dieser Ceremonie und während andere das Grab schaufelten, vernahm Christoph, daß sie von dem Kommen des Messias redeten. Einigen Juden fiel seine Anwesenheit auf, und als sie sich unter sich befragten, warum der Provisor auf dem Gottesacker sich befinde? so antwortete ihnen der Rabbiner: „Was mant

Ihr, daß er wolle? — Proselyten machen." — In Betreff jener obigen Geschichte habe ich noch zu bemerken, daß Christoph dem Rabbiner schrieb, ihm den ganzen Hergang der Sache erzählend, und ihn aufforderte, ihm die Traktate zurückzusenden, da er wahrscheinlich keinen guten Gebrauch von denselben machen werde; wünsche er sie hingegen zu behalten, setzte er hinzu, und unter dem Beistand Gottes zu lesen und zu prüfen, so wolle er sie ihm überlassen. Der Rabbi ließ ihm hierauf als Antwort sagen, er wolle sie lesen. In der Folge sah ihn Christoph in der Schule, und keiner von beiden berührte die Sache; auch der Jude, der im Eifer sich verschwur, seine Kinder nicht mehr senden zu wollen, nahm sein Gelübde zurück, oder ließ sich durch den Rabbi und einige Männer von demselben entbinden.

Der Rabbi war ein sehr kurzer, dicker Mann, mit einem großen Kopf; an seinen Füßen trug er gewöhnlich gelbe Pantoffeln, und einen Sammetrock. Die Juden nannten ihn einen graußen (großen) Gelehrten. Er hatte, außer einigen deutschen Schriftstellern, seinen Talmud gelesen und studirt, und mit geläufiger Zunge schwatzte er von Lessing, Herder, Schiller und andern; an gründlichen Kenntnissen fehlte es ihm gänzlich. Er war so heilig, daß er in den Häusern, außer der Synagoge, wo er religiose Vorträge hielt, keinem Weib erlaubte, anwesend zu sein, und daß er vor den Frauen ausgespuckt haben soll. Er genoß im Ganzen wenig Achtung, wegen seines krittelnden Sinnes und seiner Launen, die er andere nur zu oft fühlen ließ.

Während Irenius nun daran dachte, seinen gegenwärtigen Posten zu verlassen, und seinen Stab weiter zu setzen, so entstand die für ihn wichtige Frage: wohin? — Missionar zu werden, dazu hatte er für jetzt noch keine Aussicht. Unstreitig war das der Grundtrieb, den sein himmlischer Führer von seiner Kindheit an in sein Herz gelegt hatte; nur das Wie? und Wo? und Wann? lag noch im Rathschlusse Gottes für ihn verborgen, und wir werden in der Folge sehen, wie herrlich der HErr sein Werk an ihm hinausführte. Die alte Lust an der Wissenschaft trieb ihn an, das Griechische weiter fortzusetzen, und das Ebräische zu beginnen, wozu ihm sein Aufenthalt unter den Juden Gelegenheit darbot.

Daher nahm er sich vor, unter Gottes Beistand Theologie zu studiren; und wenn ihn seine Armuth und sein vorgerücktes Alter hievon abmahnten, so tröstete er sich mit Stilling, und dachte, so wie jener im Glauben zu handeln. — Er hatte nämlich die Lebensgeschichte jenes Mannes in Mückenfeld gelesen, und diese hatte ihn so angesprochen, namentlich da seine Führung etwas Aehnliches mit der jenes Knechtes Christi hatte, daß er sich entschloß, wie jener, im Vertrauen auf Gott seine Studien fortzusetzen.

Indessen ereignete sich ein Vorfall, der tief in den Lebensgang Christophs eingriff, und seinen Planen engere Grenzen zu stecken schien. Nach allen Ergebnissen und dem Zusammenhang der Sache schien die Vorsehung mit im Spiel; wenigstens so viel ist gewiß, daß der HErr seinen Kindern alles zum Besten lenkt und lenken kann.

In der Nachbarschaft Christophs lebte der Hofgärtner Blumenthal, bei welchem Christoph und Carl häufig Besuche machten, und sie wurden daselbst bald so einheimisch und vertraut, daß sie dessen liebenswürdige und in mancher Beziehung musterhafte Frau nur ihre Mutter nannten. Christoph mochte etwas über drei Jahre in Mückenfeld gewesen sein, als Frau Blumenthal zu kränkeln anfing, und in kurzer Zeit zeigten sich an ihr alle Symptome einer Auszehrung. Die Krankheit verschlimmerte sich je mehr und mehr, und nahm sichtbar zu, daß man bei ihr Nachts wachen mußte. Unter denen, die ihr pflegten, befand sich ihre Nichte, eine Bruders Tochter, jene Rosine Friedau, von der wir oben sprachen, ein heiteres und oft lustiges Mädchen; Eigenschaften, welche Irenius anfangs von ihr entfernt hielten; denn trotz der Mischung von Licht und Finsterniß in seiner Seele, trotz seiner Unentschiedenheit und seiner Verirrungen, galt er doch unter den Leuten in Mückenfeld für fromm, und einige Töchter nannten ihn wegen seines Ernstes, der im Grunde nur beziehungsweise also genannt werden konnte, den Kopfhänger, dessen Gegenwart sie mieden, weil sie in ihm einen Freudenstörer sahen.

Ach, wie oberflächlich urtheilt der Mensch! Christoph — wenn er zurückdenkt an seine Untreue und an seinen Wandel, erröthet jetzt noch, und demüthigt sich vor dem Angesichte Gottes wegen

seiner damaligen Vergehungen. — Jenes Mädchen, das er jeden Tag an dem Krankenbette seiner Muhme kennen zu lernen Gelegenheit hatte, zeigte sich ihm auch von einer andern Seite, als von der, nach welcher er sie früher beurtheilt hatte. Ihr zartfühlendes Herz, ihre Sorgsamkeit und Emsigkeit, Eigenschaften, die ihm eine bessere Meinung von ihr gaben, waren es, die in ihm nach und nach eine freundschaftliche Neigung gegen sie erzeugten, die sich mehr und mehr auch in gegenseitigen Herzensergießungen kund gab. Auch Rosine Friedau fühlte eine ähnliche Neigung gegen ihn in ihrem Herzen, welche folgendermaßen unterhalten und verstärkt wurde: Abends gingen beide zusammen in den Gartenanlagen gewöhnlich mit Freund Carl und andern spazieren; da erzählte nun Christoph Jungfer Friedau seine Lebensgeschichte, unterhielt sie von seinem Lieblingsthema, der Ausbreitung des Reiches Gottes unter den Heiden, und ihre Herzen schlossen sich so immer mehr gegen einander auf. — Ohne mich lange bei dieser Geschichte aufzuhalten, bemerke ich nur, daß nach etwa einem halben Jahre nähern Umgangs sich beide das Wort gaben, sich einst ehlich zu verbinden, wenn anders der HErr kein Hinderniß herbeiführe, das ihre Verbindung ohne ihre Schuld auflöse. Es war also kein feierliches Versprechen von einer Treue bis in den Tod; sondern sie gaben sich blos bedingungsweise das Wort, und sowohl Christoph wußte, daß seine Bahn ihm von einem Höhern vorgezeichnet sei, als auch Rosine fing an, ihr Herz dem Worte Gottes aufzuschliessen durch Gottes Gnade, und der Same, der durch ihre fromme, selige Großmuhme in ihr Herz gelegt worden war, fing an zu keimen. Auch Christoph ging nicht mit Uebereilung zu Werke; er fragte oft seinen Freund Carl, aus Furcht vor dem wahren Sprichwort: „Liebe macht blind," ob er ihm rathe, eine Verbindung mit Rosine einzugehen, und erhielt von demselben immer eine genügende Antwort, und die Versicherung, er glaube bestimmt, er werde mit ihr glücklich sein.

Nun hatte freilich Christoph noch keine Versorgung und keinen bestimmten Beruf. Das Studium der Theologie lag noch in seinem Plane, und er hegte manche Wünsche für die Zukunft in seinem Herzen. Dieß Alles wollte er trotz jener Verbindung ausführen mit Hülfe seines Gottes und Meisters; allein hier habe ich eine Be-

merkung zu machen, die ich meinen jungen Lesern zur ernsten Beherzigung vorlege.

Nach der 4½jährigen Erfahrung, so lange sein Bräutigams-Stand währte, und nach dem Worte Gottes zu urtheilen, hat Christoph die Ueberzeugung gewonnen, daß erst dann der wahre Christ in der Regel sich um eine Gattin und Lebensgefährtin umsehen sollte, wenn er eine bestimmte Versorgung hat; denn unberechenbar sind die Sorgen, der Kummer, die Versuchungen, die das arme Herz während einer solchen Zeit bestürmen; sündlich ist die gegenseitige Abgötterei, die man mit einander treibt, und die dem HErrn, der uns erkauft hat, die Liebe und Verehrung raubt. Darum, wenn ein Bruder in den Fall kommt, sich zu verheirathen, der bitte Gott inständigst, rede mit vertrauten, aber erfahrenen Brüdern, und erwarte willenlos, was ihm der HErr sagt; in jedem Fall ist ein Bruder angewiesen, eine christliche Person, also eine Schwester im HErrn zu suchen. Ausnahmen können auch vorkommen; allein man nehme sich wohl in Acht, daß man nicht mit Fleischesaugen nach den Töchtern der Menschen schaut; denn in keiner Sache wird so sträflich mit dem Willen Gottes gespielt und derselbe mißbraucht, als in Heirathsgeschichten.

Diese Wahrheit spreche ich mit Ueberzeugung aus, obgleich Christoph keine Ursache hat, seine Verbindung zu bereuen.

Indessen näherte sich die theure Muhme Rosinens täglich mehr der Ewigkeit; sie wurde immer schwächer und elender, und man erwartete alle Tage ihre Auflösung. Es war Frühling, und Jakob war auf Besuch nach Mückenfeld gekommen. So war das Kleeblatt wieder beisammen, und freute sich des Wiedersehens. — Am 1. Mai 1824, einem freundlichen, köstlichen Morgen, fuhren sie zusammen mit Rosine, der Braut Christophs, nach Brunnstadt, besahen die Stadt und das Schlößchen, auf einem hohen Berg liegend, und kehrten Abends wieder nach Mückenfeld zurück, wo sie die Trauerbotschaft von dem Hinscheid der Muhme vernahmen. Sie hatte während ihrer Krankheit eine große Geduld und Ergebung in Gottes Willen bewiesen, und vor ihrem Ende ihren Geist in die Hände Jesu empfohlen. Rosine hatte viel, ja eine Mutter an ihr verloren, da ihre eigene Mutter die Mutterpflicht an ihr versäumt

hatte, indem sie eine Zeitlang dem Laster der Trunkenheit ergeben war, und deßwegen die Führung der Haushaltung Rosine vom Vater aufgetragen werden mußte, eine Stellung, die für sie äußerst schwierig war, und zu mancherlei Versuchungen Anlaß gab.

Der Leichnam der Tante wurde zur Erde bestattet; eine zahlreiche Menge Armer, denen die Verstorbene Gutes gethan hatte, stand um ihr Grab. Pfarrer Trautmann hielt ihr die Leichenrede, und es gab manch nasses Auge.

Die Bekanntschaft zwischen den beiden Verlobten blieb jetzt kein Geheimniß mehr; sie wurde, wie es bei Dingen der Art geht, das Tagesgespräch; auch hatten sie deß kein Hehl mehr. Jedermann wunderte sich mehr über Irenius, als über Rosine, und er wunderte sich selbst über sich, und Alles kam ihm wie ein Traum vor, wenn er zurückdachte, wie die Sache zu- und hergegangen war.

Noch habe ich einige Worte zu sagen von dem Hause, in welchem Christoph Informator oder Hauslehrer war, und von seinem Verhältniß zu den Leuten im Hause.

Die damalige Gemüthsstimmung Christophs mögen folgende Strophen bezeichnen:

Auf dem Ozean des Lebens
Steu'rt ein Kahn der Heimath zu,
Irrt umher und sucht vergebens
Einen sichern Port der Ruh.

Stürme toben, Blitze sprühen,
Und der Donner rollt daher.
Finst're, schwarze Wolken ziehen
Uebers sturmbewegte Meer.

Und der Fährmann in dem Kahne
Schaut verzweiflungsvoll den Kampf;
Seine Hoffnung wird zum Wahne,
Und sein Traum verfliegt wie Dampf.

Niemand kann das Steuer lenken,
Und der Kahn schwebt auf und ab. —
Wird er in die Tiefe sinken?
Wird das Meer des Fährmanns Grab? —

Nein! denn sieh', es naht der Retter,
Blickt den armen Pilger an.
Er gebeut dem Sturm und Wetter,
Ruhig segelt nun der Kahn.

Jetzt strahlt freundlich Gottes Sonne,
Jagt die Wolken weit davon.
Jetzt hallt's: „Land!“ — o welche Wonne!
Sieh', die Heimath winket schon.

Rascher eilt der Kahn entgegen,
Sieh'! dem längst ersehnten Ort;
Und nach ein'gen Ruderschlägen
Ruhet er im sichern Port.

Achtes Kapitel.

Vorbereitung für seine Studien.

Wir verfolgen nun den Faden der Geschichte des Irenius weiter hinaus in einen andern Kreis. Er hatte sich vorgenommen, im Vertrauen auf Gott, ohne äußere Hülfsmittel, seine Studien zu beginnen, oder vielmehr fortzusetzen, und das Gymnasium illustre in Roßgarten zu beziehen. Sein Freund Jost, mit dem er zu jener Zeit Bekanntschaft gemacht hatte, wollte den gleichen Zweck verfolgen, und beide hatten sich einander hiezu auf einem Spaziergang das Wort gegeben. Jener Freund war früher ein sehr fleißiger, talentvoller, junger Mann, der in der Wissenschaft sich sehr unter seinen Mitschülern im Schullehrer-Seminar auszeichnete; allein die Haupttriebfeder seines Fleißes war, wie er selbst gestand, der Stolz, und die Sucht, sich hervorzuthun; später lernte er das Evangelium von Christo kennen, und nun ergriff sein enthusiastischer Geist das Christenthum; allein auf eine solche Weise, daß mehr seine Phantasie und sein Gefühl ergriffen wurde, als daß ein wahres Glaubensleben und eine wahre Buße in ihm geweckt und bewirkt worden wäre; daher verfiel er in ein gewisses Träumen,

und fühlte sich oft so im Geiste in eine Sphäre hineingezogen, in welcher er sich wie in einem Labyrinth befand. Er selbst fühlte diesen Zustand, und so viel ich weiß, wurde er später immer freier, und durch Gottes Gnade ist er nun ein brauchbares Werkzeug Gottes in seinem Berufe geworden. Christoph und Jost schlossen sich innig an einander an, denn sie fühlten sich geistesverwandt, und suchten den gleichen Weg zu wandeln, den die Schrift als den schmalen bezeichnet. — Josts Christenthum hatte übrigens neben dem Enthusiasmus eine spekulative, quietistische Richtung genommen, während Irenius auch damals Enthusiast war; allein seine Richtung war mehr eine praktisch-thätige; daher führte er auch auf ungewöhnlichem Wege sein Vorhaben mit Gottes Hülfe durch, während Jost bis jetzt nicht zum Studium der Theologie kam.

Irenius wollte sich nun noch irgendwo aufs Examen, das man für die Aufnahme ins Obergymnasium erstehen mußte, vorbereiten, und hiezu öffnete ihm der HErr den Weg also: Ein in der Nähe wohnender, frommer, christlicher Prediger, den er seit einiger Zeit einige Mal besucht hatte, erbot sich, ihn, auf sein Ansuchen, in sein Haus aufzunehmen, und ihm zur Vorbereitung auf das Obergymnasium Unterricht in der Philologie zu geben; ein für Christoph ermunternder Wink von seinem himmlischen Vater, der ihm das Vertrauen einflößte, der HErr werde ferner für ihn sorgen. — Seine Lage war schwierig und ernst. Er hatte eine zärtliche Braut, die, so oft er vom Abschiede redete, in Thränen ausbrach; kein Vermögen stand ihm zu Gebote für seine Studien, und sein vorgerücktes Alter war auch kein geringes Hinderniß, das ihm im Weg stand; aber der HErr half.

Im Frühjahr 1824, nach einem Aufenthalt von 3½ Jahren, verließ er Mückenfeld, und zog nach Bachweiler. Der Abschied war schwer, und es floß manche Thräne. Juden und Christen, mit denen er in näherer Berührung gewesen war, weinten; besonders traurig waren die Kinder, die er unterrichtet hatte, und er fühlte jetzt erst, welch ein Band sie verbunden hatte. Auch aus dem Hause des Herrn Verwalters schied er mit schwerem Herzen. Zuletzt sagte er seiner Braut, deren Schicksal für ihr ganzes Leben sich an das seinige geknüpft hatte, Lebewohl, und folgte dem Wagen, auf dem

sein Freund Carl und einige andere Bekannte vorausgefahren waren, die ihn bis nach Bachweiler begleiteten. Noch lange sah er das weiße Sacktuch seiner lieben Braut flattern, bis sie der Wald, an welchem die Straße links sich hinbog, seinen Blicken entzog.

Von mancherlei Gefühlen bewegt zog er nun seine Straße in fröhlicher und theilnehmender Gesellschaft weiter, die übrigens die Schwermuth, die sich um seine Seele gelagert hatte, nicht ganz zu verscheuchen vermochte; doch wurde nach und nach sein Gemüth etwas heiterer, und er beschäftigte sich mit der Zukunft, mit seinen Studien und seinem neuen Aufenthalt.

Nach zwei Stunden ungefähr gelangten sie nach Bachweiler, dem stillen, mit Weinbergen, Wiesen und Wäldern umgebenen Dörfchen, das in dem ihm wohlbekannten Thale lag, das er früher so oft durchwandert hatte. Er wurde freundlich und liebreich von dem lieben Pfarrer Bieder bewillkommt, und als Freund in den stillen, heimeligen Familienkreis aufgenommen. Nach einem kurzen Aufenthalt kehrte die Begleitung wieder nach Mückenfeld zurück, und Christoph schloß sich nun traulich an die theure Familie an, die aus nicht mehr als drei Personen, dem Pfarrer, dessen Mutter und Muhme bestand.

Ersterer war eine stille Seele, ein Mann von gründlicher Gelehrsamkeit, und ungeheuchelter Demuth. Er sprach sehr wenig, und man mußte ihm nicht selten die Worte durch Fragen entlocken; aber seine Worte waren dann auch goldene Aepfel auf silbernen Schaalen. Immer blieb er sich gleich, nie erblickte Christoph ihn in aufgereizter Stimmung oder im Unwillen; mit einem Worte, sein Wandel war musterhaft, und er ging in der Gegenwart Gottes einher. Alle diese Eigenschaften waren übrigens kein Ergebniß der Wissenschaft oder der eigenen Tugend, sondern Früchte der in ihm wohnenden und wirkenden Gnade, und des Christusglaubens, den er in früherer Zeit nicht hatte, und in sofern gebührt die Ehre und der Ruhm dem HErrn allein, der solches Wunder durch seinen Geist in den Seinen bewirkt.

Gegen Irenius handelte er auf die uneigennützigste Weise; alle Tage gab er ihm mehrere Stunden Unterricht in den alten Sprachen, mit großer Geduld und Unverdrossenheit, und durch ihn

wurde Christoph tiefer in den Geist der Alten hineingeführt. — Die Mutter, deren Mann, ein wahrer Diener Christi, im HErrn entschlafen war, war eine von den wenigen edeln Seelen, bei denen Geradheit des Sinnes und Offenheit mit stiller Gottesfurcht gepaart war. Es war einem wohl in ihrer Nähe, und Irenius nannte sie mit Recht seine Mutter, indem sie mütterlich an ihm handelte. Die Tante, Schwester der Mutter, war die Martha des Hauses; sie war es, die das ganze Hauswesen leitete und dirigirte. Ein Geist des stillen Friedens wehte diejenigen an, die den Frieden mit Gott in Christo suchen, in jenem Hause — und Christoph lernte hier zuerst das Christenthum im Leben und Wandel kennen.

Außer diesem Kreise fand er hier wieder seinen alten Busenfreund, den Provisor Graumann, dessen Bekanntschaft er von Schutzach aus gemacht hatte, wie wir oben gesehen haben.

Man sollte meinen, Christoph lebe nun wie in einem Paradiese, und Harm und Gram sei ferne von ihm; allein es war dem nicht also; das Heimweh, freilich nicht mehr nach Baierquell, sondern nach Mückenfeld, fing wieder an, sein Inneres zu bestürmen, und zwar in einem solchen Grad, daß es ihm nur dann wohl war, wenn die Witterung stürmisch und finster war, und daß der heitere, freundliche Sonnenschein niederdrückend auf ihn wirkte, weil Sturm und Wetter mit seiner innern Stimmung im Einklang standen. Doch milderte der HErr, sein Gott, diesen Schmerz dadurch, daß seine theuren, unvergeßlichen Freunde, denen er seine Verhältnisse mittheilte, innigen Antheil an denselben nahmen. Von Zeit zu Zeit machte er Besuche in Mückenfeld, die zwar die Wunde immer wieder etwas auffrischten, jedoch auch milderten, und es verwandelte sich sein Schmerz nach und nach in ein stilles Hoffen und Glauben an den, der seine Hand nie von ihm zurückzog.

Während er in Bachweiler war, vernahm er, daß eine Collaboratur, eine niedere, lateinische Lehrerstelle, in dem Landstädtchen Markheim offen sei. Er meldete sich um dieselbe, und machte das Examen in Roßgarten; allein es wurde nichts daraus. Der HErr wollte ihn seine Wege führen; er sollte dulden und harren lernen, und den einmal betretenen Weg fortwandeln. Ueberhaupt machte er auch hier, wie sonst, die Erfahrung, daß alles das, was er in

seinem fleischlichen Sinne wollte, nicht geschah, und daß ihn der HErr immer Wege der Verläugnung führte; ja der Ausgang zeigte immer deutlich und klar, daß der Wille Gottes allein gut war, und daß, wenn Christophs Wille geschehen wäre, die Folgen für ihn immer bitter und seinem innern Leben gefährlich und schädlich gewesen wären; darum sei des HErrn heiliger Name gepriesen!

Inzwischen bekam Christoph einen Besuch von seiner ältern Schwester Catharine, welcher er, und durch sie seinen Eltern, sein Verhältniß mit seiner Braut mittheilte. Diese waren anfangs nicht zufrieden; doch lenkte der HErr ihren Sinn bald so, daß sie, nachdem sie Rosine näher kennen gelernt hatten, ihm Glück und Segen zu seiner Verbindung wünschten.

Nach einer Vorbereitungszeit von etwa vier Monaten in Bachweiler, wurde Christoph zur Prüfung nach Roßgarten vorgeladen, welche seine Aufnahme ins Obergymnasium entscheiden sollte. Er stellte sich zur bestimmten Zeit ein, und machte das Examen mit, das für ihn so gut ausfiel, daß er sich die bestimmteste Hoffnung zur Aufnahme machen durfte; er erwartete indeß die Anzeige seiner Aufnahme in den öffentlichen Blättern. — Während der Wartezeit machte er einen Besuch zu Hause, wohin ihn eine betrübende Nachricht rief. Seine geliebte, etlich und 70 Jahre alte Großmutter war vom Schlage gerührt worden, und man fürchtete für ihr Leben; daher wollte er sie noch vor ihrem Heimgang sehen. Nach zwei Tagreisen gelangte er in seine Heimath. Eine wehmüthige Empfindung verursachte ihm der Anblick seines Thales, als er den Berg hinab (es war Nacht) dem Dörfchen zueilte, und zwischen den ihm wohlbekannten Häusern hinwandelte.

Unverhofft und unerwartet trat er in die Mitte der Seinigen, die ihn, wie gewöhnlich, mit Freudenthränen bewillkommten. Die alte Großmutter lag in der Kammer im Bette, und Christoph fand für gut, sie auf seinen Empfang vorbereiten zu lassen. Da dieß geschehen war, so öffnete sich die Kammerthüre. Welch ein Auftritt! Die schwache, kranke Frau richtete sich mit der größten Anstrengung in ihrem Bette auf, fiel Christoph um den Hals, und rief mehrere Male hinter einander: „Ach mein Christoph! ach mein Christoph!“ — Lange weinten beide einander am Halse, und die

Umstehenden weinten mit. Solche Augenblicke können nur empfunden, nicht beschrieben werden, und geben ein schwaches Vorgefühl des ewigen Wiedersehens der Kinder Gottes und der Auserwählten vor dem Throne des Lammes. Einige Wochen brachte er im Kreise der Seinigen zu, und oft saß er am Sterbebette seiner theuren Ahne, wie man dort die Großmutter nennt, und redete mit ihr von ihrem baldigen Heimgang; allein sie war vorbereitet und gefaßt, und schaute mit glaubensvollem Blicke gen Himmel zu dem, der für sie sein Leben in den Tod gegeben. Als die Zeit seiner Abreise gekommen war, schied er von ihr mit dem Gedanken des Wiedersehens im Himmel, und es that ihm wohl, sie bei seiner Trennung von ihr über Erwarten ruhig und ergeben in Gottes Willen zu sehen.

Er pilgerte wieder nach Bachweiler, wo er bis zu seinem Eintritt ins Obergymnasium in Roßgarten sich aufzuhalten gedachte. Sein Glaube, daß ihm der HErr, trotz seiner Armuth, durchhelfen werde, wurde, als der Zeitpunkt näher rückte, nicht wankend; allein es stand ihm noch eine harte Prüfung bevor. Nach einiger Zeit erschienen in den Blättern die Namen aller Aufgenommenen; aber wie erschrack und erstaunte er, als er seinen Namen nicht unter der Zahl derselben fand, und als er las, einige seien wegen zu vorgerücktem Alter abgewiesen worden, zu welchen er sich natürlich zählen mußte, da er schon 24 Jahre alt war. Auf einmal sah er nun seinen ganzen Plan, all seine Hoffnungen für die Zukunft vereitelt, und sich in eine kritische Lage versetzt. — So war's der Wille Gottes; es sollte und mußte bei ihm Alles durch Kampf und Schwierigkeiten hindurch, aber doch endlich zum Siege, zum Ziele führen.

Eine Nachricht von seinem Bruder, der in der Nähe von Roßgarten Lehrer war, nach welcher derselbe ihm ein Haus in dieser Stadt aufgefunden hatte, in welchem er für Kost und Wohnung in seiner Freizeit Unterricht geben konnte, mußte ihm ein Wink sein, daß es doch im Willen Gottes liege, ihn nach Roßgarten zu führen; eine andere Aussicht für seinen Unterhalt, die ihm ebenfalls sein Bruder mittheilte, zeigte sich bei der Frau Hofräthin von Hoffenbach, die ihm ihren Sohn in Unterricht geben wollte. Da nun der HErr, sein Versorger, ihm also den Weg zum voraus gebahnt,

und für seine äußern Bedürfnisse gesorgt hatte, so begab er sich ungesäumt auf den Weg nach Roßgarten. Eine angenehme Reisegelegenheit zeigte sich dahin in Gesellschaft des Bruders seines theuren Freundes und Wohlthäters, des Pfarrers Bieder, der ebenfalls Geistlicher, und was mehr sagen will, ein treuer Jünger Jesu war. — Mit diesem reiste er im Oktober 1824 von Bachweiler ab. Mit dankbarer Liebe schied er aus dem Bieder'schen Hause, wo er so vieles für Geist und Herz genossen hatte. Als er den theuren Mann fragte, wie viel er ihm für Kost, Wohnung und Unterricht schulde, so gab er ihm zur Antwort: „Sie werden Ihr Geld wohl in Roßgarten brauchen können.“ Ich schweige weiter hierüber. Eine Thräne des Danks rinnt aus meinem Auge, während ich diese Zeilen niederschreibe. Der HErr vergelte Dir, edler Mann, und den Deinen die mir erwiesene Liebe, — und vor dem Throne des Lammes, wenn ich einst selig und im Glauben überwunden habe, will ich dir noch sagen, was mein Herz bewegt.

Neuntes Kapitel.

Die Studienzeit des Irenius.

Als Irenius in Roßgarten angekommen war, begab er sich sogleich in die ihm von seinem Bruder David aufgefundene Wohnung. Der Hausherr, ein Metzgermeister, der gerade an der Fleischbank stand, um Fleisch auszuwägen, war ein etwas rauher, aber offener Mann, der ihn nach seiner Art freundlich begrüßte. Er ging jetzt in die Stube, wo er die Hausfrau, mit dem Glätten beschäftigt, antraf. Sie war eine stille, anspruchslose, eingezogene und christliche Frau, die ihn herzlich und ohne Complimente bewillkommte. Es wurde ihm sein Zimmer angewiesen, wo er seine Effekten ablegte. Indessen kamen die drei Knaben herbei, die ihm übergeben wurden; es waren muntere, frische und heitere Kinder, die unter sich gänzlich ihrem Charakter und Temperamente nach sehr verschieden waren. Der ältere ließ vielen Verstand blicken, war etwas verschlossen, wozu übrigens die bisweilen allzugroße und ungemessene Strenge des Vaters viel beitragen mochte; sonst zeigte er viel Gefühl

für das Christenthum; der zweite hatte weniger Kopf, er war phlegmatisch, aber gutmüthig, und der dritte ein munteres, nettes Bürschchen, war von offenem Sinn, aber etwas eitel auf seine Figur, weil er von den Leuten wegen seines Aeußern zu sehr gelobt wurde. Außer diesem Knaben hatten sie noch ein kleines Mädchen, das anfing sich lieblich zu entwickeln. Im Ganzen hatten diese Kinder viel Anziehendes, und waren ziemlich wohlerzogen. Hier hatte also Christoph neben seinen Studien ein kleines Feld zu bearbeiten, und er fühlte sich immer wohl in der Kinderwelt, und der HErr, sein Führer, lenkte es auch immer so, daß seine Wirksamkeit überall sich auch auf die Kleinen erstrecken mußte.

Jetzt lag es ihm nun auch am Herzen, seinen eigentlichen Zweck, wegen welchem er nach Roßgarten gezogen war, in Ausführung zu bringen. Zu dem Ende begab er sich zu dem Studiendirektor Frank, und bat ihn um Aufnahme ins Gymnasium; allein dieser fuhr ihn mit derben und groben Worten an, und sagte ihm unter andern: „Bleibet bei eurem Stand!“ Christoph ließ sich indessen nicht einschüchtern, vielmehr machte er Herrn Frank ernste Einwendungen, bis dieser die Thüre in die Hand nahm, in ein anderes Zimmer ging, und ihn allein stehen ließ. Irenius begab sich nun ziemlich entmuthigt nach Hause, und erwartete das Resultat seiner Unterredung. Inzwischen versammelte sich der Studienrath, und Christoph reichte eine Bittschrift an denselben ein, worin er wiederholt und dringend um Aufnahme bat, und siehe, der HErr lenkte die Sache dergestalt, daß er als Auskultant in die zehnte oder oberste Klasse des Gymnasiums aufgenommen wurde. Als Auskultant wurde er nun nicht in die Lokation eingereiht; jedoch konnte er alle Fächer, die er wollte, mit anhören, und dieß war eigentlich, was er wünschte; er war so viel freier und unabhängiger, als er sonst gewesen wäre. Mit Freude und Dank gegen Gott erfüllte diese Nachricht sein Herz, und er ist versichert, daß der HErr auch hier die Herzen der Studienräthe wie Wasserbäche lenkte, so daß sie ihn aufnehmen mußten. — Der Direktor Frank war von der Menschenklasse, die äußerlich eine rauhe Außenseite zeigen, aber doch unparteiisch handeln; er war weit entfernt, mit

einem sogenannten Kanzleitrost abzufertigen, wie viele Beamtete zu thun pflegen, und gewiß hat er auch für die Aufnahme Christophs im Studienrath gestimmt.

Alle Bedürfnisse Christophs, oder die meisten, waren nun gedeckt, indem er, wie gesagt, für Kost und Wohnung zwei Privatstunden, und außerhalb dem Hause zwei Lektionen bei Frau von Hoffenbach gab; das Fehlende ersetzte sein Bruder, der ihm Bücher anschaffte, und seine Braut, die ihm die Wäsche besorgte; und unter solchen Verhältnissen begann er seine Studien. Die Zeit, welche ihm die vier Privatstunden, die er geben mußte, raubten, ersetzte er durch Lucubrationen oder Nachtarbeiten, die er manchmal Nachts bis 12, 1 und 2 Uhr fortsetzte, und Gott hatte seine früher schwächliche Gesundheit dermaßen gestärkt, daß er bei einer oft 16stündigen täglichen Arbeit nicht den geringsten körperlichen Nachtheil fühlte.

Was seine Studien betrifft, so legte er sich vorzugsweise auf seine Lieblingsfächer, auf die alten Sprachen. Er hatte früher viel gelesen, viel studirt; allein alles lag wie ein Chaos regellos, unentwickelt vor seiner Seele. Bei der Gründlichkeit, mit welcher die Philologie von seinen Professoren gelehrt wurde, sah er sich bald außerhalb seines Labyrinths, und durchschaute und überblickte mehr und mehr das Gebiet, in dem er arbeitete. An den alten Klassikern bildete sich sein Geschmack, an der Philosophie sein Verstand. Tacitus mit seiner gedrängten, kräftigen Sprache, Cicero, Thucydides, Homer, und im Hebräischen das Buch Samuel, waren die Schriftsteller, die er das erste Jahr anhörte. Außer diesen Fächern hörte er Aesthetik, Geschichte der Philosophie, welche ihm die Verirrungen des menschlichen Geistes, ohne Erleuchtung von Oben, nachwies; ferner praktische Philosophie oder Vernunftmoral, das Naturrecht, Physik, christliche Moral, und Exegese des alten und neuen Testaments im Grundtext, und allgemeine Weltgeschichte.

Ohne merkliche Veränderungen, ohne wichtige Ereignisse floß das erste Jahr dahin; Christoph lebte in seinem Elemente, d. i. in dem, wozu er von Jugend an einen Grundtrieb in sich trug, und je weiter er vorwärts schritt, desto angenehmer ward ihm sein Studium. Seine Professoren, die er liebte und verehrte, gingen

ihm mit Rath und That an die Hand, ja einige waren so gefällig, ihm seine schriftlichen Arbeiten zu Hause in seinem Beisein durchzusehen. Das zweite Jahr setzte er das klassische Studium fort, und gelangte zu immer größerer Festigkeit, wozu die schriftlichen Arbeiten in den drei alten Sprachen vieles beitrugen; im Französischen las er Racine. In diesem Jahre besuchte er noch die Vorlesungen der Logik und Rhetorik, übte sich in Ausarbeitungen von Reden, hörte vaterländische, allgemeine und Kirchengeschichte, ferner wurden die Reden des Demosthenes, und die Oden des Horaz, Plato, und die ebräischen Psalmen, auch etwas aus den kleinen Propheten erklärt. Während dieser Zeit entwickelte sich mehr in ihm die Darstellungsgabe.

Was nun das Ziel und den Zweck seiner Studien betrifft, so war die Theologie immer noch sein Lieblingsgedanke, und gewiß auch der Prediger-Beruf derjenige, wozu ihn sein Gott bestimmt hatte, wie die Folge zeigen wird. Der Wunsch hingegen, wegen seiner Braut eine baldige Anstellung und Versorgung zu bekommen, war die Triebfeder, die ihn bestimmte, vor der Hand einen andern Weg einzuschlagen, und weil er eine Ahnung hatte, der HErr werde doch noch seinen Plan mit ihm durchführen, so studirte er vorzüglich solche Fächer, die in die Theologie einschlugen.

Als er ungefähr ein Jahr lang in Roßgarten studirt hatte, bekam er einen Ruf, eine Stelle bei einem zu errichtenden Institut für Judenkinder zu übernehmen; er nahm im ersten Augenblick, ohne genaue Prüfung den Ruf an; allein seine Eltern widersetzten sich aus allen Kräften, und obgleich er im Grunde nicht abhängig von ihnen und volljährig war, so war ihm doch diese Opposition durchaus nicht gleichgültig, und er nahm jetzt die Sache in ernstlichere Prüfung. Er betete so lange, bis er sich willenlos fühlte, und nun zog er das Loos, das nach dem Willen seiner Eltern entschied. Ich glaube, er hätte sich schon ohne Loos dem Willen seiner Eltern unterwerfen können und sollen, und er ist überhaupt gegenwärtig der Meinung, daß der demüthige Glaube überall ohne das Loos den rechten Weg findet, ob er gleich dasselbe da nicht verwirft, wo die Schrift es zugibt.

Ein ander Mal wurde ein Catechet in das Zuchthaus in Ludwigsstadt gesucht. Irenius glaubte, der HErr wolle ihm vielleicht dort eine Thüre öffnen, und meldete sich, und obgleich der fromme Direktor jenes Hauses ihn gewünscht hatte, so war es doch der Wille des HErrn wieder nicht. Kurz, er mußte harren, bis der HErr aufschloß — und wo Er öffnet, da schließt niemand zu.

Während er so mit seinen Studien beschäftigt war, bekam er die Nachricht von seinen Eltern, daß seine Großmutter heimgegangen sei. Den 27. Februar 1825 ging sie, wie ich getrost glaube, zu ihres HErrn Freude ein. Christoph, tief gerührt von dieser Nachricht, schrieb folgende Zeilen zur Erinnerung an ihren Heimgang nieder:

Endlich ist dein Leidenskampf geendet,
Und die Leiche ruht im stillen Grab;
Hülfe hat der Heiland dir gesendet,
Er war selbst dein Stecken und dein Stab.

Und du schwangst dich auf zu Gottes Throne,
Theure! deine Seligkeit ist groß;
Jesus Christ reicht dir die Siegeskrone,
Er, der einst sein Blut für dich vergoß.

Dort wird deine Zunge nicht mehr lallen,
Dort stimmst du ins drei Mal heilig ein.
Mit den Sel'gen wirst du niederfallen,
Und dem Lamme Siegeslieder weih'n.

Droben, wo die Himmelspalmen wehen,
Dort in der verklärten Geister Reih'n,
Wirst du all die Deinen wiedersehen,
Unaussprechlich wirst du selig sein.

Sieh' dein Joseph *) und die Sel'gen alle,
Wie sie eilen dort vom Throne her
Dir entgegen, — und im Freudenschalle
Tönt das Lied des Lammes, hoch und hehr.

Manchen schweren Kampf hast du gestritten,
Glaub' und Liebe war dein Siegspanier;
Bei dem, der auf Golgatha gelitten,
Ruhst du, Dulderin! — wie wohl ist dir!

---

*) Verstorbener Sohn.

Geld und Gut hinterließ die alte Großmutter nicht, sie hatte all ihre kleine Haabe den Ihrigen bei Lebzeiten mitgetheilt; nur eines blieb, ihr Andenken, das noch im Segen fortblüht. — Sie ruhet nun von ihrer Arbeit, und ihre Werke folgten ihr nach; kein Monument ziert ihr Grab, nur ein niedriger Hügel deckt ihre Hülle, bis zum Tag der Auferstehung; allein der Friede, der über ihr ganzes Wesen ausgegossen war, und den sie auch im Elnathan'schen Hause verbreitete, ist das Denkmal, an dem die Hinterbliebenen sie erkennen.

In Roßgarten zählte das Reich Gottes und die Wahrheit manchen Bekenner. Die Gläubigen vereinigen sich, um gemeinsam für die Ausbreitung der evangelischen Wahrheit zu wirken, und um sich gegenseitig zu ermuntern und zu stärken, was auch noth thut bei der Frechheit des Unglaubens und der Sittenlosigkeit unserer Zeit. Einen solchen Verein von jungen Studenten fand Christoph auch in Roßgarten, an dessen Spitze der bekannte, fromme Ludwig Hofacker stand. Sie kamen alle Wochen zusammen, um sich zu erbauen, und um gemeinschaftlich mit einander zu beten. Sonntags, Morgens begaben sich die jungen Studenten manchmal in den Garten eines Freundes, um in dem Gartenhaus, das sich daselbst befand, zu beten. Jener Verein war ein sehr gesegnetes Mittel zur Belebung und Erweckung der jungen Leute, die, hatten sie schon etwas Gnade empfangen, in Gefahr standen, entweder weltförmig und lau, oder gar vom Unglauben verschlungen zu werden.

Irenius besuchte auch die Predigten Hofackers, der gewaltig predigte, und nicht wie die Schriftgelehrten. Mit mächtiger Stimme rief er die Sünder zur Buße, und der Tempel, in welchem er das Evangelium verkündigte, war von Tausenden von Menschen angefüllt, die alle Gänge und Treppen besetzten, und oft noch mehrere Schritte Raum draußen vor der Kirchthüre einnahmen. Man sah an dem Manne, daß sein Wirken nur eine kurze Zeit dauern sollte; darum beeilte er sich, sein Tagewerk bei Zeiten zu vollenden. So eifrig er auf der Kanzel war, eben so eifrig war er auch in seinem übrigen Seelsorger-Beruf; manche Seele wurde von ihm getröstet, mancher sichere Sünder noch durch ihn auf seinem Krankenbette erweckt; manchem geistlich Blinden durch ihn die Augen geöffnet,

Irenius sah einst mit eigenen Augen eine Frucht seiner Hausbesuche. Er besuchte einst einen armen und seit Jahren blinden und lahmen Mann, dessen Frau ebenfalls kränklich war. Als er in das reinliche Stübchen trat, da erstaunte er nicht wenig, als er aus dem Munde der beiden Leute den HErrn loben und verherrlichen hörte, und den Frieden bemerkte, der aus ihrem Gesichte strahlte. Er fragte nach der Ursache dieses Friedens, und vernahm von ihnen, wie sie anfangs in ihrem Leiden gegen Gott gemurrt, und darüber sich beklagt hätten, daß Er sie, als rechtschaffene Leute, so schwer heimgesucht habe, während so viele Gottlose in Glück und Gesundheit ihre Tage zubringen. Da sei Hofacker zu ihnen gekommen, und habe bald ihre gefährliche Gemüthsstimmung erkannt, und sie auf ihr verderbtes, trotziges und verzagtes Herz aufmerksam gemacht. Anfangs seien sie ihm widerstanden, und sie haben ihn lieber gehen als kommen sehen; allein er sei fortgefahren, trotz ihrem Widerstand, sie zu besuchen. Endlich habe es dem HErrn gefallen, ihnen ihr Sündenelend, ihren pharisäischen Hochmuth aufzudecken, ihnen eine wahre Buße, die Vergebung der Sünden, und den Glauben an die freie Gnade zu schenken, und aus diesem Grunde fühlen sie sich jetzt so glücklich. — Christoph besuchte jene Leute öfters, und ward jedes Mal durch sie erbaut und gestärkt, und die Kraft des Glaubens bewährte sich ferner an ihnen in ihren Leiden, bis zum Tode des alten Blinden.

Von Hofacker konnte in Wahrheit gesagt werden, was sein Freund Knapp von ihm nach seinem Tode dichtete:

„Ganz war der Mann, da er begann,
Ganz, da sein Lebenshauch zerrann.“

In jenen christlichen, jungen Studenten führte Gott Irenius Brüder in Christo zu, mit denen er oft zusammen kam, die zusammen studirten und zusammen sich erbauten. Unter andern war es Treuherz, mit dem er am meisten sympathisirte, und dem er sein Herz ganz öffnen konnte. Oft wandelten diese beiden Freunde zusammen, besprachen sich über Inneres und Aeußeres, — Wissenschaft und Glauben, und ihre Herzen flossen in einander über. Hie und da kamen auch andere christliche Freunde mit ihnen zusammen, und es herrschte

unter ihnen ein fröhlicher, freundlicher Geist, der einem Herzen wohl that, das nach dem, was droben ist, trachtete. Christoph denkt jener Zeit mit Freuden und Vergnügen, und er freut sich und hofft, jenen Bruderkreis, der jetzt in alle Enden der Welt zerstreut ist, vor dem Throne des Lammes einst wieder zu finden.

Auch bei Frau Hofräthin von Hoffenbach genoß er viele Liebe. Sie war eine durch viele und schwere Leiden geprüfte Dulderin, von einem stillen, ernsten, christlichen Sinn, die sich gerne von dem unterhielt, was allein noth thut. Ihr gemüthskranker Sohn, den Christoph unterrichtete, verursachte ihr vielen Kummer, und er war oft der Gegenstand ihres Gesprächs und ihrer Berathung; sie hing mit zärtlicher Liebe an ihm, und war äußerst besorgt um seine Zukunft. Ihr verstorbener Gatte, ein Gelehrter und Geschichtsforscher, hatte von ihm Großes erwartet, und gehofft, er werde nicht nur in seine Fußstapfen treten, sondern sogar ihn übertreffen; allein seine Hoffnungen wurden nicht erfüllt; die Kränklichkeit des Sohnes ließ ihn nur sehr geringe Fortschritte machen, und die Reizbarkeit, die zum Theil von seinem krankhaften Zustand herrührte, machte seinem Lehrer, und hauptsächlich der zärtlichen Mutter, viele Mühe und vielen Kummer. Es war unbeschreiblich, was die Mutter litt und erduldete. Sonst war der kranke Sohn, wenn er seine guten Launen hatte, gutmüthig — und in solchen lichten Momenten machte er allerhand Plane für die Zukunft. Eine hoffnungsvolle Tochter, Fanny, entschädigte die Mutter für manche Leiden und für manche Freuden, die sie sonst entbehren mußte.

Irenius war in jener Familie wie zu Hause, und er verdankte der ihm unvergeßlichen Freundin von Hoffenbach viele Liebe und Freundschaft. — Der HErr sei ihr Vergelter, und lasse über ihre Nachkommen seinen Segen herabströmen in reichem Maaße.

Auch dem Hause des Metzgermeisters Bracher, in dem er wohnte, hatte er vieles zu danken; er war nicht als Fremder angesehen, sondern als Hausfreund; mit der Frau des Hauses unterhielt er sich oft über göttliche Dinge, und wenn es auch hie und da etwas Unangenehmes zu erfahren gab, was nirgends ausbleibt, so waren das nur vorübergehende, und für Christoph unbedeutende Dinge. Aber auch Bracher war ein Mann, wie schon gesagt, mit dem man

stets wußte, wie man daran war, offen und gerade. — Im Ganzen trägt Irenius nur Liebe in seinem Herzen gegen jene Familie, über die er den Segen Gottes heraberfleht. — Der ältere Sohn dieser Familie, Carl, machte erfreuliche Fortschritte, und hatte bereits angefangen, sich der Theologie zu widmen, als eine epidemische Krankheit seinem Leben ein Ende machte. Dieß war ein fürchterlicher Schlag für die Eltern, besonders für den Vater, der so große Hoffnungen von ihm gehegt hatte; aber er schied im Glauben an seinen Erlöser von hinnen, und dieß beruhigte die Eltern, und versüßte ihren Schmerz.

Noch darf ich nicht vergessen, den Einfluß, den der Prediger Danner in Roßgarten durch seine Predigten auf Christoph ausübte. Er war ein Mann von großer Freimüthigkeit, der von dem verstorbenen König wegen einer Leichenpredigt, die er einem Schauspieler hielt, und in welcher er sich nicht scheute, die Wahrheit frei und unumwunden zu sagen, aus Strafe von Roßgarten entfernt, und in eine ziemlich verrufene Gemeinde versetzt wurde. Dieser wahrhaft christliche Mann wurde unter der Regierung des jetzigen Königs Wilhelm wieder nach Roßgarten zurückberufen, und war, nur auf eine andere Art, wie Hofacker, ein kräftiger Prediger der Gerechtigkeit, der in einer erhabenen Sprache die Wahrheit in Christo verkündigte, und ohne Hehl die Laster und Sünden des Volks namentlich strafte. Irenius hörte ihn oft und gern, und seine Predigten waren ihm von großem Nutzen und Segen. Auch fing Danner an, nach der Abreise Hofackers, den jungen Studenten Unterricht im N. Testament im Grundtext zu geben; allein dieß dauerte nur kurz; denn bald schlug auch die Abschiedsstunde für Christoph, und sein Aufenthalt in Roßgarten nahte seinem Ende.

Zehntes Kapitel.

Seine Schweizerreise.

Im Sommer 1826 schrieb ein Rheinauer Freund, Namens Planer, Schwager seines Freundes Carl, der seine Verhältnisse genau kannte, es bilde sich in Burgheim eine höhere Lehranstalt für

Gebildete, eine Gymnasial-Anstalt, die auf christlichen Prinzipien beruhen solle, und forderte ihn auf, sich an Herrn Dr. Frei in Schulwald zu wenden, der mit den Gründern der Anstalt in Verbindung stehe, um eine Lehrerstelle an derselben zu erhalten. Er machte sich sogleich auf den Weg nach Schulwald, mit einem Empfehlungsschreiben versehen, und meldete sich für eine Stelle in jenem Institut. Dr. Frei blickte ihn mit lebhaften, durchdringenden Augen an, und hätte ihn auf der Stelle geprüft, wenn er nicht sogleich wieder nach Roßgarten hätte zurückkehren müssen; daher begnügte er sich vor der Hand mit den Zeugnissen, die ihm von einigen Professoren ausgestellt worden waren, und mit der von ihm selbst verfaßten kurzen Biographie. Diese Schriften wurden indeß nach Rheinau zu Herrn Trieb, dem Organ dieser Angelegenheit, geschickt; allein die Ausführung des Projekts verschob sich; Herr von Erdmann, den man als Direktor der Anstalt zu haben wünschte, trat zurück, und somit war für den Augenblick eben keine Aussicht für die Anstellung Christophs vorhanden. Das Unternehmen schlug zuletzt ganz fehl, und konnte nicht ausgeführt werden.

Indessen rückten die Herbstferien heran, und Christoph, der schon längst den Wunsch gehegt hatte, die Schweiz einmal zu sehen, das Wunderland, das Land der Freiheit, von dem er sich ein Ideal geträumt hatte, und dessen Hirtenleben er dem alten patriarchalischen Leben der Altväter gleichstellte, schloß sich an zwei Freunde an, die in Rohrstadt studirten, und welche ebenfalls die Schweiz bereisen wollten. — Ich suchte nach, und fand unter den Schriften des Irenius ein Tagebuch, von dem ich am füglichsten einen Auszug gebe.

„Samstag den 9. Sept.," so schreibt Irenius, „reiste ich unter dem Geleite Gottes von Roßgarten ab. Zwei meiner Freunde, Treuherz und Ramer, begleiteten mich bis nach Oberhausen; ich nahm meinen Weg über Freiheim, theils um meinen Freund Carl daselbst zu sehen, theils um von da gelegenheitlich bis Rohrstadt zu fahren. Wie schon oft, so verbrachte ich auch jetzt in dem freundlichen Kreise der Familie meines Freundes Carl einige frohe und heitere Stunden. Ich hatte das Vergnügen, mit meinem Freunde auf einem Zimmer zu schlafen. Da plauderten wir nun

bis spät in die Nacht zusammen, und erinnerten uns an die frohen Tage, die wir in treuer Freundschaft und im Genuß alles dessen verlebten, was eine Verbindung, die sich auf Höheres gründet, nur darbieten kann. So floß die Nacht hin, bis mich das Bäschen meines Freundes zum Thee rief; denn die Zeit zur Abfahrt war nahe. Es war etwa 3 Uhr Morgens, als wir abreisten. — In Lustdorf vertauschte ich meine bisherigen Gefährten mit meinem Freund Lahrer.

Den 11. Sept.

Es schloß sich an uns ein lieber Freund, Aner aus Schönau, an, den wir in Rohrstadt abholten. Wir passirten das Steinlacher-Thal, wodurch sich die Steinlach schlängelt. Als wir eine Strecke Weges zurückgelegt hatten, so erhob sich vor unsern Augen, links, die sogenannte alte Burg, hinter derselben die Achalm, der Roßberg, einer der höchsten Punkte Würtembergs; etwas mehr südlich lag der Farrenberg. Hier, erzählt die Sage, stand einst eine Kapelle, dem Jupiter geweiht; in der Umgegend weideten die Römer die Farren, welche sie ihrem Gott opferten. Am Fuße des Berges, der mit herrlichen Obstbäumen umgeben ist, steht eine Kapelle, in welcher früher der ehrwürdige Danner predigte, als Mößingen noch der Schauplatz seiner Wirksamkeit war. In derselben befinden sich noch einige heidnische Götzenbilder, die man aber wegen der undeutlichen Züge nicht mehr erkennen kann.

Jetzt zog ein anderer kegelförmiger, hoch emporragender Berg unsere Aufmerksamkeit auf sich. Er stand da majestätisch, weithin herrschend, und schien mit Stolz auf die übrigen kleineren Berge, als auf seine Vasallen, herabzuschauen. Ein edles königliches Geschlecht stammt von da, Preußens Könige sind Sprößlinge der Grafen von Hohenzollern. Zerfallen, verwittert, zerstört im Bauernkrieg und später durch die Franzosen, lagen die Trümmer da, als vor wenigen Jahren der Kronprinz von Preußen incognito den Sitz seiner Ahnen besuchte. Da entstand in ihm der Gedanke, die Burg wieder aufbauen zu lassen, und schon erhebt sich ein neues Gebäude auf den zerfallenen Trümmern. In Hechingen besuchten wir die Anlagen des Fürsten, die geschmackvoll eingerichtet sind, aber nicht fürstlich unterhalten werden.

Unter mancherlei wechselnden Gegenständen, die sich dem Auge darboten, erreichten wir Balingen, eine regelmäßig gebaute Landstadt, die ich schon früher sah, als ich meinen Bruder, der etwas weiter aufwärts wohnte, besuchte. Mit angenehmen Erinnerungen an jene Zeit beschäftigte sich mein Geist, und ich pries im Stillen die Liebe Gottes, die mir unterdessen den Weg zeigte, der allein zum seligen Ziele führt. Denselben Tag erreichten wir Schömberg, wo wir übernachteten.

Den 12. Sept.

führte uns unser Weg über den berüchtigten Heuberg. Hier war die Vegetation nicht sehr üppig. Armselig und reizlos war die Gegend, und eine schauerliche Stille herrschte weit hin. Nur schmale Fußpfade leiteten unsere Tritte über die Hochebene hin. Eine halbe Stunde von Böttingen genossen wir eine treffliche Aussicht. Nicht weit von uns, auf einer hervorragenden Bergecke, erhob sich die heil. Dreifaltigkeitskirche, ein unter den Katholiken berühmter Wallfahrtsort; westlich lag das schöne Spaichinger-Thal, und in weiter, grauer Ferne mein theurer Schwarzwald, der einen heimeligen Eindruck auf mein Gemüth machte. Nach einigen Stunden langten wir in Schmidingen an, wo wir den Prediger Friedreich besuchten, der uns freundlich aufnahm, und uns in die dort befindliche, christliche Armenanstalt führte, welcher einer meiner frühern Freunde vorstand. So baute die Liebe Christi auch hier ein Asyl für arme, verwahrlosete Kinder. Wir stiegen von da aufwärts, und als wir den Höhepunkt des Berges erreicht hatten, so lag auf einmal der untere Theil des Bodensees vor unsern Blicken. Wir wurden wunderbar begeistert, und sangen, unsere Müdigkeit vergessend, frohe Lieder. Die Sonne senkte sich, und der Mond stieg herauf, und beleuchtete unsern Weg bis nach Biesendorf. Hier versammelten sich mehrere Dorfbewohner, denen wir einige christliche Traktate austheilten. Auf einmal waren wir von einem ganzen Haufen Menschen, Jung und Alt, umzingelt, welche alle sich Büchlein von uns ausbaten, und sich höchlich über ihr Geschenk freuten. Wir gaben, was wir hatten, und freuten uns um so mehr, weil jene Leute katholisch waren.

Den 13. Sept.

Wir besuchten heute auf unserm Wege die berühmten Ruinen von Hohentwiel. Der Prediger Flügel, ein biederer Schweizer und wahrer Christ, begleitete uns eine Strecke vom Gasthause an, von wo aus uns dann eine Frau, welche bei der letzten Belagerung jener Vestung mit eingeschlossen war, weiter führte, die uns das Thor aufschloß. Dieselbe konnte uns die Wohnungen, von welchen zum Theil noch die Mauern und Seitenwände dastanden, bezeichnen, und zugleich sagen, wer sie bewohnt habe. Oben auf den Trümmern lagerten wir uns, und jetzt trat der außerordentlich steile Abhang der Burg erst recht vor unsern Blick. — Hier war der berühmte Staatsmann und Christ Moser eingeschlossen; hier dichtete er seine geistlichen Lieder; hier heilte ihn der HErr auf eine wundervolle Weise von einer Lähmung, während er eine ähnliche Wunderthat Jesu im Neuen Testament las, und darüber seine Betrachtungen anstellte; und jetzt verkündigen die Trümmer dem Wanderer die Nichtigkeit und Vergänglichkeit alles Dinges, und die Gerichte Gottes, dessen Fluch wohl auch um jenes Gerechten willen Hohentwiel, wie einst Babel traf. Wo sonst Menschenwohnungen standen, da wächst das Gras empor, und in den Mauerlöchern mögen der Uhu und andere Thiere ihre Wohnung aufgeschlagen haben. — Wir überließen uns theils ernsthaften Betrachtungen, theils streifte unser Auge weit umher in der Umgegend, und die freundliche Witterung begünstigte die Aussicht. Etwa 20 Ortschaften zählten wir, unter diesen Constanz, dessen Dom wie ein grauer Mann in der Ferne empor ragte.

Wir schieden nach einem kurzen Aufenthalt von unserm lieben Flügel, und richteten unsere Füße Schlüsselheim zu, wohin wir an die Familie Christhold ein Empfehlungsschreiben hatten. Abends um 8 Uhr langten wir dort an, und wurden von derselben mit einer Liebe aufgenommen, die wir nicht erwartet hatten. Man behandelte uns, als wären wir längst ersehnte Freunde und Brüder, und wir fühlten uns bei ihnen bald zu Hause. Es wehte hier ein Geist des Friedens, der jedem Salemspilger wohl that. Nach dem Abendessen brachte Herr Christhold einem jeden von uns eine kölni-

sche Pfeife, und wir rauchten und unterhielten uns freundlich zusammen über Gegenstände verschiedenen Inhalts.

Erst auf unserm Schlafzimmer konnten wir recht über das, was uns widerfahren war, nachdenken; ich dankte dem HErrn für die Wohlthaten, deren ich mich nicht im geringsten würdig fühlte, und betete für die lieben, gastfreundlichen Leute. Wir legten uns zur Ruhe, und das Rauschen des Rheinstroms wiegte uns sanft in den Schlaf, der uns nach einer starken Tagreise wieder erquickte.

Den 14. Sept.

begaben wir uns zu dem weltberühmten Rheinfall. In einer mäßigen Entfernung von demselben hörten wir das Donnern der Wogen; wir beflügelten unsere Schritte, und bald standen wir dem großartigen Schauspiel gegenüber. Schäumend stürzt der Strom in majestätischem Falle über die Felsen hinab in die Tiefe, aus der er wieder kochend aufdampft. Hingenommen von den Gefühlen über das Erhabene dieses Naturwunders, schrieb ich in mein Tagebuch:

Donnernd stürzen die Wogen hinab, nicht finde ich Worte,
Gottes Wunder zu preisen, nur staunen kann ich, nur staunen!

Den 15. Sept.

machten wir die Bekanntschaft eines originellen und interessanten Mannes, des Professors Sprung. Er ist ein feuriger, lebhafter Mann, ein tiefer Denker, und voll Enthusiasmus für Christus, seinen Erlöser.

Den 16. Sept.

reisten wir von dem uns theuer gewordenen Schlüsselheim ab, und hatten das Vergnügen, den Professor Sprung auf seine Pfarrei Ruhheim zu begleiten, wohin er jeden Samstag mit seiner Frau wandert, um über den Sonntag daselbst zu predigen, und sein Seelsorgeramt zu versehen. So ist er also die Woche über Professor in Schlüsselheim, und Sonntags Pfarrer in Ruhheim. Wir unterhielten uns unterwegs auf eine lehrreiche und angenehme Weise, und ich kann nicht umhin, meinen Lesern einiges von unserer Unterredung mitzutheilen. Sprung stellte die Behauptung auf, daß alles Wissen etwas Gegebenes sei, und daß der Mensch nichts aus sich selbst herauszuentwickeln vermöge. Auch die Wissenschaft, so gut als die Offenbarung, komme von Gott, der durch Außendinge diese

oder jene Idee in uns wecke. Er widerlegte Fichte, der allerdings zugebe, Theologie, Psychologie, das Juridische u. s. w. werde von außen gegeben, allein die Mathematik sei reines Produkt des Verstandes. Sprung zeigte durch mehrere Beispiele, daß auch die Mathematik empirischer Art sei. So sei Galiläi auf die Lehre vom Pendel durch die Bewegung von zwei Kronleuchtern von ungleicher Größe gekommen. Eben so führe die Anschauung eines viereckigen Tisches auf mancherlei Beobachtungen. Newton sei durch das Herabfallen eines Apfels vom Baume bei einem Spaziergange auf die Schwerkraft, oder auf das Gesetz des Falles der Körper geleitet worden. Von Kant's Philosophie sagte er, sie habe, wie mit einem Scheermesser, die wie mit Ketten zusammengeschmiedete, damals starre Dogmatik zerschnitten. — Schelling habe etwas mehr Leben in die Natur der atomischen Philosophie gehaucht. Allein in allen philosophischen Systemen lassen sich Lücken nachweisen; alle seien inconsequent; alle habe endlich der Glaube an das ewige, geoffenbarte Wort Gottes in glorreicher Kraft überwunden. Zuletzt theilte er uns noch etwas über seine innere Führung mit, und wie er zur Erkenntniß des Heils in Christo gelangt sei. Seine Führung, sagte er, habe viel Aehnliches mit der des Professors Hellstein gehabt. Dieser habe sich nicht in dem Schlamme der Thorheit gebadet; sondern die Morgenröthe des neuen Tages sei ihm in der Natur angebrochen. Hellstein suchte und fand in der Bibel das dynamische Prinzip von Anfang bis ans Ende durchgeführt, und durch diese Entdeckung ging ihm das helle Licht des Evangeliums in Christo auf. Ein gemeiner Bürger in Nürnberg war es, der ihn in die Tiefen des Geheimnisses von der Versöhnung in dem Blute Jesu einführte. Aehnliche Erfahrungen machte auch Sprung. Er forschte stets als consequenter Denker, und wurde oft an die fürchterlichsten Abgründe des Zweifels geführt, bis er endlich, aus Veranlassung der Vorbereitung auf sein theologisches Examen, die Bibel zur Hand nahm, in welcher er fand, was der Wahrheit liebende Hellstein erblickt und gefunden hatte. Jetzt erschien ihm auch die Natur in einem ganz andern Lichte, und er gelangte durch Gottes Gnade zu einer immer gründlichern Selbsterkenntniß; allein es kostete noch Manches, bis er durchgekämpft und durchgerungen

hatte, und nach der Lösung, nach Hebung aller Zweifel schien ihm das Licht des Glaubens mit desto hellerem Glanze, vor welchem alle Nebel und alle Finsterniß schwanden.

Den 17. Sept.

hörten wir ihn predigen über den Patriarchen Noah, den er als ein Muster des Glaubens aufstellte; ergreifend war es, einen Glaubensmann vom Glauben sprechen zu hören. Denselben Tag reisten wir nach Constanz. Hier besuchten wir den 18ten das Nonnenkloster, in welchem ein Institut für junge Frauenzimmer eingerichtet ist, wo allerhand weibliche Arbeiten verfertigt, und zum Verkauf angeboten werden. Eine Nonne von mittlerem Alter führte uns überall herum, und zeigte uns alles Sehenswerthe; ihre Gesetze sind nicht sehr streng, denn nach drei Jahren darf jede frei und ungehindert austreten, wenn sie will. — Ferner besuchten wir den Concilien-Saal, in welchem Huß, dem Märtyrer der Wahrheit, das Todesurtheil gesprochen wurde. Wehmüthige Gefühle bewegten meine Seele schon beim Eintritt in die Stadt bei dem Gedanken an jene That, die unstreitig sichtbaren Fluch über dieselbe brachte, welche früher etwa 40—50,000 Einwohner, später nur einige tausend zählte; noch mehr aber ward ich ergriffen, als wir den Saal betraten, in welchem die Stimme der Wahrheit zu tauben Ohren sprach; wo es hieß, wie bei Jesus: „Hinweg, hinweg mit diesem!!“ Man zeigte uns den Wagen, in dem er zum Richtplatz geführt wurde; ferner das Schwert, das man vor dem wortbrüchigen Kaiser Sigismund hintrug, und andere vorgebliche Alterthümer, die ich nicht berühren mag. — Wir besuchten hierauf die Insel Meinau, setzten über den See nach Mörsburg, und gingen zu Fuß dem See entlang aufwärts, über welchen der Mond seine sanften Strahlen hingoß, bis wir in Friedrichshaven spät Abends anlangten.

Den 19. Sept.

Morgens um 5 Uhr bestiegen wir das königliche Dampfschiff, und in wenigen Stunden hatten wir den See durchschnitten. Eine Menge Pilger waren unsere Gefährten, die nach Maria Einsiedeln wanderten. Ich redete mit einem solchen, und suchte ihm aus dem Worte Gottes die Nutzlosigkeit und den Unsinn der Wallfahrt zu

beweisen, und wies ihn zur Bibel, der einzigen Richtschnur des Glaubens; er hingegen behauptete die Unfehlbarkeit seines Glaubens und des römischen Stuhls; ich gab ihm einen Traktat, und er bezeugte große Freude hierüber. Schaaren solcher Menschen begegneten uns, die im Gehen in Wechselgebeten die Mutter Gottes sinn- und gedankenlos anriefen. Möge der HErr aus Zion sich dieser armen Verblendeten erbarmen, sie mit seinem Geiste erleuchten, und sie belehren, daß Er, der Allgegenwärtige, überall und allenthalben in Christo verehret, und im Geist und in der Wahrheit angebetet werden könne.

Von Rorschach aus zogen wir in Begleitung einiger bairischen Studenten nach St. Gallen. Berge und Thäler wechselten mit einander, auf welchen Sennhütten, die zerstreut umher lagen, dem Auge einen lieblichen Anblick gewährten. Eine halbe Stunde von St. Gallen tritt diese Stadt in überraschender Schönheit vor das Auge des Wanderers aus dem Hintergrunde hervor. Zwei von der Sonne erleuchtete Thürme glänzten uns entgegen; die Umgebung der Stadt selbst ist sehr schön, und stellt mit den vielen Landhäusern ein irdisches Paradies dar. Wir besuchten die katholische Kirche mit ihren Prachtgemälden, und erinnerten uns des ehrwürdigen Gallus, der hier das Evangelium predigte, dessen Leichnam in Arbon am Bodensee begraben liegen soll, und von dem die Stadt St. Gallen den Namen trägt. — Von hier aus durchzogen wir den Appenzeller Kanton, und besuchten Gais, wo unser theurer L. Hofacker vor einem Jahre eine Molkenkur machte; ferner Appenzell selbst, und in dessen Nähe, ein Kapuzinerkloster.

Den 21. Sept.

war das Wetter regnerisch. Dichte Nebel entstiegen den Gebirgen, die sich auf beiden Seiten an uns aufthürmten; jede Aussicht war verschwunden; ein schmaler Fußweg führte uns an einzelnen Bauerhöfen vorbei, nach Schönengründ, wo wir bei einem Wirth und Apotheker in einer Person frühstückten. Von hier aus gingen wir durch Toggenburg nach Peterzell, setzten über die Thur, auf deren linkem Ufer die Ruinen von Iburg, ein Ueberrest von Oestreichs Herrschaft, auf einem Hügel sich erhoben. Abends um 7 Uhr kamen wir in Schmerthor ganz durchnäßt an, wo wir übernachteten.

Unser Gasthof stand zunächst am Züricher-See; weiter hin, südlich, streckten die Glarner-Alpen stolz ihr Haupt empor, und durch ein freundliches Thal herab floß in sanfter Krümmung die Limmat, die sich mit dem See vereinigte. Die Wolken verzogen sich allmählig, und ein Strahl von Hoffnung belebte unsere Seele, so daß wir des Tages Mühseligkeit vergaßen.

Den 22. Sept.

gingen wir über die 16 bis 1700 Schritte lange Brücke, die über den Züricher-See führt. — Auf der andern Seite des Sees, da, wo die breite Heerstraße sich bergan zieht, eröffnete sich dem Auge eine herrliche Aussicht, welche durch das heitere Wetter noch erhöht wurde. Hier lag ein Dorf, eine Stadt, ein Hof in friedlicher Stille; dort erhob sich ein Hügel, mit Reben oder Obstbäumen bepflanzt, dort die von den Wellen des Sees bespülte Insel, auf welcher der berühmte Hutten sein sturmbewegtes Leben beschloß. Wenn der HErr in der noch unter dem Fluch (Röm. 8.) seufzenden Natur sich noch so herrlich offenbart, — wie wird's auf der erneuerten Erde sein! — Denselben Tag gelangten wir nach Einsiedeln. Hier hat sich der römische Aberglaube und Bigotismus eine Wohnung gebaut; hier ist alles darauf berechnet, die Sinne zu ergreifen und zu blenden, und wirklich hat die Kirche daselbst etwas Majestätisches und Imposantes. Wir besuchten das Kloster, in demselben das Naturalienkabinet, das in mineralogischer Beziehung ziemlichen Werth hat, und die Bibliothek, die viele Bände zählt.

Den 23. Sept.

gingen wir nach Schwitz. — Nachdem wir einen mühsamen Berg bestiegen hatten, lagerten wir uns am Fuße des Miethen, dessen Spitze fast immer in eine Nebelhaube eingehüllt ist. Auf einmal lag vor uns ein unermeßliches Feld von Gletschern und Schneebergen, eine Menge von Seen, Bergen und Thälern. Wir stiegen nach Schwitz hinab, und segelten von Brunnen aus nach Tellsplatte, und von da auf das Grütli. Hier ist die Natur großartig und schrecklich schön; dort erhob sich die Frauenalp, vor uns lag die Blümlisalp, auf einer andern Seite streckte der Pilatus sein Haupt empor, und auf beiden Seiten, zunächst am Vierwaldstädter-See, ragten schroffe Felsengebirge gen Himmel.

Den 24. Sept.
bestiegen wir von Goldau aus den Rigi. Wir wandelten über die Ruinen Goldau's hin, die uns eine ernste Betrachtung zu Gemüthe führten. Mehr als 600 Menschen wurden vor mehr als 20 Jahren hier in einem Augenblick plötzlich lebendig begraben; mit furchtbarem Donner und Krachen, erzählten uns die Leute, stürzte der Roßberg herab, und verschüttete das ganze Dorf, und nur wenige Personen konnten gerettet werden. Wie wird's einst am großen Gerichtstage sein, wann Himmel und Erde vergehen, und alle Elemente zerschmelzen werden, und wann die Stimme des Richters erschallet! Als wir auf dem Rigi angekommen waren, da verschwanden alle übrigen An- und Aussichten, die wir bisher hatten, in ein Nichts im Vergleich mit dem, was hier unsere Augen sahen. Eine Menge Seen, fern und nah, eine liebliche Landschaft, durchschnitten von Flüssen, übersäet mit Dörfern und Städten, auf der andern Seite die schroffen, grauenerregenden Alpen, bildete eine Scene, die man sehen muß. Ich schrieb, überrascht von der großartigen Aussicht, folgende Zeilen in mein Tagebuch:

Herrlich ist Gott, so ruft die Natur dem Wand'rer entgegen;
Berge und Thäler und Seen preisen des Ewigen Ruhm.

Wir kehrten, über den Zuger-See, an Tells Kapelle vorbei wandernd, zurück nach Zürich, wo wir den vier und achtzig jährigen Antistes Jakob Heß besuchten. Unvergeßlich ist mir noch der Eindruck, den jener ehrwürdige, im Dienst seines HErrn und Heilandes ergraute Diener auf mich machte. Voll Liebe und Freundlichkeit empfing er uns, er, dessen Geist eine gebrechliche und hinfällige Hütte umschloß, und dessen Seele in Gott ruhte. Er fragte mich unter andern, was ich studire? Ich antwortete ihm: „Philologie.“ Hierauf erwiederte er, das Bibelstudium sei mit der Philologie genau verbunden; allein es komme alles darauf an, wie man den Geist des Wortes Gottes auffasse. Mancher könne ohne Anstoß die schwersten Schriftsteller lesen, ohne in ihren Geist einzudringen, noch sie zu verstehen. Ebenso verhalte es sich mit der Bibel. Er empfahl uns angelegentlich, stets ein griechisches Testament mit uns zu führen. Er habe dieß stets gethan, auf Reisen, Spaziergängen, in Gesellschaft oder allein. Gerne hätten wir noch länger bei dem

theuren Greisen verweilt; allein er wurde durch das Reden zu sehr angegriffen, und daher verabschiedeten wir uns schon nach einer Viertelstunde. Er drückte uns die Hand, mit den Worten: „Meine besten Wünsche und mein Segen begleiten Sie! Wir werden uns hienieden wohl nicht mehr sehen, wohl aber in jener Welt."

Den 27. Sept.

kamen wir nach Burgheim am Rhein. Hier hat die Liebe Christi ein Asyl für arme, verwahrlosete Kinder eröffnet. Ueber hundert arme, verlassene Kinder und Schullehrerzöglinge empfangen hier Obdach, Kleidung, Nahrung, einen ächt christlichen Unterricht, und, was mehr ist, eine christliche Erziehung, welche theils als Handwerker, theils als Schullehrer, theils als Dienstboten in die menschliche Gesellschaft zurückkehren. — Herr Inspektor Kraft, ein Mann von gediegenen Kenntnissen, und kräftigem, christlichem und geraden Sinne, leitet die Anstalt, und hat einen glänzendern, ansehnlichern Posten mit dieser Stelle vertauscht, was er **avanciren** nennt. Seine Gattin leitet mit Treue und Umsicht die Oekonomie. Im ganzen Hause herrschte Ordnung, und ein Geist der Harmonie, eine Thätigkeit, die sich frei und ungezwungen äußert und bewegt.

Abends kamen wir nach Rheinau, und wurden mit gastfreundlicher Liebe im dortigen Missionshause aufgenommen. Während eines Aufenthalts von sechs Tagen daselbst besuchten wir mehrere im Weinberg des HErrn wirkende Christen; auch trafen wir hier den Herrn Inspektor Kraft, den wir in Burgheim nicht getroffen hatten. Wir sahen ferner Herrn Trieb, der in der Hand Gottes ein nützliches Werkzeug ist, und der mich fragte, ob ich einem etwaigen Rufe, der an mich erginge, Folge leisten würde? worauf ich ihm eine bejahende Antwort gab. Was er damit meinte, werden wir später sehen. Den alten Pfarrer Quell, einen Mann von einfachem, schlichtem Sinn und lebendigem Glauben hörten wir den Missionszöglingen das Evangelium Johannes erklären, und es schien, als ob auch er dem HErrn Jesu an der Brust läge. — Professor Weiß sprach mit uns über die Zeit und deren Tendenz, in einem prophetischen Geiste von einer herannahenden Revolutionszeit, und behauptete, daß das Feuer der Empörung unter der Asche glühe. Dieser Zeitgeist, sagte er, habe

seine Quelle in der Freiheit; allein die Tendenz sei verfehlt; die wahre Freiheit sei nur in Christus zu finden. Er empfahl uns angelegentlich, das Gebet mit dem wissenschaftlichen Studium zu verbinden. Beim Abschiede legte er uns ans Herz, das praktische Christenthum der Wissenschaft vorzuziehen, obgleich beides mit einander bestehen könne.

Den 1. Oktober.

Sonntags, Morgens in aller Frühe, als ich noch im Schlafe lag, ertönte auf einmal ein vierstimmiger Gesang, den die Missionszöglinge angestimmt hatten. Ich wurde ganz hingerissen, und stimmte mit ein. Sie sangen: „Hallelujah! Lob Preis und Ehr ꝛc. ꝛc.“ Im Missionshause waren wir wie daheim, und wir schlossen mit mehreren Zöglingen eine Freundschaft, die bis jenseits des Grabes dauert.

Der 3. Oktober

war der Tag unserer Abreise von Rheinau, wo wir so viel gehört, gesehen, genossen und gelernt hatten. Drei Missionszöglinge begleiteten uns, und trugen uns die Reisesäcke eine Strecke Wegs. In Laufendorf fanden wir bei Freund Schlicht eine gastfreundliche, brüderliche Aufnahme, und es war uns wohl in jenem Hause des Friedens und Segens. Wir trafen dort den alten Pfarrer Schlicht, einen heitern und fröhlichen Christen. So hat der HErr allerlei Arbeiter in seinem Weinberge, heitere und ernste, ruhige und feurige, die übrigens alle, erleuchtet von Oben, in ihrer verschiedenen Individualität vereint wirken können zum Zwecke des großen Ganzen, wenn nur jeder treu seine Aufgabe verrichtet. Nie, wie auf dieser Reise, lernte ich so die Einheit in der Mannigfaltigkeit kennen und erfahren, wie Gott durch diese Mannigfaltigkeit seiner Auserwählten verherrlicht wird. — In der Nähe besuchten wir den Pfarrer Funk, bei dem wir uns eine Zeitlang aufhielten, und mit dem wir eine erbauliche und lehrreiche Unterhaltung pflogen.

Den 6. Oktober

gingen wir nach Freiburg, wo wir die Kirche besahen, den Münsterthurm, von Conrad, dem Bruder Bertholds III. 1123 erbaut, bestiegen, von wo aus wir eine reizende Aussicht über Baden und das Elsaß hin genossen. Den andern Tag reisten wir nach Kippenheim, wo wir übernachteten.

Den 7. Oktober.

Früh um 5 Uhr verabschiedete ich mich von meinen bisherigen beiden Reisegefährten, welche sich Karlsruhe zuwandten, und ich ging über Lahr das Hammersbacher Thal hinauf nach Zell, meinem Geburtsort zu. Von hier aus geht die Straße ins Grießbacher Thal; da nun der Tag anfing sich zu neigen, so wollte ich eine Strecke der Straße abschneiden, und schlug einen Fußweg ein. Ich ging eine Zeitlang fort, ohne die verlassene Straße wieder zu finden; endlich sah ich, zu meinem Schrecken, daß ich mich immer tiefer und tiefer in dem ungeheuern Gebirge des Schwarzwaldes verirrte. Wie ein verirrtes Schaf durchrannte ich den Wald, den noch überdieß ein dichter Nebel deckte, und wurde in dem sumpfigten Moose ganz durchnäßt. Der Abend nahte, und ich flehte in der Angst meines Herzens zu meinem Gott und Heiland, Er möchte mir doch einen Ausweg zeigen. Nach dem Gebete wandte ich mich, ich glaube, auf die linke Seite, und auf einmal erblickte ich in einem Thale eine Wiese oder ein angebautes Feld. Ich eilte dem Thale zu, über Stock und Stein, und siehe da, eine Hütte winkte mir freundlich entgegen. In der Nähe hüteten zwei Knaben einige Rinder, die ich um den Namen der Gegend fragte. Sie nannten sie den Glaswald. Ich frug sie nach ihren Eltern, worauf mir einer derselben erwiederte, sein Vater sei nicht zu Hause, aber die Mutter und Baase graben Erdbirnen nahe beim Hause. Ich begab mich zu ihnen, und die Frau, nicht wenig erstaunt, einen jungen Mann mit einem Reisehemd bekleidet aus dem Dickicht des Waldes kommen zu sehen, hielt mich für einen Deserteur oder Ausreißer, und fragte mich bescheiden und theilnehmend: „Dürft ihr euch denn sehen lassen?“ Ich bejahte ihre Frage, und sagte ihr, wer ich sei. Jetzt lud sie mich freundlich ein, bei ihr zu übernachten, weil es jetzt schon so spät sei; den andern Tag könne ich dann leicht nach Hause kommen. Ich nahm mit Dank ihr Anerbieten an, und sie hieß mich ins Haus gehen, bis sie Feierabend gemacht hatten. Ich legte mich an den warmen Ofen, und trocknete und wärmte mich. Mittlerweile kamen auch die drei Knaben und ein Mädchen herbei, denen ich einige Traktätchen schenkte, und mit denen ich mich freundlich unterhielt, und bald war ich da wie zu Hause. Nun kamen

auch die Mutter und die Baase, denen ich meine Irrfahrt umständlicher erzählte, worauf sie mich theils bedauerten, theils lachten, daß ich so gerännt sei, wie sie sagten. Als die Frau in mir etwas anders, als einen Deserteur, kennen gelernt hatte, so sagte sie, sie sollte nun mich mit Sie anreden, aber sie sey's nicht gewohnt, und könne es nicht. Als es Nacht wurde, so legten sie sich ans Fenster, und schrieen aus vollem Halse ihre Gebete in den Wald hinein, daß es wiederhallte; die Leutlein waren nämlich katholisch. — Als der Hausvater, Spengler Baschi genannt, verzog, aßen wir zu Nacht; die Mahlzeit bestand in einer Erdäpfelsuppe, Erdäpfeln und Milch, was mir nach meiner Irrfahrt trefflich schmeckte. Endlich trat auch der Vater mit einer etwas finstern Miene in die Stube, weil man ihm nicht entgegen gekommen war; doch heiterte sich sein Gesicht auf, als er seinen fremden Gast erblickte; er lachte hart auf, als ich ihm meine Tagesgeschichte erzählte, und bemerkte, ich hätte die ganze Nacht herumränna können. — So hat mich mein Heiland geleitet, und mir eine freundliche, wiewohl ärmliche Wohnung zum voraus bereitet, als ich noch keinen Ausweg wußte. Den Abend hindurch erzählte ich den aufmerksamen Leuten von der Mission, las und erklärte ihnen einen Traktat, und hatte die Freude, wahrzunehmen, daß ich nicht ohne Eindruck auf ihr Herz gesprochen hatte. Endlich legten wir uns zur Ruhe; ich schlief mit einem Knaben in einer Kammer, welche eine kleine Oeffnung hatte, und mit einem Laden ohne Fenster geschlossen wurde. — Ich schlief so sanft und ruhig, wie zu Hause.

Früh erwachte ich, und erzählte dem ältern Knaben die Geschichte Jesu, wobei er sehr aufmerksam war, und am Ende bemerkte, das habe ihm sein Schullehrer nie erzählt.

Den 8. Oktober

nahm ich rührenden Abschied von der lieben Familie; es war Sonntag, und der Hausvater begleitete mich über einen waldigen Berg hinüber bis nach Rippolzau. Wir drückten uns noch einmal warm die Hand, und ich bat ihn dringend, daß, wenn er nach Baierquell komme, er meine Eltern doch ja besuchen möchte, was er versprach, mit dem Beisatze, er wolle sich dann auch nach meinem Befinden erkundigen. Mit Eilschritten ging ich meiner geliebten Heimath zu,

und bald hatte ich die Grenzen Badens und Würtembergs über- schritten. Als ich die Berge und Thäler meiner Heimath erblickte, rief ich laut aus: „Seid mir gegrüßt, ihr heimathlichen Fluren, ihr Berge und ihr Thäler, seid mir tausend Mal gegrüßt! Möge der HErr es geben, daß ich euch nie betrete, ohne fester in Ihm geworden zu sein. Möge auch euch, meine Theuren, und euch allen, ihr Thalbewohner, der Geist Gottes erleuchten, und euch zum ewi- gen Friedensbunde in Christo und seinem Blute führen!!" Unter diesen Empfindungen erreichte ich das elterliche Haus, wo man mich wie gewöhnlich mit Freudenthränen empfing.

Lobe den HErrn meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen. Lobe den HErrn meine Seele, und vergiß nicht, was Er dir Gutes gethan hat."

Bis hieher das Tagebuch Christophs.

III. Abschnitt.

Christoph Irenius in seinem männlichen Alter, und sein häusliches Leben.

Erstes Kapitel.

Er wird Lehrer.

Jene Reise war von großem Einfluß auf seinen Geist und sein Herz. Ich konnte in bloßen Umrissen seine Erfahrung mittheilen; aber die Folgen des Segens blieben nicht aus; ob er gleich auch demüthigende Erfahrungen auf derselben in Bezug auf sein armes, sündiges Herz hatte machen müssen. Wir verfolgen nun ferner seine Laufbahn. Er war nach Roßgarten zurückgekehrt, um sich dort auf ein Examen für eine lateinische Lehrstelle (Präceptorat) vorzu- bereiten. Kaum hatte er diese Vorbereitung begonnen, so erhielt

er einen Brief von Herrn Dr. Frei, in welchem ihm eine Lehrstelle in einer in Burgheim zu errichtenden Anstalt für Griechenkinder angetragen wurde. Er überlegte, prüfte die Sache, theilte sie seinen christlichen Freunden mit, und bekam eine innere Freiheit, dieselbe anzunehmen, und das Jawort zu geben, um so mehr, da er nichts hiezu beigetragen hatte. Es war nicht sein eigener, von ihm selbst geschmiedeter oder projektirter Plan; daher ging's, daher konnte er diesen Beruf als einen vom HErrn ihm angewiesenen betrachten. Auch seine Eltern, so wie seine Braut, waren mit der Sache zufrieden; dieß war ihm ein neuer Wink, und ob er schon noch keine Aussicht für den Anfang zu einer Verbindung vor sich sah, so trauten doch beide Verlobte dem HErrn zu, Er werde alles wohl machen, und ihre Sache zum Ziele führen; und da Rosinen's Vater sein Jawort schon früher zu dieser Verbindung gegeben hatte, so stand ihnen auch von dieser Seite kein Hinderniß im Wege.

Er begann jetzt das Studium der neugriechischen Sprache, und nahm Unterricht bei Dr. Tabula, der etwas davon verstand, und da Christoph das Altgriechische inne hatte, und beide Sprachen, wenn nicht im Bau oder in der Construktion, doch in Bezug auf die Etymologie, einander sehr verwandt sind, so machte er bald gute Fortschritte. Was übrigens die Aussprache anbetraf, so wäre es besser gewesen, er hätte hierin bei Tabula nichts gethan, weil es ihm später viel schwerer wurde, die einmal angewöhnte falsche Aussprache sich abzugewöhnen, als die richtige von vorne herein gründlich zu erlernen.

Einige Monate flossen dahin, und Christoph erwartete täglich einen bestimmten Ruf. Eines Tages, es war gerade, als er auf einem Besuche in Mückenfeld war, kam ein Bote, der ihn nach Schulwald abrief. Obgleich ihm diese Nachricht gar nicht unerwartet kam, so wurde er doch etwas überrascht. Er begab sich sogleich nach letzterem Orte, und erfuhr nun folgendes von Herrn Dr. Frei, der als Mittelsperson zwischen der Griechen-Committee und zwischen ihm stand. Die Committee, welche sich in Rheinau befand, verlange und wünsche, er, Christoph, möge sich noch eine Zeitlang nach Lausia verfügen, um dort bei einem Neugriechen die Sprache gründlicher zu erlernen, bis auf die Ankunft der erwarteten

Griechenknaben. Diese Nachricht war für ihn erfreulich, und diese Maaßregel war auch sehr zweckmäßig, und für seinen Beruf von großem Vortheil, daher rüstete er sich für die Abreise. Es schien ihm jetzt der Offenheit gemäß zu sein, weil er bis dahin noch nichts von seinem Verlöbniß den Freunden, mit denen er in Verbindung trat, mitgetheilt hatte, da die Sache bis auf diesen Punkt gekommen war, dasselbe Herrn Dr. Frei mitzutheilen. Er that's, und dieser nahm dieselbe auf eine freundliche Weise auf, und rieth ihm, sich seinem Schwager, dem Herrn Trieb in Rheinau, zu offenbaren, der gegen ihn wie ein Vater handeln würde. Beruhigt hiedurch trat er seine Laufbahn und seine Reise mit Muth und Freudigkeit an, und überließ das Uebrige seinem Gott und Heiland. Um meine Leser nicht weiter zu ermüden, bemerke ich ein für alle Mal, daß auch hierin, nachdem die Zeit nach dem Willen des HErrn erfüllt war, alles seinen Gang ging, und der HErr alle Hindernisse und Berge aus dem Wege räumte.

Im Monat Januar 1827 reiste Irenius, bei Sturm und Schneegestöber, mit einem Fuhrmann aus Mückenfeld, der ihm seine Bücher und Effekten führte, unter tausend Segenswünschen und unter Thränen ab, und nahm seinen Weg über Roßgarten. Hier verabschiedete er sich ebenfalls mit schwerem Herzen von seinen ihm so theuer gewordenen Freunden. Es war Nachmittag, als er die sogenannte Bergsteige hinauf fuhr. Noch einmal schaute er zurück, und blickte über die Stadt hin, die mit ihren Thürmen ausgebreitet vor ihm da lag, und in welcher er fast 2½ Jahre geweilt, und sich auf sein Arbeitsfeld vorbereitet hatte. Dank und Wehmuth durchdrangen wechselseitig sein Herz. Der HErr hatte viel, unaussprechlich viel an ihm gethan. Er durfte während seiner ganzen Studienzeit keine Schulden machen, und auch an Erkenntniß des Heils in Christo hatte er einige Fortschritte gemacht; freilich hätte er noch mehr an Gnade wachsen können, wenn er treuer vor seinem Gott gewandelt hätte. — Es wurde ihm auch klar, wie nichtig und vorübergehend alles hienieden ist, wie wir nirgends eine bleibende Stätte haben, sondern die zukünftige suchen sollen, die droben ist im Himmel. Denselbigen Abend fuhr er noch bis nach Achthausen, wo er bei einem alten Freunde, dem Schullehrer da-

selbst, übernachtete; eine Stunde von da wohnte sein ältester Bruder, David; diesem sandte er einen Expressen, und ließ ihn zu sich kommen. Sie blieben beisammen über Nacht, und hatten einen gesegneten Abend im Kreise von einigen Freunden und Brüdern in Christo. Morgens früh klopfte der Fuhrmann zur Abfahrt; es war in der Nacht tiefer Schnee gefallen, und die Kälte hatte einen bedeutenden Grad erreicht. Den zweiten Tag blieben sie in einem Städtchen, dessen Namen mir entfallen ist, über Nacht, und setzten den folgenden Tag ihren mühsamen Weg im tiefen Schnee fort. In Tutelia besuchte er den dortigen Helfer u. a., und nach einem kurzen Aufenthalt daselbst machten sie sich auf den Weg, und erreichten noch den nämlichen Tag das Städtchen Engen. Den Tag darauf, da die Kälte abermal um einen bedeutenden Grad gestiegen war, kamen sie Vormittags halb erstarrt in Schlüsselheim an. — Christoph stieg in seinem alten Quartier, dem Christhold'schen Hause, ab, wo er mit der gewohnten Liebe aufgenommen und beherbergt wurde. Er feierte denselben Tag seinen 28ten Geburtstag, und hatte also sein 27tes Lebensjahr zurückgelegt. Es war dem müden Wanderer wohl ums Herz, und er erwärmte sich im trauten, heimeligen Geschwister- und Freundeskreise nach Leib und Seele, in dem er wieder etwas von der seligen Gemeinschaft der Gläubigen erfahren durfte, von welcher der kalte Verstandesmensch nichts weiß, nichts will, und nichts ahnet.

In einem innigen Gebete brachte er dem HErrn sein Dankopfer für die unaussprechliche und überschwängliche Liebe und Gnade dar, womit Er ihn sein ganzes Leben hindurch bis dahin überschüttet hatte, übergab sich Ihm in Zukunft zu seinem Eigenthum, und gelobte Ihm Treue sein Lebenlang. Dieses Geburtsfest war ein wichtiger, ernster Tag für ihn, weil eine neue Lebensperiode vor ihm sich zu entwickeln begann, und er im Begriff war, in einen Beruf einzutreten, in welchem er armen, verlassenen Kindern, die von weiter Ferne aus einem zertretenen Lande herkamen, und deren Eltern theils durch Feindes Hand umgekommen waren, theils in der Sklaverei schmachteten, Vater, Berather und Lehrer sein sollte.

Zugleich sah er nun auch einen bestimmten Wirkungskreis vor sich, und sein unstetes Wandern und Wechseln schien ein Ende zu nehmen. Sein Schifflein steuert nun ruhig dem Hafen zu; er irrt nicht mehr auf dem stürmischen und wild bewegten Meere ohne Segel und Mast umher. So wie sich ein Schiffmann freut, nachdem er von dem Sturm verschlagen in dichter Nacht umhergetrieben worden ist, wenn er auf einmal ein Eiland mitten im Ozean erblickt, so schlug ihm auch wieder freudig das Herz, und er sah das Ziel seiner Wünsche nahe vor sich.

Doch, lieber Salemspilger, der Preis ist noch nicht erkämpft, die Krone noch nicht errungen; noch mancher Sturm wird um deine Ohren sausen und dein Fahrzeug gefährden, bis es endlich eingelaufen sein wird in den Hafen der Ruhe, die für das Volk Gottes vorhanden ist.

Unser Reisender brachte mit seinem Gefährt noch zwei Tage unterwegs zu, bis er nach Rheinau kam. — Einige Stunden vorher, ehe er daselbst einzog, besuchte er seinen eigentlichen Bestimmungsort Burgheim, wo er den wackern Inspektor Kraft sah, und einige Augenblicke sprach, der ihm einige kurze Ermahnungen zur Standhaftigkeit, zum Glauben und zur Ausdauer mit auf den Weg gab. In Rheinau stieg er bei Herrn Trieb ab, der ihm mit vieler Liebe und Freundlichkeit entgegen kam.

Ungefähr acht Tage dauerte sein Aufenthalt daselbst, während welcher Zeit er die Mitglieder der Committee besuchte und einer Sitzung beiwohnte. Dann fuhr er mit dem Postwagen über Hochberg nach Lausia; in ersterer Stadt machte er ebenfalls einen Aufenthalt von einigen Tagen, um einige Freunde, und namentlich auch die dortigen Philhellenen zu besuchen, und sie für die Anstalt in Burgheim zu interessiren. Unter andern sah er allda einen 90jährigen Greisen, Namens Fröhling, dessen äußeres Auge kaum mehr das Tageslicht erblickte, und dessen Körper einer bald zusammensinkenden Hütte glich; aber sein inneres Auge war geöffnet für göttliche, himmlische Dinge, die er bald zu sehen und zu genießen hoffte; seine Seele ruhte in Gott, und als er die Nachricht von der Ankunft der Griechenkinder vernahm, so erhob sich sein Geist, und er drückte den Wunsch aus, sie sehen zu können.

In dem Prediger des Krankenspitals lernte er einen für das Evangelium eifrigen Mann kennen; er besuchte ihn Abends, und es hatte sich nach und nach ein kleiner Kreis von Freunden um das Kaminfeuer herum versammelt, unter welchen sich unter andern auch ein Kaufmannsdiener befand, der aus Veranlassung des Uebertritts des Herrn v. Haller zum Katholizismus einen Federkampf mit einem katholischen Professor angeknüpft hatte. Er besuchte ferner den Herrn Verwalter Kamm, der ihm ein besonnener, kluger, fürs allgemeine Beste thätiger Mann zu sein schien. Zuletzt sah er noch den Herrn Flamm, einen enthusiastischen Philhellenen, der ziemlich gut neugriechisch sprach.

Zu diesem und andern begleitete ihn meist der alte, liebe Pfarrer Lieb, bei dem er herbergte, ein ächter Jünger Jesu. Ein stiller, freundlicher Ernst blickte aus seinem Angesicht; Wohlwollen gegen seine Mitmenschen, Liebe für die Wahrheit in Christo, thätiger Eifer für die Ausbreitung des Reichs Gottes, und namentlich kindliche Einfalt, waren Züge, die diesen theuren Mann charakterisirten.

Unter herzlichen Segenswünschen reiste Irenius von Hochberg um die Mittagszeit ab. Sein Weg führte ihn über Wiflia, einer ehmals zur Zeit der Römer sehr berühmten Stadt, deren Umfang bedeutend gewesen sein muß, worauf noch vorhandene Spuren von einer Ringmauer schließen lassen; ferner über Murrhaid, eine Stadt, die mit ihren schönen Umgebungen, ihrem herrlichen See, dem Auge einen lieblichen Anblick gewährt. — Als die Sonne sich hinter den Bergen hinunter senkte, rollte der Wagen an dem Denkmal, das wegen eines Sieges über die Franzosen hier errichtet wurde, vorbei, und bald fing ein Theil der Reisegesellschaft an zu schlafen. Es waren sechs Reisende an der Zahl; die einen unterredeten sich, wie das so geht, und ein Italiener schimpfte über seinen schlechten Sitz, und äußerte, es gebe in der Schweiz nichts Gutes, als Honig. Als aber ein mitreisender Schweizer diese Aeußerung übel aufzunehmen schien, so lenkte der listige Welsche wieder ein, und setzte hinzu: „Gute Leute gibt es auch in der Schweiz.“

Morgens um 4 Uhr langte der Postwagen in Lausia an, und ein Packträger begleitete Irenius in den Gasthof zum Löwen, wo er sich sogleich zu Bette legte, um noch einige Stunden auszuruhen. Morgens um 8 Uhr ging er zu Pfarrer Schnall. Dieser, ein sehr lebhafter, und für die Sache des Reiches Gottes thätiger Mann, führte ihn zu dem Instituteur Ballard, der auf einem kleinen Landgute oberhalb der Stadt wohnte, und ein theurer Jünger des HErrn ist. Bei ihm befand sich sein Gehülfe, Wilhelm Ernst aus Rheinau, ein junger Theologe, an welchen er von mehreren Seiten empfohlen worden war, ein ernster und biederer Christ, der nun droben in der Heimath vor dem Throne des Lammes Hallelujah singt. Schnall und Ernst begleiteten ihn zu Constantin, dem jungen Griechen, wegen welchem er nach Lausia gezogen war, und der auf dem Schloßberg wohnte. Ein Jüngling, von mehr kleiner, als mittlerer Statur, mit einem Schnurrbärtchen, trat ihnen entgegen, und etwas schüchtern bewillkommte er die Eintretenden.

Man setzte sich zusammen, berieth sich über den Unterricht des Irenius, und endlich wurde man darüber einig, daß er in demselben Hause, in dem Constantin Rhizos wohnte, und in welchem noch ein leeres Zimmer war, seine Wohnung nehmen sollte, um so oft, als möglich mit dem jungen Manne zusammen kommen zu können. Inzwischen wohnte er bei Ballard mit dem lieben Ernst auf gleichem Zimmer, bis seine neue Wohnung eingerichtet war. — In diesem jungen Manne, so wie in Ballard, fand er treue, biedere Freunde, und in Frau Ballard eine musterhafte, christliche Hausfrau, die unter die edelsten ihres Geschlechts gezählt zu werden verdient. Christoph sprach damals fast nicht französisch, und daher konnte er sich sehr schlecht mit seinem Freunde Ballard unterhalten; er redete mit ihm theils lateinisch, theils französisch, und bald verstanden sie sich. Nach einiger Zeit hatten die Freunde in Lausia Christophs Zimmer eingerichtet und möblirt, das er nun bezog. Es war ein großes Quadrat mit zerrissenen Tapeten, welche allerlei Figuren bildeten, so daß sie Nachts beim Mondscheine wie Gespenster aussahen; Ofen hatte es keinen, wohl aber ein Kamin; das Geräthe bestand in einem kleinen Schrank, einem Tische, drei Stühlen und einem Bette. Die Kost hatte er abwechselnd, die eine

Woche bei Herrn Pfarrer Schnall, die andere Woche bei seinen Freunden Vallard. Wie von einem Magnet wurde er von diesem lieben Hause angezogen, in welchem der Friede Gottes und eine ächte Christusliebe waltete. Alle Tage schritt er, auch bei stürmischer und kalter Witterung, den Berg hinauf, dem stillen, friedlichen Landsitze zu, der eine treffliche Lage hatte. Es beherrschte von einer Anhöhe herab fast die ganze Stadt mit ihren Umgebungen, und man konnte einen großen Theil des Lemanersees bis über Rolle hinauf übersehen. Jenseits des Sees lag das Land Savoyen mit seinen Abwechselungen, und über das Gebirge herüber streckte der Montblanc sein graues Haupt empor; diesseits zog sich die Jurakette hin, die das Auge weithin verfolgen konnte. Es gewährte einen majestätischen Anblick, wenn die Sonne hinter derselben hinabstieg, und die schneeigen Gebirge mit ihren Strahlen vergoldete. Da weilten oft Ernst und Irenius, sich in traulichen Gesprächen unterhaltend, beisammen, schauten hinaus in die herrliche Natur, und redeten von dem, den ihre Seelen liebten. An ihrer Unterhaltung nahm auch zuweilen der liebe, gemüthliche Vallard und seine Frau Theil, besonders nach dem Mittagsmahl, nach welchem sie sich um das Kamin her setzten, und eine Tasse Kaffee zusammen tranken.

In Lausanne selbst lernte Christoph manche Christenseele kennen, die durch Wort und That ihren lebendigen Glauben an Christum beurkundeten, namentlich den Pfarrer Blumau, einen interessanten, originellen Mann, der mit ächter Frömmigkeit gründliche Wissenschaft verband, und auch in der deutschen Literatur wohl bewandert war. Auch machte er die Bekanntschaft mit einigen Geistlichen, die wegen ihrer entschiedenen christlichen Gesinnung, die durchaus mit der Bibel und der helvetischen Confession übereinstimmte, die sie sogar beschwören mußten, ausgestoßen und abgesetzt wurden; ein Verfahren, das keine große Toleranz noch Gewissensfreiheit beurkundete.

Eine allgemeine geistige Regung fand damals in jenem Kanton statt; die Todtengebeine fingen an sich zu regen, und der Geist wehete, und eben deßwegen hatte der Satan einen so großen Zorn, und entflammte Verfolgung über Verfolgung. Uebrigens herrscht

jetzt daselbst volle Freiheit und vollkommene Ruhe, und eine Menge Prediger verkündigen das Wort vom Kreuze; jene Trübfalszeit ist vorüber, aber nun gilt's zu wachen, und nicht zu schlafen, damit die Sicherheit die Erweckten nicht auf Abwege führe, wie zur Zeit der ersten Christen. Es wurden damals regelmäßige Missionsbetstunden gehalten in dem Hause eines reichen, christlichen Josephs, unweit der Stadt. Irenius hörte in derselben den wegen der Wahrheit vertriebenen Prediger Alban mit einer Kraft und Salbung reden, welche alle Anwesenden bewegte. Nach der Versammlung wurden allerlei Arbeiten zum Besten der Mission verkauft, welche die gottseligen Frauen selbst verfertigt hatten; es waren darunter Gegenstände der Kunst: Malereien, Stickereien und anres, und es war erfreulich, wie man zum Bau des Hauses Gottes mit solch erfinderischer Thätigkeit zusammenwirkte, und die verschiedenen Gaben, die der HErr verliehen, zur Beförderung seines Reiches anzuwenden wußte.

Christoph lernte ferner einen ehrwürdigen Greisen, einen alten Buchhändler kennen, dessen geistvolle Gesichtszüge seinen Sinn für die Wahrheit beurkundeten. Er gehörte zu den sogenannten mystischen Christen, um mich dieses Ausdrucks zu bedienen; allein er war kein Quietist, sondern sein Christenthum war praktisch, obgleich er manchen Nebenansichten huldigte, die mehr oder minder irrig sein mochten. Von ähnlicher Art war auch der liebe Vallard, und darum wurde auch er von manchen, und namentlich von den strengen Calvinisten, welche abweichende Ansichten in Nebenpunkten nicht stehen lassen konnten, etwas streng beurtheilt. Es dürfen freilich auch die Gläubigen auf Nebendinge kein zu großes Gewicht legen, und sie nie zur Hauptsache machen, sonst entstehen gräuliche Spaltungen und Irrthümer, und es kann Zeiten und Umstände geben, wo man auch um Nebendinge den Märtyrertod erleiden kann. So wurde mancher reformirte Christ von den Päpstlern hingerichtet, weil er das Fegfeuer läugnete.

Wir kehren nun wieder zu unserem Zwecke zurück, und verfolgen den Studiengang Christophs. — Er sollte neben dem Neugriechischen auch das Französische etwas üben, allein er fand, daß dieß nicht wohl anging, weil er, wenn er neugriechisch reden wollte,

immer französische Wörter und Phrasen mit untermischte, und umgekehrt; daher richtete er sein Hauptaugenmerk auf das erstere, das ihm für seinen Beruf unentbehrlich war.

Als er in der Grammatik etwas fest war, so übte er sich sowohl im Sprechen, als Schreiben; daher suchte er immer mehr mit Constantin zusammen zu kommen, und sann auf jedes Mittel, denselben an sich zu ziehen. Zu dem Ende bereitete er für sie beide das Abendbrod bei seinem Kaminfeuer, wobei er immer einen neuen Gegenstand der Unterhaltung aufzufinden trachtete, und außerdem lud er ihn fleißig ein, so oft er Zeit hatte, sich mit ihm zu dem Kaminfeuer zu setzen, und, da es ein sehr strenger und kalter Winter war, und Rhizos Ofen ihm, dem an das milde Klima gewöhnten Jüngling, nicht die gehörige Wärme gab, so ließ sich derselbe gerne erbitten, so oft er Zeit hatte, zu ihm zu kommen. Da erzählte nun der junge Hellene von seinem Schicksale, daß er von der alten kaiserlichen Familie abstamme, daß sein Vater Minister bei dem Hospodar in der Wallachei oder Moldau gewesen sei, ferner von dem Unglück seines Volks, und von der Hoffnung, daß ihm der Tag der Freiheit anbrechen werde u. s. w. Christoph hingegen sprach ihm von dem einen Nothwendigen, und suchte seinen Sinn auf das Evangelium, auf das einzige Mittel, die Quelle, um zur wahren Freiheit zu gelangen, hinzulenken. Aber wie unwissend fand er den sonst gebildeten Hellenen in diesem Punkte! Zuweilen las er mit ihm das neue Testament, wobei er oft neugierige Fragen an ihn richtete, und oft solche, die davon zeugten, daß er einen Eindruck von dem Worte des Lebens auf sein Herz bekommen hatte. Manchmal waren es auch wissenschaftliche Dinge, die sie zum Gegenstand ihrer Unterhaltung machten. Kurz, Christoph suchte sich in jeder Beziehung und in jedem Fache zu üben, um die Ausdrücke für jedes Verhältniß kennen zu lernen. Bei diesen Abendunterhaltungen überraschte sie hie und da der liebe Ernst, der dann auch an ihren Gesprächen in französischer Sprache Theil nahm. — Christoph suchte nun Constantin, der mit der großen und vornehmen Welt umging, und der auch von seinem Vater ausgearbeitete und in Leman gehaltene Vorlesungen, über die Geschichte der Neugriechen, dem Publikum vortrug, mit wahren Christen in

Umgang und Verbindung zu bringen; allein er mußte zu seiner Betrübniß erfahren, daß das, was auf der einen Seite aufgebaut, auf der andern durch die sogenannten Abendgesellschaften, in denen man oft bis spät in die Nacht tanzte, und sich lustig machte, niedergerissen wurde. Diese weltlichen Freunde fingen an, ihn vor den Christen zu warnen, und einst kam er mit einem Herzen voll Mißtrauen nach Hause, und eröffnete sich Irenius zu gutem Glück. Dieser widerlegte ihn durch Thatsachen, so daß er ganz von der Wahrheit und dem aufrichtigen Sinne der Christen überzeugt, ausrief: „Εἶναι καλοὶ χριστιανοὶ," (Es sind rechtschaffene Christen.) Diese Ueberzeugung wurde auch dadurch befestigt, weil er von denselben manche Wohlthaten genoß. Frau Ballard besonders schickte beiden fast jeden Tag etwas in die Küche, und Constantin bemerkte öfters: „καλὴ γυναῖκα." (eine gute Frau.) Auf diese Weise wurde zwischen ihnen ein freundschaftliches Band geknüpft, und beide nützten einander gegenseitig, jeder auf seine Weise.

Rhizos erklärte auf der Akademie in Lausanne den Koraï den Studenten, und Irenius besuchte auch mit denselben diese Vorlesung, wobei er freilich wenig Vortheil hatte, weil er das Französische damals nicht recht verstand.

Was den Beruf betrifft, für den er sich vorbereitete, und dem er entgegen ging, so wurde ihm derselbe immer theurer und wichtiger, und er sah nun mit klarem Blicke, warum ihn Gott auf eine so wunderbare Weise geführt, und ihm von Jugend an eine so hervorstechende Neigung zur Philologie eingepflanzt hatte. Der Schleier, der ihm die Zukunft so lange verhüllt hatte, war jetzt etwas gelüftet, und er sah in die Zukunft und Vergangenheit durch den Spiegel der Gegenwart. Auch seine Fortschritte in der neugriechischen Sprache, die zum Erstaunen aller rasch vor sich gingen, schrieb er der Fügung seines himmlischen Führers zu, der durch den Segen, den Er auf seine Studien legte, ihm einen neuen Beweis gab, daß er damals an seinem Platze und an dem ihm vom HErrn angewiesenen Posten stand.

Um sich stets tüchtiger für seinen Beruf durch Gottes Beistand zu machen, suchte er immer tiefer in die neuere Geschichte und

den Charakter des Griechenvolks, mit deren Vorfahren er sich schon früher durch das Studium der Geschichte bekannt gemacht hatte, einzudringen. Constantin war ihm in dieser Hinsicht behülflich; allein seine Parteilichkeit als Grieche konnte ihn nur unvollständig befriedigen; daher las er verschiedene neugriechische Schriften, in prosaischer und poetischer Form, welche ihn tief in die Bildung, in die Richtung, die das neuere Griechenthum genommen hatte, blicken ließen. Es that sich in denselben das Bestreben hervor, die alten Griechen nachzuahmen, und mythische Bilder, gefärbt mit christlichen Ideen, bildeten oft ein trauriges Gemengsel von Heidenthum und Christenthum. Die Volkslieder athmeten entweder einen erotischen oder einen kriegerischen Geist. — Die Geschichte des Volks selbst eröffnete ihm die schauerlichsten Scenen von Verworfenheit und den unnatürlichsten Sünden, woran freilich auch zum Theil die mehrhundertjährige Sklaverei Schuld war. Diese Aufschlüsse über den traurigen Zustand der Griechen dämmten seinen Muth und hemmten seine Freudigkeit nicht; sie erweckten vielmehr in seiner Seele den Wunsch und den Vorsatz, sich diesem Volke gänzlich hinzugeben; ja, wenn es Gottes Wille sei, sein ganzes Leben demselben im Dienste des Heilandes zu weihen.

Er war nun der griechischen Sprache dergestalt mächtig, daß er sogar Gedichte in derselben verfertigte, wovon namentlich eines Constantins Bewunderung erregte; der Inhalt desselben war das Heimweh eines Griechen nach seinem Vaterlande.

Während seiner Studien bot sich ihm eine andere erwünschte Gelegenheit dar, sich in dem Griechischen zu üben, und sich in seinen Beruf hineinzuarbeiten. Es befand sich in dem Hause, in dem er wohnte, ein junger Griechenknabe, Namens Hektor, welcher von der dortigen Griechen-Committee adoptirt war. Diesem erbot er sich, in einigen Fächern des Wissens Unterricht zu ertheilen, und der Verein nahm sein Anerbieten mit Freuden an. So schien sich alles zur Beförderung seines Zweckes zu vereinigen.

Er sah täglich der Ankunft seiner Zöglinge entgegen. Eines Abends stürzte Constantin zur Thüre herein, und las ihm eine Beschreibung von sechs griechischen Knaben aus der Zeitung vor, die in Leman angekommen sein sollten. Er freute sich sehr, und

erwartete sie nun in Lausia; allein sie fuhren durch die Stadt nach Rheinau, ohne daß es ihm bekannt wurde, und nach einigen Tagen erhielt er einen Brief von da, es war den 23. März 1827, der ihm die Ankunft der jungen Griechen daselbst meldete, und ihn schleunig dahin abrief. Die Freunde Ernst und Schnall halfen nun in aller Eile einpacken, bestellten die Post, welche Abends abging. — Vor deren Abgang versammelten sich die Freunde noch bei dem lieben Ballard.

Es war ein schöner, heiterer Frühlingsabend, der Christoph unvergeßlich sein wird; die Sonne stand ob dem Jura, und Ernst und Irenius lustwandelten noch einmal auf dem kleinen Landgute hinter dem Hause hinauf, betrachteten in stiller Freude die herrliche Natur, die aus dem Winterschlafe zu erwachen begann. Die Schneeberge gewährten ihnen im Glanz der Abendsonne einen majestätisch herrlichen Anblick, und die ruhige Fläche des Sees warf die Strahlen der scheidenden Sonne in goldenen Farben zurück. — Die beiden Freunde gingen still neben einander her, sie fühlten mehr, als sie sagen konnten, und eine wehmüthig-freudige Empfindung bewegte ihre Seele. Die Sonne senkte sich endlich hinter die Berge hinab, und mahnte sie, in Ballard's Haus zurückzukehren; sie trafen da noch einige andere christliche Freunde. Er nahm nun Abschied von den lieben Leuten; Ballard und er fielen einander um den Hals und weinten; auch die liebe Frau war sehr gerührt. Ernst begleitete ihn bis zur Post, wo sich Freund Schnall einfand, der ihn noch sehen wollte.

Es war ihm eigen zu Muthe, als der Wagen über das Pflaster rollte; und er überdachte noch einmal seine in Freude und brüderlicher Freundschaft hingebrachte Zeit, die, wie ein frisches Abendroth, vor seiner Seele stand. Ungefähr acht Wochen hatte er in Lausia zugebracht, und die neugriechische Sprache vollends fertig lesen, sprechen und schreiben gelernt.

Unaussprechlich ist die Barmherzigkeit und die Treue des Heilandes, die Er an dem armen Salemspilger gethan hat; unaussprechlich die Langmuth, die ihn trug, ihn, der immer noch hie und da seine Wege ging, und von dem schmalen Pfade abirrte.

Abgrund der Barmherzigkeit,
Nein, du bist kein Traum.
Dich ermisset keine Zeit,
Dich erfaßt kein Raum.

Das Licht des Evangeliums ging dem Irenius nur nach und nach auf, und die ewige Liebe mußte ihn mit großer Geduld tragen, bis sie ihn von einer Stufe der Erkenntniß seines eigenen Herzens, seiner Grundverdorbenheit und des Gnadengeheimnisses im Blute des Lammes zur andern führen konnte, wobei es allerlei Rückgänge, Abirrungen gab, die nur er etwas kennt, und der Herzenskündiger allein recht weiß. Jetzt stand er auf einem enthusiastischen, christlichen Standpunkte, und vor lauter schönen Aussichten sah er die Tiefe des verdorbenen Herzens nicht recht, das ihm öfters durch seine Ausgeburten, seine Thorheiten und Sünden schwere Stunden zuzog. Er kannte daher auch noch nicht in ihrem Umfange die Lehre von der freien Gnade in Christo, darum mußte sein Heiland so viel Geduld mit ihm haben, und wäre seine Gnade nicht allmächtig, und hätte seine Treue Grenzen, Irenius wäre in den Abgrund des Verderbens zurückgesunken. — Dieß mußte noch kürzlich bemerkt werden, ehe wir weiter schreiten, damit die Fortsetzung unserer Geschichte besser verstanden und beleuchtet werden kann.

Wir haben ihn im Postwagen verlassen, und folgen nun weiter seiner Reise. Mancherlei Gedanken bewegten seine Seele, als der Tag anbrach, und er hinausblickte in die belebte Umgegend. Es war ein schöner Frühlingsmorgen, und die muntern Waldvögelein verkündigten mit ihrem Jubelgesang das Lob des Schöpfers. Er nahm seine Schreibtafel, und dichtete ein Morgenlied in neugriechischer Sprache. — Bald stand der Postwagen vor den Thoren Rheinau's, und er eilte erwartungsvoll zu Freund Trieb. Vor der Thüre begegnete ihm sein künftiger Mitarbeiter Beckert; beide erkannten und grüßten sich, und dieser führte ihn in das Zimmer Trieb's. Da saßen vier seiner Knaben um den Tisch her, die große Augen machten, als sie Christoph in ihrer Sprache anredete, und er sie als seine künftigen Zöglinge grüßte und umarmte. Sogleich wurden auch die beiden andern Zöglinge herbeigeholt, und nun gings an ein Fragen, und die Knaben erzählten wechselsweise ihre Geschichte.

Zweites Kapitel.

Einzug in Burgheim und Aufenthalt daselbst. Fortgang der Anstalt.

Nach einem Aufenthalt von einigen Tagen in Rheinau zogen die beiden Lehrer und die Griechen-Zöglinge nach ihrem eigentlichen Bestimmungsort, nach Burgheim. Dort befand sich außer dem oben angeführten Armen-Institut des Herrn Kraft noch ein leeres Gebäude, die ehemalige Wohnung eines Beamten, welche für die Griechenanstalt bestimmt war, und die zunächst am Rheinstrom lag. Ganz Burgheim mit einem Schloß gehörte ehmals dem deutschen Orden, und ist jetzt Eigenthum des Großherzogs von Baden, der dasselbe mit einigen Grundstücken um einen billigen Miethzins der Armen-Anstalt überlassen hat. Auf allen Seiten liegen Weinberge, fruchtbare Felder, Auen und Wälder, und am jenseitigen Ufer befindet sich ein grünes Wäldchen, in welchem zur Frühlingszeit die Nachtigallen in reizenden Silbertönen ihr Lied singen.

Der 31. März 1827 war der Tag des feierlichen Einzugs in Burgheim. Christoph fuhr mit seinen sechs Zöglingen in einem Wagen von Rheinau ab; der Himmel schien anfangs trübe werden zu wollen; aber bald durchbrachen die Strahlen der Sonne die dunkeln Wolken, und nach einigen Stunden rollte der Wagen zum Thore Burgheims hinein. Die ganze Armen-Anstalt, mit dem Inspektor Kraft an der Spitze, war vor dem Griechenhause versammelt, und stimmte, als sie ausstiegen, folgenden ergreifenden Gesang an:

Mel. Ein Wanderer steigt 2c. 2c.

Willkommen in unserem stillen Thal!
　Willkomm, willkomm, willkomm!
So ruft es im Schweizerland überall!
　Willkomm, willkomm, willkomm!
Ein Nestlein der Schwalbe gefunden hier ist
Es baut nun beim deutschen der griechische Christ.

O sehet das Bäumlein von Gottes Hand
　Gepflanzt, gepflanzt, gepflanzt!
Mit Frieden rings um des Rheines Strand
　Verschanzt, verschanzt, verschanzt!
Da hat schon manch' Vögelein nahe und fern,
Die Zuflucht gefunden im Schatten des HErrn.

Es kommet nun fröhlich auch ihr herzu,
Von fern, von fern, von fern!
Und suchet im lieblichen Schatten Ruh,
Nur gern, nur gern, nur gern!
Einst tragt ihr, beladen mit deutschem Gewinn,
Die köstlichen Früchte nach Griechenland hin.

Irenius stand in der Mitte seiner Zöglinge, und Thränen der Rührung flossen über ihre Wangen. — Jetzt begaben sie sich ins Lehrzimmer. Der Eingang des Hauses war mit Epheukränzen geziert. In dem Lehrzimmer befand sich ein großer, runder Kranz, in dessen Mitte die neugriechische Inschrift stand: „Friede sei mit Euch!“ Hier sang ein Männer-Chor, bestehend aus den Schullehrer-Zöglingen, die Verse:

Kinder umgekommner Väter
Im zertret'nen Griechenland;
Ach euch riß der gute Retter
Aus des Vaterlandes Brand,
Als dort über Leichensteinen,
Ueber Schutt und Graus und Blut,
Fühllos euch der Feind sah weinen,
Ach da meinte Gott es gut.

Mitleid weckte Er im Herzen,
Streckte Hände nach euch aus,
Löste eurer Ketten Schmerzen,
Führt' euch liebreich in ein Haus,
Gibt euch neue Eltern wieder,
Macht euch Arme froh und reich,
Und sein Wort ruft euch durch Brüder:
„Friede, Friede sei mit euch!“

Hierauf knieten alle nieder, und Herr Kraft hielt ein ergreifendes Gebet, das Irenius sogleich ins Neugriechische übersetzte. — Nach demselben umarmten sich die anwesenden Freunde, und drückten sich herzlich die Hände. Herr Kraft legte seine Hände auf das Haupt der jungen Griechen, und gab ihnen seinen Segen. Christoph hielt eine kurze Ansprache an die Griechen in ihrer Zunge, und versprach ihnen, mit Gottes Hülfe Vater und Berather zu sein.

Hierauf nahmen sie ein einfaches Mahl zu sich, und verbrachten den Tag in Freude und gegenseitiger, freundlicher Unterhaltung. Das war ein Tag des Segens und der Freude, den der HErr gemacht hatte, ein Tag der Erquickung, bevor der heiße Kampf mit seinen Leiden, bevor des Tages Last und Hitze begann, wovon wir später reden werden. Dieser feierliche Empfang war ganz von Herrn Kraft veranstaltet, und das Andenken an denselben wird Irenius, und wohl auch den Griechensöhnen, unvergeßlich sein.

Jetzt war Christoph nun in das Arbeitsfeld eingetreten, zwar mit noch wenigen Erfahrungen für seinen Beruf ausgerüstet, doch mit einem Eifer beseelt, der manches schöne Resultat erwarten ließ; auch hegte man wirklich Hoffnungen von ihm, wozu seine bisherige Vorbereitungsschule zu berechtigen schien. Allein, an Gottes Segen ist alles gelegen; und, wenn er sich auch eine Menge Kenntnisse und Erfahrungen gesammelt hatte, so war doch der Beruf eines Hausvaters und Erziehers für ihn noch ganz neu, auch bei dem eigenthümlichen Volkscharakter der Griechen äußerst schwierig, und somit trat er mit ziemlich ungleichen Kräften sein Amt an. Dessen ungeachtet glaube ich doch, daß sein Gott und Herr diesen Beruf für ihn bestimmt und zum voraus verordnet hatte, und daß auch diese Schule, in der ihn der HErr Manches lehrte, und in der er oft schwere Aufgaben bekam, für die Entwicklung seines innern Lebens nothwendig war. Seine Untreue hob die Treue seines Heilandes nicht auf, der nicht aufhört, Geduld mit ihm zu tragen, bis Er ihn vom alten Sauerteig der Bosheit und der Sünde gereinigt hat.

Es wird unsern Lesern nicht unangenehm sein, wenn ich ihnen etwas von der Tagesordnung und den Lehrgegenständen der Griechenanstalt mittheile.

Morgens früh, um 5 oder 6 Uhr, erhob man sich vom Lager; die Betten wurden von den Zöglingen selbst gemacht, Lehr- und Schlafzimmer gereinigt und gelüftet, und dann ein kurzes Gebet von dem Aufseher und Lehrer gehalten. Hierauf wurde das Frühstück genommen, und die Zöglinge bereiteten sich auf die Lehrstunden vor. Die erste Stunde war eine Bibelstunde, anfangs in neugriechischer Sprache, und dieser folgte der übrige Unterricht, be-

stehend in deutschem, altgriechischen Sprachunterricht, Geographie, später Geschichte, Rechnen, Gesang, Latein u. s. w. Unter andern beschäftigte man die Knaben auch im Garten, machte mit ihnen hie und da Ausflüge, und den Tag schloß wieder ein Gebet mit einer kurzen Betrachtung des Wortes Gottes.

Bald nach ihrer Ankunft in Burgheim zeigten die armen, verwahrloseten Knaben allerhand Auswüchse und Sünden, die sie mit sich aus Griechenland gebracht hatten, und deren Wurzeln in jedem menschlichen Herzen sich finden, die jedoch bei ihnen wegen der langen Sklaverei und des Nationalcharakters in einer eigenthümlichen Gestalt sich zeigten, und das bekannte Sprichwort: Græca fides, nulla fides, fand auch bei ihnen seine Anwendung. Stolz, Verschlagenheit, Trotz, List, Lüge, Diebstahl und andere Sünden, die ich nicht nennen mag, zeigten sich bald auf die grellste Weise. Anfangs ermahnte Irenius, und als dieß nichts half, so nahm er seine Zuflucht zu Züchtigungen verschiedener Art; aber leider riß ihn oft sein cholerisches Temperament zur Heftigkeit hin, wodurch er manchmal mehr schadete als nützte. Zuweilen waren seine Züchtigungen jedoch von sehr wohlthätigen Folgen, besonders, wenn er sie mit ruhigerem Ernst und mit Gebet begleitete, was öfters geschah. Dabei drang er nun immer mehr mit dem Schwert des Geistes auf sie ein, und suchte durch das Wort des Lebens unter Gottes Beistand ihren Sinn zu erweichen, und fürs Göttliche empfänglich zu machen. Dieß hatte die erwünschte Wirkung, und der Geist Gottes schloß ihre Herzen kräftig auf. Die Knaben kamen und bekannten ihre Sünden freiwillig, oft mit heißen, bittern Thränen, und wurden zum Theil so mächtig aus ihrem Sündenschlafe geweckt, daß bald da, bald dort der eine oder der andere in einem Winkel des Hauses seine Stimme im Gebet zum HErrn und Heiland erhob, Ihm seine Vergehungen bekannte, und Ihn um Gnade in seinem Blute bat. Es bildete sich sogar später unter ihnen eine besondere Gebets-Versammlung, und wenn frische Zöglinge ankamen, was oft geschah (bis die Zahl auf 27—28 stieg), so wurden dieselben anfangs mit den andern hingerissen; so kräftig wirkte der Geist Gottes. Eine köstliche Blüthe- und Frühlingszeit! Ja, das waren Tage der Wonne und der Freude, und die Ufer

des Rheinstroms waren Zeuge von manch lieblichem Auftritt; ja, was sage ich, die Engel im Himmel freuten sich über solche Scenen.

Ziemlich lange dauerte jene schöne Zeit, und es bildete sich ein Verhältniß zwischen Zöglingen und Lehrern, wie zwischen Vätern und Kindern; auch der liebe Kraft nahm innigen Antheil an dieser geistigen Bewegung. Aber eben das Ruchbarwerden dieser Veränderung, die Unvorsichtigkeit, womit diese Erweckung behandelt wurde, und wozu der noch unerfahrene Irenius, ohne es zu wollen, auch beitrug, weil er die Tiefen des Satans noch nicht genug kannte, waren zum Theil Schuld, daß die Sache später eine andere, traurige Wendung nahm; ich sage zum Theil; denn wie im Frühlinge die Blüthen nicht alle bleiben, sondern viele abfallen, ohne zur Frucht zu gelangen, eben so ists mit der geistlichen Blüthezeit, und besonders bei der Jugend, bei welcher selten eine Erweckung bleibend ist; aber oft erst später, manchmal im Alter geht der Same auf, und bringt Frucht hundertfältig, sechszigfältig und dreißigfältig. Hiemit, lieber Jüngling oder Jungfrau, die du diese Geschichte liesest, will ich dir keinen Vorwand geben, deine Lauheit und die Gleichgültigkeit, worein du versunken bist, zu beschönigen; nein, sondern heute, so du die Stimme des guten Hirten hörest, verstocke dein Herz nicht, und gewiß lebst du in einem gefährlichen Zustande, wenn du deine Buße und Bekehrung verschiebest, da ja die nächstkommende Stunde nicht dir angehört.

Da ich nun angefangen habe, etwas von einer Veränderung zum Schlimmern zu erwähnen, so will ich fortfahren, ehe ich zu einem andern Gegenstand übergehe, dieselbe näher zu beleuchten, und einige andere Gründe, die dazu beigetragen haben mögen, anzugeben. Während diese Erweckung und der Gebetseifer der Zöglinge so fortging, kamen immer frische Knaben und Jünglinge aus Griechenland an, unter andern solche, die bereits 17 bis 18 Jahre alt waren, und die also das Gift des Unglaubens und des falschen Freiheitsschwindels bereits eingesogen hatten; diese dem Glauben und dem Christenthum fremdartigen Elemente fingen bald an, ihre finstere Kraft zu äußern, die um so gefährlicher war, je mehr die verschlagenen Jünglinge sie zu verbergen wußten. Endlich aber brach das Geschwür hervor, und der Schaden kam zum Vorschein.

Einige Knaben hinterbrachten die schmutzigen, empörerischen Gespräche, welche jene in die Sünde Eingeweihten führten, dem Irenius, der sie zur Rede stellte; allein diese leugneten auf die frechste Weise, und ließen nichts auf sich kommen. Nach und nach fingen diejenigen an, bei denen sich früher ein ernster Sinn ausgesprochen, und ein eifriger Gebetsgeist gezeigt hatte, sich ganz auf die Seite der Lüge zu schlagen; namentlich fiel einer aus ihnen, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, so sehr in die Sünde zurück, daß ein wahrer Dämon ihn zu beherrschen schien; ja es kam so weit mit ihm, daß er einem dem HErrn treu gebliebenen Epiroten, der mit ihm im Holzschoppen arbeitete, in einer Art von Wuth mit der Axt in den Arm hieb, und nun von Burgheim nach Hause begehrte. Jene größern, der Wahrheit entfremdeten Jünglinge bearbeiteten die übrigen durch allerhand Intriguen dergestalt, daß sie eines Tages ihren Entschluß ankündigten, mit Ausnahme einiger, nach Hause zurückzukehren. So sah man sich wirklich genöthigt, einige derselben, worunter der Zurückgefallene war, fortzuschicken; allein die gefährlichsten blieben immer noch, und zwar deßwegen, weil sie sich zu verbergen wußten, und ihre Kniffe im Geheimen trieben.

Ein anderer Grund jener Meuterei waren die getäuschten Hoffnungen der Knaben; sie hatten sich vorgestellt, sie werden wie Fürstensöhne, oder wenigstens mit besonderer Auszeichnung behandelt werden, weil sie ja Nachkommen der alten gefeierten Hellenen seien, und da sie sich an eine einfache Lebensart gewöhnen mußten, so wollte ihnen das nicht einleuchten. — Manche kamen schon durch Betrug in die Anstalt herein, indem sie, ehe sie ankamen, und als sie um Aufnahme baten, vorgaben, sie seien arm, während es dem nicht also war. Sie hatten falsche Namenszeugnisse mitgebracht, und ein solches war sogar mit dem Kirchensiegel versiegelt, das die heil. Dreifaltigkeit als Wappen enthielt, um einen falschen Namen zu bestätigen; Dinge, die später meist von den Knaben selbst geoffenbart wurden.

So geschah es nun, daß die Anstalt allmählig ihrem Ende entgegen ging, wozu noch anderes mitwirken mochte. So wurde

ein gewisser Lehrer der Mathematik, Namens Hub, in die Anstalt aufgenommen. Dieser, ein sonst gutmüthiger und friedliebender Mann, war so in seine Mathesis verliebt, und hatte so wenig Erziehungsgabe, daß er die Zöglinge hinaufsteigerte, und in pompösen, romantischen Ausdrücken den Geist derselben auf einen unnatürlichen Höhepunkt trieb, wodurch ihr Stolz nur noch mehr vergrößert wurde; und so war's natürlich, daß sie den beiden andern Lehrern, dem Irenius und Beckert, abgeneigt wurden, weil diese ganz anders verfuhren. Am Ende mußte der gute Hub seine Verfahrungsweise theuer bezahlen; die Knaben wurden seiner und seiner Mathesis überdrüßig, und als er einst Miene machte, sie strenger zu behandeln, so erklärten sie sich öffentlich gegen ihn. Christoph nahm hier Veranlassung, Herrn Hub die Sache mitzutheilen, ohne gegen ihn aufzutreten, oder die Partei der Griechen, die er vielmehr zurecht wies, zu nehmen, so daß Hub bekennen mußte, Irenius meine es gut mit ihm, und er sehe nun ein, daß er als Freund an ihm handle.

Eine andere Ursache des Mißlingens lag in der Committee, welche zwar aus lauter rechtschaffenen Mitgliedern bestand, die aber zum Theil verschiedenartige, religiöse Gesinnungen theilten, und somit, wenn sie auch unter sich einig waren, doch der innern, tiefern Glaubenseinheit ermangelten. — Soll ein Werk im Reich Gottes auf eine wahrhaft christliche Weise geführt werden, so müssen alle Mitarbeiter im rechtfertigenden Glauben stehen und leben; dann wird und muß es bestehen. Was ich hier niederschreibe, geschieht weder aus Rache, noch aus einem andern unreinen Grunde; sondern bloß um der Wahrheit willen, die kein Ansehen der Person leidet; denn ich kann in Wahrheit sagen, die Mitglieder der Committee sind Christoph noch lieb und achtungswerth, und er hegt nicht im geringsten einen persönlichen Groll gegen sie. Sie haben ihn auch nicht persönlich beleidigt, noch sind sie seiner Ueberzeugung, seinem Glauben nahe getreten; sie behandelten ihn vielmehr mit vieler Achtung, Duldsamkeit und Schonung, weßwegen er sie noch in seinem Herzen segnet.

Ein weiterer Grund lag in Irenius selbst; er war, wie gesagt, zu sehr Neuling im Fache der Erziehung, und es fehlte ihm der

ruhige, liebende Ernst, der unter allen Stürmen unerschütterlich seinen Gang geht, und durch die Kraft des Glaubens und der Liebe alle Schwierigkeiten überwindet; er hatte wohl Eifer, der bis zum Enthusiasmus sich steigerte, allein er glich oft einem Strome, der zuweilen aus seinem Bette tritt, die Ufergegend überschwemmt, und Dämme und Wehre durchbricht. Dieß sind, außer den Gründen, die dem HErrn allein bekannt sind, mitunter nach Christophs Ansicht, die er nicht als unfehlbar hinstellt, die Ursachen, warum jene Anstalt nach und nach ihrer Auflösung entgegen ging. — Vieles Böse stiftete auch, daß ichs noch sage, der Beifall und die Bewunderung, die die Besuchenden den jungen Griechen zollten; namentlich auch der Weihrauch, den man ihnen an den öffentlichen Jahresfesten bei den Prüfungen streute.

Drittes Kapitel.

Irenius tritt in den Ehestand. Der Tod des Polychronios. Verlegung der Anstalt nach Rheinau.

Nachdem Christoph ein Jahr lang in seinem Berufe gestanden hatte, führte er seine Braut heim. Die Einsegnung geschah in Mückenfeld, dem Geburtsorte Rosinen's, und sogleich nach derselben zog er mit ihr, als seiner Lebensgefährtin und Mitarbeiterin, in das Griechen-Institut ein, wo sie, es war also noch in der Blüthezeit der Anstalt, mit großer Liebe empfangen, und von der Anstalt des Herrn Kraft und den Griechen mit Gesang bewillkommt wurden. Herr Kraft hielt ein gesalbtes Gebet, und beide waren tief gerührt. So war also beider Wunsch nach einer Wartezeit von 4½ Jahren erfüllt, und der HErr hatte alles wohl gemacht. Ihm sei Ehre und Preis! Amen.

Rosine war indessen noch ganz unerfahren in ihrem neuen Beruf, und es gab daher manches Schwere für sie; allein die wackere und erfahrene Frau Kraft stand ihr mütterlich zur Seite, so wie Kraft dem Irenius treu an die Hand ging, und ihm aus dem reichen Schatz seiner Erfahrungen Altes und Neues mittheilte. Aber es war ein wunderliches Ding; so sehr Kraft ihn auch aufmerksam

machte, und ihm die trefflichsten Regeln, die auf Schrift und Erfahrung sich gründeten, gab, so erinnerte er sich gewöhnlich erst nach dem vorgekommenen Fehltritt der gegebenen Lehre und der Warnung, und so mußte er immer selbst erfahren, immer selbst die bittere Wurzel kosten. — Experentia docebit (die Erfahrung wirds lehren) fand bei ihm volle Anwendung, und der Erfahrungsweg war der, den er gehen mußte und noch geht.

Rosine war kaum ein Jahr in der Griechen-Anstalt, als der HErr auf mancherlei Weise mit seinen Heimsuchungen einkehrte; die kurze Rosenzeit war bald verflossen, jener Geist des Ungehorsams fing an sich zu regen, von dem wir bereits gesprochen haben, und Rosine selbst, die in andern Umständen sich befand, war einige Mal gefährlich krank. — Da legte der HErr auch noch einen Zögling auf ein langwieriges Kranken- und Sterbelager, der viel Sorge, Arbeit und Kummer machte. Anfangs wachten ihm bei Nacht und pflegten seiner die ältern Zöglinge des Hauses, seine Freunde; aber bald verließen sie ihn, aus Furcht vor Ansteckung, bis auf einige wenige getreue, die sich in allen Umständen bewährt hatten. Daher mußte man einen eigenen Wärter anstellen. Uebrigens nahm der Kranke ein erfreuliches Ende, und da seine Geschichte für unsere Leser von Interesse sein dürfte, so geben wir ihnen einen Auszug aus der Leichenrede, die Irenius hielt:

„Unser lieber, im HErrn entschlafener Mitbruder, **Polychronios Zanzalis**, ist geboren im Jahr **1813** in Ambelakia, in Thessalien, im nördlichen Griechenland, im Schooße der griechischen Kirche. Sein Vater, von edler Abstammung, der in Wien Handelsgeschäfte hatte, und sich deßhalb daselbst die meiste Zeit aufhielt, konnte sich wohl seiner Erziehung nicht sehr annehmen. Nach dem Tode des Vaters führte ihn der HErr nach Smyrna, wo ein Oheim ihn zu versorgen versprach. Allein auch hier sollte nicht seine bleibende Stätte sein. Dieser, sein Oheim, schickte ihn nach Scio, wo er in der dort sich befindenden Schule sich ausbilden sollte. Aber nur zwei Monate dauerte daselbst sein Aufenthalt. Die furchtbare Katastrophe ging über Scio, in der Tausende unter Feindes Schwert ihr Leben aushauchten. Doch die ewige Liebe wachte über das Leben unseres Freundes und Bruders. Er sollte sein

Grab nicht unter den Trümmern jener Stadt finden. Er entkam und ging zu seinem Oheim, der sich in Triest einen Hafen der Ruhe gesucht hatte. Nach einiger Zeit wählte dieser die unter englischem Schutz stehende Insel Kephalonia zum Aufenthalt, wohin auch unser Polychronios ihn begleitete; hier war er ohne allen Unterricht, und mußte in dem Magazin seines Oheims arbeiten.

Inzwischen gründete sein Bruder, der in Deutschland studirt hatte, eine kleine Schule in Syra, und suchte so, nachdem seine ganze Familie in seiner Heimath von den Türken alles Vermögens beraubt worden war, sich mit Ehren durchzuschlagen.

Zu diesem seinem Bruder ging jetzt unser sel. Polychronios, und jener, selbst arm, theilte mit ihm sein Stückchen Brod. Endlich machte der ältere Bruder die Bekanntschaft eines preußischen Offiziers, der unter die Zahl der Philhellenen gehörte, welche den Griechen in ihrem Freiheitskampf beistanden. Diesen, der gerade im Begriff war in seine Heimath zu reisen, bat derselbe, seinen jüngern Bruder mit sich nach Deutschland zu nehmen, um ihn in Berlin, in dem Institut, das Se. Majestät der König von Preußen für griechische Jünglinge errichtet haben sollte, unterzubringen. Der Offizier willigte ein, und beide reisten im Januar 1828 von Syra ab. Bei Maina wurden sie von mainottischen Seeräubern angehalten; allein auch aus dieser Gefahr riß ihn der HErr. Glücklich führte Er ihn durch Sturm und Wellen des Meeres herüber, und rettete ihn schon in Corfu, wo sie landeten, vom Tode, wo ihn ein ähnlicher Anfall wie der, der seinem irdischen Dasein ein Ende machte, ergriff. Er sollte noch nicht sterben, bevor er seinen Heiland kennen gelernt hätte. Von Corfu fuhr er nach Ankona in Italien. Von da reiste er nach Florenz, wo jener Offizier von dem dort sich aufhaltenden preußischen Gesandten erfuhr, daß der König von Preußen keine Griechen-Jünglinge aufnehme. — So waren also auf einmal alle Hoffnungen des Jünglings, der sein Vaterland mit großen Erwartungen verlassen haben mochte, vereitelt, und der Preuße befand sich in der größten Verlegenheit. — Durch Gottes Fügung kam er hieher. Er wendete sich an unsern Verein, und dieser nahm den nun entschlafenen

Jüngling nach gegenseitiger Berathung in das hiesige Institut auf. — Ja gewiß lenkte Er, der treue HErr und Heiland, die Herzen unserer geliebten Vorsteher, der ja nach der heil. Schrift die Herzen der Menschen wie Wasserbäche leitet.

Polychronios trat den 1. August vorigen Jahres in unser Institut ein. Feierlich wurde er empfangen; alle Zöglinge wurden versammelt, eine Anrede an ihn gehalten, er, der neue Ankömmling den Uebrigen in ihre Liebe, und dem HErrn durch ein Gebet empfohlen. — Noch kann ich mir den theuren Jüngling vorstellen, wie er in seiner Nationaltracht unser Haus betrat. Ach, er ahndete damals noch nicht, daß er in so kurzer Zeit vom HErrn in die Ewigkeit von hier abgerufen werden würde. O geliebte Kinder und Jünglinge, ich bitte euch vor dem Angesichte unsers HErrn und Heilandes, gedenket mit Ernst oft der Stunde eures Todes; denn wir wissen nicht, wann der HErr kommt. Darum lasset uns Alle unsere Lampen mit Oel füllen und schmücken.

Polychronios war uns nun vom HErrn anvertraut und an das Herz gelegt, darum suchten wir ihn auch Dem zuzuführen, der der Sünderfreund ist, dem Heiland Jesus Christus. Aber ach! das menschliche Herz wird oft nur durch Leiden und Trübsale erweicht, und hört nur dann auf die Stimme des treuen Hirten, wenn die Gewitterwolken am Horizonte erscheinen. Der Wolf brach in unsere Heerde ein, und da wurde auch er mit hingerissen; aber bald erkannte, bekannte und bereute er seinen Fehler, und betrug sich dann von nun an folgsam, hörte mit Wärme und Theilnahme den Bibelunterricht an, daß ich mich oft im Stillen freute, wenn ich ihn während desselben beobachtete. Die Gnade arbeitete an seinem Herzen. — Aber nun sollte der Jüngling auch durch Leiden heimgesucht, und durch diese geläutert und für die Wohnungen des Friedens vorbereitet werden.

Schon zu Anfang des Winters begann bei ihm ein hektischer Husten, dieser hielt an, und wurde immer heftiger. Wir fragten den Arzt, der ihm etwas verordnete; allein dessen ungeachtet nahm er immer zu. Den 6. Februar Nachts überfiel ihn ein Lungen-Blutsturz, und wir sahen bald, daß es der Ewigkeit mit ihm zugehe. Er hatte anfangs immer noch Hoffnung zu seiner Genesung,

aber zuletzt begann er an die Ewigkeit zu denken. Man sah ihn oft in stillem Gebet, die Augen gen Himmel gerichtet, mit gefalteten Händen auf seinem Bette liegen. Sein ganzes Wesen veränderte sich, er wurde geduldiger, stiller, gelassener, liebevoller und besonders dankbar.

Den 7ten betete ich mit ihm und stellte dem HErrn seine ganze Sache anheim; da schloß er nun mit den Worten: „Ja, es gehe zum Leben oder zum Tode, der HErr möge mir nur einen guten Ort bereiten.“ Er bezeugte Reue und Leid über seine Sünden, und bat den HErrn um Vergebung. Er wendete sich nun immer angelegentlich zum HErrn Jesu, und ergab sich in seinen Willen. Den 11ten betete er mit schwacher Stimme: „Herr, wasche mich mit deinem Blute, in deine Hände befehle ich meinen Geist!“ er war sehr schwach. Ich fragte ihn, ob er keinen Haß gegen irgend jemand in seinem Herzen trage, und ob er noch etwas auf seinem Herzen habe? Er antwortete auf beide Fragen mit Nein.

Den 12. Morgens war sein erstes Wort, als ich zu ihm eintrat: „Der HErr (o Kyrios).“ Er rief sehr oft: „Komm HErr (Ela Kyrie), komm HErr! Erbarme dich unser. Den 12ten ergriff er meine Hand und küßte sie oft mit den Worten: Sie lieben mich wie ein Vater. Ich wies ihn zum wahren, zu dem himmlischen Vater, und bemerkte: nur **dieser** habe mir Liebe zu ihm geschenkt. Als einige Umstehende an seinem Bette weinten, so äußerte er: Man weint wegen des Todes, anstatt daß man sich freuen sollte. — Den 13ten fragte ich ihn, wie es gehe? Er antwortete: Gut, der HErr verläßt mich nicht.

Den 10. April sagte ich ihm, daß er vom Arzt aufgegeben worden sei, und daß er also nach menschlicher Ansicht wohl nicht mehr lange hienieden wallen werde; er solle nun seinen Blick nach Oben wenden. Ich fragte ihn, ob er den Tod fürchte? Er antwortete: Warum soll ich den Tod fürchten, wenn der HErr bei mir ist?

Ich könnte noch mehr Aeußerungen der Art anführen, doch diese reichen hin, uns einen Blick in den Seelenzustand unsers sel. Entschlafenen zu geben. Es ging nun von Stund an zusehends mit ihm dem Tode näher. Den 15ten Abends zwischen 9 und 10

Uhr erkundigte ich mich abermal nach seinem Zustand. Er erwiederte mir: Es geht gut mit dem HErrn. Dieß waren seine letzten zusammenhängenden Worte. Ich betete noch einmal mit ihm, wobei er seine Hände faltete. Aber jetzt fing er an zu röcheln und zu stöhnen, und schien nicht mehr beim Bewußtsein zu sein. Er lag wirklich im Todeskampfe. Dieser dauerte bis halb 3 Uhr Morgens, wo er nun sanft, und wie wir hoffen und glauben, in seinem Erlöser entschlief. Ich segnete ihn noch ein, und nun vereinigten wir uns vor dem HErrn zu einer herzlichen Fürbitte, daß der HErr seinen Geist aufnehmen wolle in das Reich des Friedens.

Wer bewundert nicht die treue Liebe des HErrn, der unsern entschlafenen Bruder durch Leiden so herrlich zubereitete für die himmlische Heimath. Ja, lobet den HErrn! und preiset seinen heiligen Namen, der uns alle unsere Sünden vergibt, und alle unsere Gebrechen heilet.

Er vergelte es reichlich allen denen, die unsers lieben Mitbruders besonders in seinen letzten Tagen mit christlicher Liebe pflegten; mir aber verzeihe Er um seines Blutes willen, und mache gut alles, was ich an dem mir von Ihm anvertrauten Zögling vernachläßigt habe. Uns allen aber sei sein Tod und sein Heimgang ein Erweckungsmittel zur Buße und zur Nachfolge Jesu. Er mache endlich an diesem heil. Tage die Ueberzeugung in uns feste, daß nur über Golgatha der Weg zum Himmel führt. Amen.“

Irenius hatte diese Leichenrede in dem großen Saale vor der ganzen versammelten Armen-Anstalt und vor den übrigen Griechen gehalten; der Tod des geliebten Jünglings ging ihm sehr nahe. Sein Leichnam ruhet auf dem Gottesacker in Burgheim, der eine alte, verwitterte Kirche umgibt, und sein Grab bezeichnet ein einfaches Kreuz, das den Namen des verstorbenen Jünglings trägt. Er starb den 15. April, und wurde begraben am Charfreitag 1829.

Aller solcher ernsten Warnungen ungeachtet verharrten die Griechen in ihrem Ungehorsam, und daher ging die Anstalt ihrem Ende allmählig entgegen. Vielleicht hätte eine radikale Ausscheidung der Rädelsführer die Bessern noch retten können; denn Palliativmittel vermochten den Schaden nicht mehr zu heilen. Irenius

selbst vermochte nichts mehr; er, der früher mit dem größten Enthusiasmus seinem Beruf sich hingegeben hatte, fiel jetzt auf das andere Extrem; er war gelähmt und muthlos, und sehnte sich nur nach einer offenen Thüre. Selbst auszutreten, aus freiem Willen, dazu hatte er keine Lust und keine Freiheit. Die Committee aber sah endlich selbst ein, daß die Räder den Wagen nicht mehr forttragen konnten, und daß es nicht mehr ging; daher glaubte sie, wenn die Anstalt in ihrer Nähe wäre, und nach Rheinau verlegt würde, so könnte besser geholfen werden, und es wurde wirklich jener Beschluß gefaßt und ausgeführt. Das Hausgeräthe der Anstalt schwamm auf einem baufälligen, alten Schiffe Rheinau zu, man kann sagen, ein Bild der Anstalt selbst, während die Zöglinge mit den Lehrern zu Fuße dahin zogen.

Es war den 26. August, als die ganze Griechen-Anstalt das liebe Burgheim, in welchem Christoph so viel erfahren und gelitten hatte, und wo er so vielen Segen empfing, mit verschiedenen Gefühlen verließ. Er und seine Gattin verloren viel an dem lieben Kraft und dessen würdigen Frau, in deren Herzen sie all ihr Anliegen ausschütten durften. Es fehlte ihnen zwar nicht an Freunden in Rheinau, allein sie standen in ganz andern Verhältnissen, und sie berührten sich deßhalb nicht so unmittelbar, wie Kraft und Irenius. Unter die ihm theuren Freunde, die ihn und seine Lage verstanden, gehörte Planer, den er oft besuchte, und der gewissermaßen die Stelle Krafts bei ihm vertrat, so weit es in seiner Lage und von seinem Standpunkte aus sein konnte. Eine andere treue Seele, die ihm zur Seite stand, war der Unterlehrer Nathanael, welcher den Posten des abgegangenen Beckert, der einen Ruf aus seinem Vaterland erhielt, eingenommen hatte. Nathanael weilt jetzt da, wo kein Leid, kein Geschrei mehr ist, und wo keine Thräne mehr fließt. Du bist jetzt eingegangen in die Freude deines HErrn und Heilandes, theurer Bruder, du bist über wenig getreu gewesen, darum hat dich der Heiland über vieles gesetzt, und Er wird dir auch deine gegen Irenius treu bewiesene Liebe vergolten haben.

In Rheinau kam bald eine arge Geschichte eines griechischen Jünglings, Namens Psychius, an den Tag, der sich aus dem

Staub gemacht und nach Griechenland begeben hatte, ehe sie ruchbar wurde. Die Magd, welche im Griechenhause gedient hatte, eine gebrechliche Person, war schwanger von jenem Menschen, von dem sie, wie sie bezeugte, eigentlich verführt worden war. Die Sache wurde dem Committee angezeigt, und Irenius drang ernstlich darauf, eben weil das arme Mädchen verführt worden war, man möchte sich desselben annehmen, und seinetwegen nach Griechenland, unter andern an die Verwandten des Psychius, schreiben; allein man fand, es werde nichts helfen und zu nichts führen, wie es auch im Grunde war.

Daher ergriff Irenius die Feder, schrieb dem Verführer einen ernsthaften Brief, und sandte ihm zugleich ein anderes von ihm übersetztes Schreiben im Anschluß, von der verführten Person, worin sie ihm seine Sünde vorhielt, und ihn an seine ihr gegebenen Versprechungen erinnerte; allein der elende Mensch gestand nichts ein, und so konnten, wegen der zu großen Entfernung, keine weitern Schritte mehr gethan werden. Erst am großen Tage wird auch dieses Verbrechen offenbar werden vor dem Richterstuhl Christi, der da recht richten, und auch den Rath der Herzen offenbaren wird.

Nach einem Aufenthalt von mehreren Monaten in Rheinau kam der HErr mit einer harten, aber heilsamen Zuchtruthe über Christoph, die ihm Mark und Bein durchdrang. Seine Gattin, die ihm schon ein Töchterlein, Namens Monika, in Burgheim geboren hatte, bekam eine zu frühzeitige, zweite Geburt, und war dem Tode nahe. Da ging nun der HErr mit ihm ins Gericht, und deckte ihm sein Inneres auf, so daß er anfing zu zittern und zu zagen. Seine Sünden standen ihm in gewaltiger Größe vor den Augen, und namentlich diejenigen, über die er noch nie rechte Buße gethan hatte; jetzt erkannte er sich für den größten aller Sünder, ja er war gewissermaßen in der Hölle. Er hatte bisher immer noch eine gewisse gute Meinung von sich selbst gehegt, und weil er vor der Welt ein ehrbares Leben geführt hatte, sich darauf etwas zu gute gethan; nun aber schwanden alle jene pharisäischen Dünste und Phantome, sein geheimes Tugendkleid lag zerrissen vor seinen Augen,

und er wußte keinen größern Sünder, als sich, auf der Erde. In der Verlegenheit seines Herzens ging er zu seinem Freund Planer. Dieser, seinen Gemüthszustand bemerkend, sagte ihm die ihm unvergeßlichen Worte: „Du kannst, mein Lieber, deine Sünden weder vergrößern noch verkleinern; aber eins rathe ich dir, gehe hin, so wie du bist, wirf dich vor dem Kreuze Jesu nieder, und flehe um Erbarmen und Gnade in seinem Blute. Für das Kind Gottes gibt es eine Wiederbringung aller Dinge, d. i. der Christ verliert nichts.“ Das waren Thautropfen auf seine lechzende Seele; er ging ziemlich getröstet nach Hause, und der HErr gab ihm Gnade, und schenkte ihm auch, nachdem Er ihn gebeugt hatte, seine Lebensgefährtin wieder. Er führt in die Hölle und wieder heraus; Er macht arm und macht reich, todt und lebendig. Ihm sei Lob und Preis von Ewigkeit zu Ewigkeit! Amen.

Alles hat seine Zeit, und die Zeit und alles hienieden nimmt ein Ende. So endigten auch die Prüfungstage in der Griechen-Anstalt. Dieß ging also zu: Da Irenius bedeutendere Auslagen in der Stadt Rheinau, als in dem einsamen Burgheim zu machen hatte, so glaubte er mit Recht, eine Besoldungszulage fordern zu dürfen; da sein Einkommen so gering war, daß er mit demselben da nicht auskommen konnte; denn der Arbeiter ist seines Lohnes werth. Er legte daher dieses sein Begehren der Committee vor, die ihm auch eine Gratifikation bewilligte. Bei dieser Berathung aber nahm dieselbe Veranlassung zu einer weitern Erörterung über das Schicksal der Griechenanstalt, und das Resultat derselben war der Art, daß man ihm erklären mußte, er könne und dürfe sich gelegenheitlich um eine andere Stelle umsehen, da man voraussehe, das Institut werde sich auflösen. Man drang ihn durchaus nicht, sondern ließ ihm Zeit; ihm aber war diese Verdeutung ein Wink vom HErrn, und er hatte nun völlige Freiheit, Schritte zu thun, namentlich, da auch die Gesundheit seiner Gattin immer schwächer wurde, und sie in Rheinau in mancher Beziehung eine weit schwierigere Stellung, als in Burgheim hatte.

Damals glaubte Irenius noch immer, Gott habe ihn für Griechenland bestimmt, da er einige Jahre hindurch in der Ge-

schichte der Griechen gelebt hatte, ihren Volkscharakter kannte, deren Sprache verstand, und wirklich, trotz der erfahrenen Widerwärtigkeiten, das Griechenvolk liebte. Daher bat er seinen Freund Schütz, er möchte für ihn nach England an eine Gesellschaft schreiben, die zur Errichtung von Schulen im Ausland zusammengetreten war, und ihr seine Dienste für Griechenland anbieten; allein, des HErrn Wege waren auch hier nicht seine Wege, des HErrn Gedanken nicht seine Gedanken, und er mußte auch hier wieder, wie in manchen andern Fällen, erfahren, daß der HErr ihn ganz gegen seinen eigenen Willen führte; hierauf meldete er sich an mehreren andern Orten; aber nirgends wollte sich ihm eine Thüre öffnen, und so war er endlich wider seinen Willen genöthigt, sein Augenmerk auf eine ihm durch seinen Freund Schütz angetragene Stelle in der Armen-Anstalt der Jungfrau Traugott in Hügeldorf zu richten, wohin er früher einen Ruf ausgeschlagen hatte, indem er in keiner Anstalt mehr wirken wollte; jetzt aber erkannte er hier einen Wink von seinem Heiland darin, weil Er ihm überall sonst die Thüren verschloß.

Viertes Kapitel.

Seine Anstellung in Hügeldorf.

Er begab sich daher nach Hügeldorf, um vorerst den Posten, den er beziehen sollte, anzusehen, und dann zu erfahren, ob es wirklich der Wille des HErrn sei, daß er jenem Rufe Folge leiste. Er wanderte von Rheinau hinauf an dem kleinen Flusse Rauschach, welcher durch ein furchtbar wildes und felsiges Thal strömt, das mit seinen schroffen, ungeheuren Felsen auf das Gemüth einen erhebenden Eindruck macht. — Ungefähr in der Mitte jenes Thals suchte er einen alten Knecht Christi, Namens Fels, heim, der ihn mit herzlicher Liebe begrüßte, und ihm einen kräftigen Segen mit auf den Weg gab, der ihn bis nach Hügeldorf und noch weiter begleitete. Einige Minuten, ehe er Hügeldorf erreichte, erblickte er dasselbe von einer Anhöhe aus in einem Kesselthale; es lag

mit seinen neuen, freundlichen Häusern vor ihm da, und hatte mit den umherliegenden Höfen und Weilern eine ziemlich große Ausdehnung. Auf allen Seiten umgaben es eine Reihe von Hügeln und Bergen, deren Gipfel mit Tannenwäldern bekränzt waren. Sobald er in Hügeldorf angekommen war, fragte er nach der Jungfer Traugott. Man zeigte ihm ein großes, steinernes Gebäude. Er traf sie nicht zu Hause; sie befand sich gerade in der Armen-Anstalt, welche sie fast alle Tage besuchte, um Anordnungen in derselben zu treffen, und um nachzusehen, wie und ob Alles seinen Gang gehe. — Nur Frau Freundau, die liebe, zärtliche Gefährtin und Freundin derselben, war daheim, die ihn mit zuvorkommender Liebe empfing, und sich sehr über seine Ankunft freute. Sie äußerte gegen ihn, wie nothwendig es sei, daß Traugott, ihre Freundin, jemand an die Seite bekomme, welcher ihr die schwere Bürde, die auf ihr liege, tragen helfe; sie erzählte ihm manches von den Erfahrungen, die Jungfer Traugott durch Gottes Gnade habe machen dürfen, und von der Durchhülfe Gottes in der Noth und in den Verlegenheiten, in der sich die Armen-Anstalt während einer Reihe von Jahren hie und da befunden habe. Inzwischen kam Jungfer Traugott nach Hause, die sich ebenfalls über die Ankunft des Irenius freute. Sie war die eigentliche Gründerin der Anstalt, und in jeder Beziehung eine merkwürdige Person. Sie war von mehr kleiner, als großer Statur, etwa 50 Jahre alt, von ziemlich kräftigem Körperbau, und von männlichen Gesichtszügen; ihr schwarzgraues Haar war kurz geschnitten, und in ihrem ganzen Wesen sprach sich ein männlicher Ernst aus, der übrigens weibliche Sanftmuth und Milde nicht verdrängte. Sie besaß männliche Charakterstärke, und wenn sie ihren Knaben oder Mädchen zurief, so nahm sie oft die Stimme eines Mannes an. Jeweilen war sie so freundlich und zärtlich, daß jener Ernst ganz in den Hintergrund trat. Ihrem Scharfblick entging nichts; trat sie in ein Zimmer, so sah sie augenblicklich, wo Unordnung war, oder wo etwas fehlte. Sie war, mit einem Wort, eine originelle Person.

Jene Anstalt nahm ihren Anfang, wenn ich mich recht erinnere, im Jahr 1816 mit fünf armen Mädchen, und wurde anfangs durch eine Frauen-Committee geleitet; damals besaß sie kein Eigenthum

und keine eigene Wohnung. Im theuren Jahre 1817 wollten die übrigen Frauen des Vereins die Zahl der Kinder vermindern, allein Jungfer Traugott bestand darauf, da die Noth so groß sei, mehr arme Kinder aufzunehmen. — Da entstand nun, wie natürlich, ein Zwiespalt unter ihnen, und man hieß Jungfer Traugott den kleinen Napoleon; allein sie ließ sich nicht entmuthigen, erklärte den übrigen, wenn sie in ihrem Kleinglauben verharren wollen, so sei sie entschlossen, die Anstalt mit der Hülfe Gottes allein fortzuführen. Auf diese Erklärung hin traten sie zurück, und der HErr segnete ihre Arbeit, und krönte ihr Vertrauen und ihren Glauben dermaßen, daß es ihren armen Kindern, deren Zahl sich stets vermehrte, nie an Brod gebrach. — Einst, als es an Raum fehlte, und sie bauen wollte, oder sonst in Verlegenheit war, schlug sie die Bibel auf, und fand Haggai 2, 9.: „Mein ist beides, Silber und Gold, spricht der HErr Zebaoth.“ Im Vertrauen auf diese Verheißung fuhr sie zu, und ihr Glaube wurde nicht beschämt. Nach und nach wuchs die Anstalt dergestalt an, daß die Zahl des Personals bis auf 250 stieg, und dasselbe vier Häuser bewohnte, welche ein Eigenthum der Anstalt geworden waren. Oft war Jungfer Traugott in Geldverlegenheit, und unerwartet kam ihr wieder ein Beitrag zu, und oft von einer Seite her, woher sie ihn kaum erwartet hätte. Zur Erleichterung der Kosten nahm sie dann auch Kostgänger auf, welche ihre Pension bezahlten, und welche dafür Unterricht in der französischen Sprache genossen, da die Anstalt im französischen Gebiete lag. In der Anstalt selbst waren außer den Arbeitszimmern für Mädchen noch verschiedene Werkstätten, in welchen Knaben in Handwerkern unterrichtet, und theils für den Bedarf des Hauses, theils auch auswärts um Lohn gearbeitet wurde.

Diese Bemerkungen mußte ich vorausschicken, um meinen Lesern einen Begriff von der Anstalt zu geben, welche das Feld der Wirksamkeit Christophs von jetzt an werden sollte.

Er blieb einige Tage in Hügeldorf, besuchte die Anstalt, sah sich in derselben genauer um, und dieser Besuch bestimmte ihn, in dieselbe wirklich einzutreten, unter dem Vorbehalt, daß seine Gattin, wegen ihrer damaligen schwächlichen Gesundheit, keinerlei Art von Geschäften für das Institut zu übernehmen verbunden sei; eine Bedingung, welche Jungfer Traugott gerne einging.

Er kehrte jetzt nach Rheinau zurück, und theilte seiner Frau den Erfolg seiner Reise mit, die mit demselben zufrieden war, und die sich freute, von ihrem Posten erlößt zu werden. Sie hatte während seiner kurzen Abwesenheit die züchtigende Hand des HErrn erfahren, indem sie einen bedeutenden Nervenanfall hatte; allein sie war auf dem Wege der Besserung, und sein theurer Freund Nathanael hatte sich treu und brüderlich ihrer angenommen, sie getröstet und aufzurichten gesucht.

Nach den nöthigen Vorbereitungen zog Irenius den 19. April 1830 mit seiner Gattin, seinem Kinde Monika, einem jüngern Bruder und seiner Schwester, die seiner Frau in der Haushaltung half, von Rheinau nach Hügeldorf, und den zweiten Tag nach ihrer Abreise, am Jahrestag ihrer Hochzeitfeier, trafen sie daselbst ein. Sie bezogen das größte von Jungfer Traugott erbaute Gebäude, und man räumte ihnen in demselben zwei Zimmer ein, die für sie und ihr Kind genug Raum hatten. Daß sie, als der heiße Arbeitstag kaum begonnen war, auch in Hügeldorf keine Rosentage erwarten durften, dieß sollten sie erfahren. — Die zweite Nacht, die sie daselbst verbrachten, stürzte sich eine junge Weibsperson aus der Anstalt in einem Anfall von Wahnsinn in den nahe am Hause vorbeifließenden Bach, und am andern Morgen fand man sie nicht weit vom Hause todt; dieß war eine furchtbare Prüfung für Jungfer Traugott, und eine niederschlagende Nachricht für Irenius. Verläumderische Zungen streuten die Nachricht aus, sie sei schwanger gewesen, und aus diesem Grunde habe sie sich selbst entleibt; deßwegen wurde darauf gedrungen, ihren Leichnam zu öffnen, was wirklich geschah, und jene Aussage wurde als Lüge erfunden.

Christoph begann jetzt, sich sowohl in seinen Beruf, als auch in die französische Sprache hinein zu arbeiten, die er, seitdem er sich auch auf das Studium der alten Sprachen legte, durchaus bei Seite gesetzt, und gegen die er später einen Widerwillen gefaßt hatte. Allein es lag in seiner Pflicht und in seinem Berufe, in einer französischen Anstalt sich die Kenntniß derselben anzueignen; daher machte er sich an dieselbe, und in kurzer Zeit war er im Stande, sich verständlich zu machen; ja in einigen Wochen mußte

er schon die Hausandacht in französischer Sprache halten. Da er indeß nicht Zeit genug hatte, sie von Anfang an gründlich zu studiren, so ging ihm das lange nach, und er brachte es nie ganz zu der Festigkeit, wie im Neugriechischen. Doch sprach er sie später fertig, und schrieb ziemlich correct und fehlerfrei, und predigte französisch; ja er machte auch einige dichterische Versuche, die ziemlich gelangen. Doch zur Hauptsache.

Christoph fand, je länger er in der Anstalt war, desto wichtiger den Beruf, in dem er stand; es gab eine Menge Geschäfte aller Art, und es wurde ihm ein Theil derselben, namentlich die Seelenpflege, angewiesen, die ihn oft und viel in Anspruch nahm. Außer der Aufsicht und den Unterrichtsstunden während der Woche, hielt er gewöhnlich eine Andachtsstunde Sonntags, und für die deutschen Arbeiter eine deutsche Erbauungsstunde Abends, nachdem die Kinder schon zur Ruhe gegangen waren. In den Winter-Abenden las er gewöhnlich in dem großen Arbeits-Saal vor, wo die meisten Mädchen zusammen in ihren verschiedenen Kreisen arbeiteten, oder er begleitete mit seiner aus dem Staub hervorgesuchten Violine den Gesang der Arbeitenden, während ein zweiter Lehrer die Knaben auf andere Art beschäftigte. Zuweilen erzählte er den Kindern zur Abwechslung eine Geschichte, und der Tag wurde mit einer Hausandacht begonnen und beendigt. — Mit den Lehrerinnen und Aufseherinnen versammelte er sich zuweilen zu gemeinschaftlicher Erbauung, namentlich mit solchen, die ein Bedürfniß nach religiöser Nahrung fühlten, und der HErr gab manchen Segen, so daß mehrere Seelen, theils auf diesem Wege, theils in den gewöhnlichen Hausandachten erweckt, genährt und gestärkt wurden. Auch hatte er eine Conferenz mit den Lehrerinnen der Anstalt, in welcher man sich über das Wohl derselben berieth.

Ferner fühlte er sich angetrieben, für Kinder auf eine andere Weise zu wirken; er schrieb zwei Kinderschriftchen (Erzählungen) neben seinen übrigen Arbeiten, welche in den Druck kamen, und die für manche, wie er später erfahren durfte, nicht ohne Segen waren.

Die Schuhmacher und Schneider der Anstalt waren Deutsche und junge Leute, die Gott fürchteten, in deren Umgang er vielen

Segen und manche Freude im HErrn genoß. Sie versammelten sich zu gewissen Zeiten, und unterredeten sich über die Anstalt und das Wohl derselben; allein oft artete ihre Unterredung in ein bloßes Gerede aus, und sie hätten besser gethan, nicht blos über dieselbe zu reden, sondern insbesondere mehr, als es geschah, für dieselbe zu beten; weil sehr oft nur die Fehler und Mängel derselben gerügt wurden, obgleich sie sich auch über die Mittel, denselben abzuhelfen, beriethen. Einige von ihnen legten indessen selbst Hand ans Werk, und halfen dadurch mit, daß sie je und je Aufsicht über die Knaben in den Schlafzimmern und anderswo hielten. Es herrschte unter diesen Freunden ein Geist des Friedens und der Eintracht, und wenn auch hie und da der Satan den Samen der Zwietracht auszustreuen suchte, so vermochte er doch nicht, sie zu trennen, weil der Geist Gottes ihnen immer wieder das Herz öffnete, daß sie sich frei gegen einander aussprachen, ihre Fehler gegenseitig bekannten, und den HErrn um Vergebung baten.

Anfangs hatte Irenius wenig Bekanntschaft außer dem Hause; nur ein deutscher Müller war's, den er von Zeit zu Zeit besuchte, und der etwa 15 Minuten von der Anstalt entfernt wohnte. Man ging von der Armen-Anstalt durch ein schmales, freundliches Thälchen hinauf, wodurch ein Bächlein floß, das einige Mühlen trieb, und nachdem man an mehreren Häusern vorbeigekommen war, so stieß man auf eine kleine Mühle rechter Hand, die sich von ferne durch ihr Geklapper dem Nahenden verrieth. Neben dieser Mühle befand sich ein Gärtchen, mit einem kleinen, laubigten Gartenhäuschen und einer Bank, die von den überhangenden Zweigen eines Stachelbeerbusches beschattet war. — Eines Tages begab sich Christoph zum ersten Mal dahin, und es trat ihm aus jener Laube ein langer, baumstarker, fast riesenhafter Mann entgegen, dem er kaum an die Schultern reichte. Er hatte gerade ein Buch in groß Oktav vor sich, in dem er eben gelesen hatte; er bewillkommte den fremden Unbekannten freundlich, und legte das Buch aus der Hand; es war Jakob Böhme, sein Lieblingsschriftsteller zunächst der Bibel. Sobald er vernommen hatte, wer Christoph wäre, so bezeugte er seine Freude, und erzählte ihm unter andern seine Bekehrungsgeschichte, die ungefähr folgendermaßen lautete: Er lebte früher in

seinem natürlichen Zustande ganz abgekehrt von Gott. Kegelschieben und der Besuch der sogenannten Leisle oder Schenken waren seine Erholung und seine Freude; dieß dauerte eine geraume Zeit fort, bis einst der HErr mit ihm ins Gericht ging. Einige Tage befand er sich in einem verlornen Zustand, und in einer wahren Hölle; da griff er in seinem Seelenleiden zu Arndts wahrem Christenthum, ein Buch, das er früher gehabt, aber nie verstanden hatte, und der Heiland bediente sich desselben, ihn zum Licht der Gnade im Blute Jesu zu führen. Zu jener Zeit hatte er einen merkwürdigen Traum; er sah auf einmal, wie in einem Gesicht die Herrlichkeit des Paradieses, und als er von den in demselben herrlich prangenden Trauben genießen wollte, seine Hand darnach ausstreckend, da war all die Glorie verschwunden. Die Fortsetzung des Traums ist mir nicht mehr genau im Gedächtniß. Ein ander Mal erschien ihm, ich glaube auch im Traume, der Satan, der aber dem Worte Gottes, das er schon kannte, weichen mußte. — Banner, so hieß sein Name, war ein merkwürdiger, genialer Mann, und es wohnte in dem kolossalischen Körper ein eben so großer, genialer Geist. Arndt führte ihn zur Bibel, deren Studium er ganz sich hingab, und die er fast auswendig wußte, so daß er auf jede Frage, religiöse Gegenstände betreffend, mit einem Bibelspruch nebst Angabe des Kapitels, und nicht selten des Verses, antworten konnte. Erst, nachdem er im Worte Gottes festen Grund gelegt hatte, bekam er Jakob Böhme zu Gesichte, und deßwegen konnte er jene Speise, die nicht für jedermann ist, ertragen, und schöpfte, wie die Biene, den Honig aus demselben. So oft man ihn besuchte, so fand man ihn gewöhnlich in seinem kleinen Stübchen an seinem Klapptisch sitzen, vor ihm seine Bibel oder Böhme, während seine Mühle klapperte, oder bei heiterm Wetter auf der oben erwähnten Gartenbank. — Nur ein einziges Beispiel, welche treffende Antworten er aus der Schrift bei vorkommenden Fällen zu geben wußte, ohne daß er nöthig hatte, durch lange Disputationen oder Discussionen die Wahrheit zu beweisen: Ein Freimaurer, den er genau kannte, und der dem Evangelium nicht abgeneigt war, sagte ihm eines Tages, die Freimaurerei sei doch auch eine gute und nützliche Sache. Banner nahm sein neues Testament und

zeigte dem Freund, statt aller Antwort, den 20. Vers Ev. Joh. Kap. 3.: „Wer Arges thut, der hasset das Licht, und kommt nicht an das Licht, auf daß seine Werke nicht gestrafet werden;“ und der Freund wußte nichts zu erwiedern. — Christoph wandelte oft, wenn es ihm seine Zeit erlaubte, das Thälchen hinauf, und hatte manchen Genuß bei dem theuren Jünger Jesu, manchen Trost, manche Lehre schöpfte er bei dem wahrhaft weisen Manne, der wirklich ein rechter Theosoph, ein Weiser war. Banner beschäftigte sich mit der Zukunft, und hatte helle Blicke in die Geheimnisse derselben; sein umfassender Geist schaute von der Zeitlichkeit hinüber in das Ewige, Unwandelbare, und Irenius schämt sich nicht zu bekennen, daß er jenem von der Welt ungekannten, und von manchen Christen mißkannten Manne, viele Erkenntniß und manchen Aufschluß über das Geheimniß der Gottseligkeit verdankt. Er wandelt nicht mehr unter den Sterblichen; er ist heimgegangen, bevor er all die Dinge, die sein Blick voraussah, und deren große Entwicklung hienieden erblicken durfte. Er hatte zwar auch seine Schwächen, allein es ist jetzt nicht an mir, sie zu nennen, sondern blos von dem zu zeugen, was die Gnade an ihm vermochte, und dieß thue ich zum Lobe Gottes, und nicht zum Ruhm des im HErrn Entschlafenen, der jetzt als Mitglied der triumphirenden Gemeinde wohl auch hie und da seines kämpfenden und noch im Staube wallenden Irenius gedenkt. Der Wind schüttelt das Laub auf sein Grab, und seine Gebeine modern; aber Eines blieb, was ihm der HErr gegeben, und sein Andenken unter manchen Freunden, die von ihm lernten, und die ihn liebten.

Vor noch nicht langer Zeit hat Christoph die trauernde Wittwe in dem bekannten heimeligen Stübchen besucht, in dem alles noch unverändert, den Klapptisch nicht ausgenommen, geblieben war, und die frohen Erinnerungen an die verflossene Zeit kehrte wieder frisch in sein Andenken zurück. Er weinte mit der Wittwe eine Thräne dem Vater Banner nach, und es war ihm, als ob der Geist des Alten sie umschwebte; so feierlich war's ihm ums Gemüthe in der friedlichen Wohnung des Heimgegangenen.

Sonst befand sich Irenius so ziemlich abgeschlossen von solchen Freunden, die nicht nur gleiche Gesinnung mit ihm getheilt hatten,

sondern auch durch den äußern Standpunkt und durch wissenschaftliche Bildung ihm nahe gestanden wären. Bis daher hatte er immer auch solche Brüder und Freunde zur Seite gehabt, allein jetzt mußte er auch dieß verläugnen lernen. Zwar vergönnte ihm der HErr manchen Genuß durch Besuche, die ihm einige seiner alten Bekannten machten. So erfreute ihn einst sein alter Reisegefährte Aner mit einem Besuch, der sich mehrere Tage bei ihm aufhielt, und mit dem er sich wieder aufs neue im HErrn vereinigte und ergötzte. Ein ander Mal kam ein alter Bekannter aus Rheinau zu ihm, der ihm in vieler Beziehung nützlich wurde. Durch diesen aufrichtigen Knecht Christi, wir wollen ihn Heim nennen, lernte er das Geheimniß der freien Gnade tiefer kennen, und diese erhebende und belebende Kraft- und Kernlehre der Schrift gab seinem Herzen ein frisches Gefühl von der Gotteskindschaft, die kein Satan ihm mehr rauben konnte. Mehrere Tage waren sie zusammen, machten dann eine Reise in die Gegend von Neuenberg, und besuchten daselbst Christen von jeder Klasse. Ueberall unter allen Formen fanden sie aufrichtige, dem HErrn ergebene Seelen, die sich ihres Glaubens und ihrer Erwählung freuten, und sich entschieden zur Wahrheit in Christo bekannten.

Der Genuß, den ihnen der HErr sowohl in der Natur, als in der Gemeinschaft der Brüder bescheerte, stärkte Christoph und seine Gattin, die ihn begleitete, dergestalt, daß sie wieder mit erneuertem Muthe in ihren Wirkungskreis zurückkehrten. Heim besonders hatte wehmüthig dankbare Empfindungen, als er jene Gegenden wieder sah, wo ihm der HErr seine Augen über seinen natürlichen Zustand öffnete, und ihn zum Licht der Gnade führte. Er nannte die Schweiz sein geistliches Geburtsland. Früher hatte er sich ein eigenes philosophisches System gebildet, nach welchem er sein Thun und Denken einzurichten gedachte, und das er aus den verschiedenen Systemen zusammensetzte, aber doch so, daß er es selbstständig verarbeitete und durchdachte. Da ging der HErr, als er vor mehreren Jahren einsam und allein die Schweiz bereiste, mit ihm ins Gericht; Heim suchte sich nun in der Verlegenheit seines Herzens an jenem Systeme zu halten, die in ihm aufsteigenden Zweifel, die durch den HErrn bewirkten Gnadenzüge zu entfernen, und sein

armes Herz zu beschwichtigen; allein vergebens; die Ideale, die er sich geschaffen hatte, zerrannen; er nahm jetzt seine Zuflucht zum neuen Testament, das er als Theologe damals handwerksmäßig immer mit sich trug, und fand vor dem Throne der Gnade den Frieden, den er vergebens sich in seiner eigenen Weisheit geträumt hatte.

Einen andern lieben Besuch erhielt Christoph im Jahr **1831**, im Monat August, von seinem Freunde Grünstein, der auf besondern Wegen vom HErrn geführt, jetzt den Hafen der Ruhe gefunden hat. Dieser aufrichtige Freund und Bruder im HErrn war einige Zeit im Missionshause in Rheinau, nachher schloß er sich an eine Dissenterkirche an, zuletzt an die Baptisten, und glaubte, nachdem er zuerst als Missionar in die Heidenwelt zu wandern gesonnen war, einen Ruf vom HErrn zu haben, unter den Deutschen der französischen Schweiz das Evangelium zu verkündigen. In diesem Gedanken mochte ihn eine Bekanntschaft mit einem Frauenzimmer, die er auf einem Dampfboot hatte kennen lernen, und in welcher er einen besondern christlichen Sinn zu entdecken glaubte, bestärkt haben. Allein zur Zeit, da er consacrirt werden sollte, warf ihn ein Nervenfieber darnieder, während welchem er in einen schrecklichen Seelenzustand gerieth, in dem er sich verloren glaubte. Dieser Kampf dauerte einige Zeit fort, und die Christen in Lausia, wo er sich befand, beteten für ihn abwechselnd und beständig zu Gott. Endlich ward's Licht in seiner Seele, und er rief aus: „Ich habe den Frieden, Jesus ist bei mir!" Von jetzt an strahlte sein Angesicht Frieden und Wonne, und so ging er in die Freude seines HErrn ein.

Mit Grünstein machte damals Irenius einen kleinen Ausflug zu einem Wasserfall nahe bei Hügeldorf. Der Weg führte sie über einen kleinen Berg, der theils mit seinen Tannenwäldern, theils mit einzelnen Häusern, die an dem Wege lagen, theils mit den Wiesen und Feldern, durch die sie hinwanderten, dem Auge immer einen neuen Gegenstand darbot. In einer Stunde kommt man zu dem Dorfe Oberach, unter welchem der Doubs-Fluß vorbeiströmt. Hier schifften sie sich ein, da, wo der Fluß eine Art von See bildet, und zwischen ungeheuern Felsenwänden, die sich auf beiden Seiten

aufthürmen, sich durchdrängt. Eine halbe Stunde weiter unten wird der Lauf des Flusses durch eine quer überstehende Felswand aufgehalten, und daher entsteht der See, der vielleicht gegen 100 Fuß tief und noch breiter sein mag. Von Oberach aus tritt man sogleich zwischen jene großartigen Felsenwände ein. Ich habe noch ein Bruchstück einer Beschreibung jener Spazierfahrt unter den Papieren des Irenius gefunden, das ich hier meinen Lesern mittheile:

„Mitten unter den größten und merkwürdigsten Naturscenen tritt uns manchmal das Geschichtliche nahe, und der Geist wird von der Natur in das Menschenleben eingeführt. So auch hier. Auf dem Schweizerufer rechts, bei einer starken Einbiegung des Doubs-Flusses in das Land, befindet sich eine geräumige Grotte. Oben an dem gewölbten Felsen beim Eingang in dieselbe sind die Namen des Königs Wilhelm von Preußen, der den 14. Juli 1814, und des Kronprinzen, der den 24. Juli 1819 die Grotte besuchte, eingegraben. Wir besuchten die Höhle, und schrieben unter die Menge von Namen auch den unsrigen. Nur die Namen derer, die im Himmel angeschrieben sind, sind wahrhaft verewigt. Du, lieber Grünstein, trägst jetzt einen neuen Namen, den nur du kennest und der HErr, der dir ihn gab; und sollte ich wieder jene Grotte, die ich zum letzten Male mit dir besuchte, betreten, und deinen Namen lesen, so will ich mich erinnern, daß dein Name im Buche des Lebens angeschrieben war, und den HErrn bitten, daß der meinige nicht aus demselben ausgetilgt werden möge. Das Bette des Flusses wurde etwas enger, und er bog sich gegen die französische Grenze hin. Der Wasserspiegel war sehr ruhig, und ein stilles, sanftes Lüftchen kräuselte die Fläche desselben, und doch konnte kein menschliches Auge in die Tiefe des Sees schauen. So sind auch die Geheimnisse Gottes für den menschlichen Geist unerforschlich und unergründlich. — „O welch eine Tiefe des Reichthums, beide der Weisheit und der Erkenntniß Gottes!“ ruft Paulus aus. Hier waren wir ganz von Felsen auf beiden Seiten umschlossen, die uns zu sagen schienen: „Ehe du warst, sind wir.“ Aber, ehe die Berge und die Hügel geschaffen wurden, bist du Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit. Zwischen den Felsen, die in den ruhigen, blauen See

herabschauten, waren noch schmale Stellen übrig, an denen üppiges Gras wucherte; eine Ziege kippte mit großer Gierigkeit die Halme, und gewann so den kargen Felsen noch gesundes Futter ab. Auf dem rechten Ufer folgte auf die Felsen eine Strecke Waldes, der mitten unter hingeworfenen Felsblöcken aufwuchs. Die Felsen thürmten sich schichtenweise in die Höhe, und in den Räumen, die dieselben dem Boden übrig ließen, gediehen noch Gesträuche und Bäume. Das Schroffe und Großartige paarte sich mit dem Zarten, das sich gleichsam an das Kräftige anschloß. Auf dem linken Ufer waren die Felsen schroffer, die Bergwand steiler, als auf dem rechten; doch wuchsen auch noch Buchen und Tannen zwischen inne. Jetzt erweiterte sich das See- oder Flußbette, und seine Breite mochte etwa 150 Fuß betragen. Seine bläuliche Farbe, so wie das Azur des klaren Himmels erinnerten an die unwandelbare Treue Gottes, die unerschütterlich bleibet, wenn auch die Felsen wanken und zusammenstürzen. Ja,

> *Gott ist getreu,*
> *Sein Herz, sein Vaterherz*
> *Verläßt die Seinen nie.*
> *Gott ist getreu, im Wohlsein und im Schmerz*
> *Erfreut und trägt Er sie.*
> *Mich decket seiner Gnaden Flügel,*
> *Stürzt ein ihr Berge, fallt ihr Hügel!*
> *Gott ist getreu!*

Jetzt bog sich das Schiffchen zum dritten Mal rechts hin; da erblickten wir ein Felsenstück auf derselben Seite, das eine Kopfsfigur bildete, dessen grobe Umrisse dem Kopfe des Kalvins ähnlich sahen, und deßwegen tête de Calvin genannt wurde, zum Aerger der auf der andern Seite wohnenden katholischen Franzosen. — Die Lehre der Schrift von der freien Gnade, die er aus dem Worte Gottes schöpfte, ist fester, als jener Felsen, ob er gleich schon seit Jahrtausenden dem Zahn der Zeit trotzt. Auf der französischen Seite, da, wo der Doubs abermals sich rechts wendet, guckt ein Häuschen herab, getragen von einer mächtigen Felswand, zu welchem ein schmaler, steiler Pfad führt. Steil und schmal ist auch der Weg, der den Christen nach der Heimath leitet. Hier findet sich abermal eine Felskammer, in deren Mitte ein hervorragendes

Felsstück den sogenannten Herzogskopf bildet. Herzogs-Köpfe und Bettler-Köpfe sind eins, wenn auch der Name der einen etwas länger in den Annalen der Geschichte fortlebt, als der anderen in dem Munde der Nachkommen. Ueberrascht wird jetzt das Auge bei einer neuen Wendung des Nachen nach der rechten Seite hin durch den Anblick einer kleinen, lieblichen Wiese, Philiberts-Wiese genannt, die sich sanft gegen das Ufer abdacht, und durch die Aussicht, die sich auf den Berg Moron, dessen Felsenschichten schief hingeworfen sind, eröffnet. Ein Erdbeben soll jenen Berg also hingeworfen haben. Bevor wir noch die Wendung gemacht hatten, erblickten wir im Wald eine Steinfigur, die einem chinesischen Sonnenschirm gleicht, und deßwegen also genannt wird. Rechts läuft ein kleines Thälchen in den Doubs ein, und am Ufer standen einige Fischer, die ein Fischlein nach dem andern aus der Tiefe heraufholten. So lauert auch der Feind mit seinem Angel der Sünde, und sucht Seelen zu fahen; allein der HErr hat auch seine Menschenfischer bestellt."

Bis hieher das Bruchstück. Jetzt stiegen sie ans Land, nahe bei einer Herberge, wo der See sich endet, und der Doubs jetzt als ein kleiner Fluß über die Felsen und unter denselben hinabstürzt bis auf einige hundert Schritte, wo der eigentliche Doubsfall sich befindet. In einiger Entfernung hörten sie schon das Brausen des Wassers, und nach wenigen Minuten sahen sie den Fluß unter sich über einen etwa 80 Fuß hohen Felsen hinab in die Tiefe stürzen.

Die Sonne schien, und ihre Strahlen, die durch den aus der Tiefe aufwärts strömenden Regen gebrochen wurden, bildeten einen siebenfarbigen Regenbogen, das Zeichen des vergangenen Zorns, der Strafgerechtigkeit Gottes, die sich in der Vertilgung des ausgearteten Geschlechts geoffenbart hatte, und zugleich das Zeichen der Gnade und des Friedens. „Die Verbindung und Vermischung der sieben Farben zeigt, wie alle Eigenschaften Gottes (wie Richter sagt) durch den Gnadenbund in harmonischer Vereinigung sich offenbaren, und in Christo ausstrahlen." Beide Freunde, nachdem sie den Wasserfall von oben herab betrachtet hatten, begaben sich durch einen verborgenen Fußpfad, der sie durch Gesträuche und Gebüsche

abwärts führte, zum Becken, in welches der Fluß hinabstürzt, und von wo aus er ruhig durch das felsigte Bette abwärts strömt. Es war ein warmer Tag, und die beiden Freunde badeten sich in einem zwischen mehreren Felsen gebildeten Becken. Hierauf kehrten sie unter traulichen Gesprächen zurück, und freuten sich dessen, was der HErr an ihnen gethan hatte. Beim Abschiede von Hügeldorf versprach Grünstein, bald wieder zurückzukommen, um mit seiner Braut Irenius zu besuchen; allein es war im Rathe Gottes anders beschlossen. Es war sein letzter Besuch, und er zog bald ein, nach großen Kämpfen, wie wir oben erzählt haben, in das Land des Friedens, wo Irenius ihn einst wieder zu sehen hofft.

Noch erhielt er einen Brief von ihm, in dem er ihm den Tag seiner Ordination anzeigt, und sich ihm in sein Gebet empfiehlt.

Fünftes Kapitel.

Seine Gattin kehrt in ihre Heimath zurück.

Zu jener Zeit brach die Revolution im Lande Neuenberg aus, und die beiden Parteien, die königlich Gesinnten und die Liberalen, fingen an feindlich gegen einander aufzutreten. Die Gattin des Irenius, die sich nie recht in ihr Verhältniß fand, namentlich auch deßwegen, weil sie die französische Sprache nicht verstand, und keine eigene Haushaltung hatte, war in andern Umständen, und Ireuius selbst wurde aus mannigfachen Gründen seines Berufs und seiner Stellung ungewiß. — Da bekam sie auf einmal einen ganz unwiderstehlichen Trieb, nach Hause in ihr Vaterland zu ziehen. Sie theilte denselben ihrem Manne mit, und dieser berieth sich mit seinen Freunden, welche die Sache ebenfalls als kein Ungefähr ansahen; selbst Jungfrau Traugott hatte nichts einzuwenden. Es wurde gebetet, geloost, in der Bibel aufgeschlagen, und Alles schien den Willen Gottes dahin erkennen zu geben, daß Rosine abreisen sollte. Merkwürdiger Weise gestaltete sich die ganze Sache so, daß Irenius, der in äußern Mitteln ziemlich beschränkt war, in kurzer Zeit hinlänglich Reisegeld hatte. Ein vermöglicher, christlicher Freund im HErrn, Namens Liebmann, besorgte ihm ein Gefährt, und in ein

paar Tagen befand er sich schon mit seiner Familie auf dem Weg nach Würtemberg.

Er hatte damals zwei Kinder, das älteste hieß Monika, welches in Burgheim geboren wurde, und ein zweites Mädchen, Namens Pauline, die noch nicht ein Jahr alt war. — Die Reise ging gut und glücklich von Statten, und nachdem er seine Familie nach Baierquell, seiner Heimath, gesund und wohl gebracht, und einen kurzen Besuch mit Rosine bei einigen Freunden und bei Rosine's Verwandten in Mückenfeld gemacht hatte, kehrte er wieder nach Hügeldorf zu seinem Berufe zurück. — Jedermann war überzeugt, daß hierin die Hand Gottes waltete, und Christoph setzte auch nicht den geringsten Zweifel in die Führung des HErrn; ja er selbst hoffte auf diese Weise eine offene Thüre in seinem Vaterlande zu einer Anstellung zu bekommen, und so, ohne sein Zuthun, von einem Posten befreit zu werden, für welchen er sich, nach seinen gemachten Erfahrungen, nicht länger berufen glaubte; allein meine Leser werden sich vielleicht wundern, wenn er jetzt ganz anders über jene Reise und jene Führung denkt, und eine Ueberzeugung gewonnen hat, welche ihm manch bittere Erfahrung klar machte.

Einerseits konnte weder er, noch seine Gattin, richtig entscheiden, oder ein vorurtheilsfreies Urtheil fällen, weil beide in sofern befangen waren, als sie, ohne sich dem Willen Gottes freiwillig zu unterwerfen, eigenwillig einen Beruf zu verlassen wünschten, in welchem sie der himmlische Vater noch eine bestimmte Zeit üben und läutern wollte, und wenn sie auch manches Schwere und Herbe zu erdulden hatten, so war doch die Schule, in der sie sich befanden, eine Schule, die noch nicht zu Ende war, und die der HErr für sie nothwendig erachtete. Anderseits war es ganz gegen den Willen Gottes, daß sie beide, als Eheleute, ohne bestimmten, klaren Grund, sich auf eine Zeit von einander, obgleich mit beiderseitigem Willen und Uebereinstimmung, trennten. Nun freilich sagten sie und beruhigten sich damit, daß alles so ohne Anstand seinen Fortgang genommen habe, und daß das Loos sogar für ihr Fortgehen günstig ausgefallen sei; allein, oft läßt uns der HErr unsern Eigenwillen, wenn wir anders seinen Winken nicht Gehör geben wollen. Vor Allem hätten beide, Irenius und seine Gattin, jenen Gedanken,

und namentlich die Quelle, aus welcher derselbe entsprang, ernstlich, unter viel Gebet und Flehen, prüfen sollen; wäre ihnen nun die Quelle des Eigenwillens klar geworden, so hätte es sich von selbst verstanden, daß sie keine weitere Schritte hätten thun dürfen.

Ueber diesen Punkt bekam Irenius Licht noch durch einen andern Umstand; seine Gattin befand sich damals, vermöge ihrer schwachen Nerven, in einem solchen Krankheits-, ich will nicht sagen Gemüthszustand, der sich bis zum Somnambulismus steigerte, in welchem sie, wie es Christoph schien, in Verbindung mit der Geisterwelt gerieth, und in ihrem hellsehenden Schlafe allerhand sogenannte Offenbarungen oder Gesichte bekam. Dieser Zustand hatte schon mehr als ein Jahr gedauert, und obgleich Irenius im Allgemeinen die Hellseherei als eine auf Abwege führende Sache erkannte und ansah, so hatte er doch noch keine eigene Erfahrung gemacht. Ein Grad des Hellsehens hatte bei seiner Frau einen Anstrich von entzückender Seligkeit, in welchem sie mehrere abgeschiedene Freunde in seligem Zustand zu sehen meinte, und Theil zu nehmen schien an ihrer Wonne; in diesem Zustand gab sie keine Antwort auf die an sie gerichteten Fragen; in einem zweiten, etwas wachenderen Zustande, gab sie Antwort, und war sie ganz erwacht, so wußte sie nichts von dem im ersten und zweiten Grade Vorgefallenen. Irenius war übrigens so klug, daß er Alles ziemlich geheim hielt, und anfing, im Geiste durch seine Willenskraft Widerstand zu leisten, und als er merkte, daß sich eine von einer Erscheinung angegebene Aussage nicht bestätigte, und sich ein Lügengeist geoffenbart hatte, so war sein Urtheil noch entschiedener und bestimmter.

Jener magnetische Schlaf überfiel seine Gattin gewöhnlich bei jeder starken Gemüthsbewegung verschiedener Art. — Freudige sowohl, als traurige Affekte bewirkten denselben, und der krankhafte Zustand trat eher dem innern Leben bei ihr hemmend entgegen, als daß er demselben förderlich gewesen wäre, und Christoph und seine Gattin sind daher weit entfernt, ihn für etwas Göttliches zu halten; vielmehr fand er es für räthlich, anstatt ihn zu entwickeln und zu heben, entschiedener noch, entweder dadurch, daß er denselben durchaus gleichgültig behandelte, oder auch, wie schon gesagt,

durch seinen Willen widerstand, dagegen zu arbeiten, und es kam bald dahin, daß, wenn auch eine Nervenabspannung erfolgte, wenigstens die sogenannte Vision oder das Hellsehen ausblieb, wofür er und seine Gattin dem HErrn dankten.

Indessen war Irenius in Hügeldorf, und seine geliebte Gattin in Baierquell; das eine in Würtemberg, das andere in der Schweiz; die Gattin ihre Niederkunft erwartend mit ihren beiden Kindern, Irenius Nachricht von derselben hoffend. — Beide machten ihre Erfahrungen, manches wurde ihnen offenbar, und der Satan war auch geschäftig, und rastete nicht von seiner Seite, das weiß der HErr.

Während Christoph seines Berufs wartete, und so ziemlich sorgenlos sich bewegte, kommt ein Brief von seiner Schwester, die ihm anzeigte, seine geliebte Gattin sei mit einem todten Knaben niedergekommen, sie habe sich des Geburtshelfers bedienen müssen, das Kind sei nach einem furchtbaren Kampf erst zur Welt gekommen, und sie befinde sich sehr schwach. Dieß war ein Donnerschlag für Christoph; sogleich theilte er diese Nachricht seinen Freunden mit, und sein Entschluß ward gefaßt, plötzlich nach Hause zu reisen. Der HErr sorgte auch da wieder freundlich und väterlich, und bescherte ihm überflüßiges Reisegeld. Ihm sei Lob und Preis gesagt! Er nahm wehmüthigen Abschied von seinen theuren Freunden, deren Gebete und Segenswünsche ihn begleiteten. Unvergeßlich ist ihm die Liebe jener treuen Mitpilger nach Salem. Der, welcher keinen Becher kalten Wassers unbelohnt läßt, wird's ihnen vergelten. — Der liebe Bruder Falkner, mit dem er innig verbunden war, begleitete ihn eine Strecke Wegs, und sie blieben die erste Nacht bei einigen Freunden zusammen; den andern Tag trennten sie sich, und Irenius zog mit schwerem Herzen seine Straße weiter. Er wanderte das ihm bekannte Felsenthal hinab mit drückendem Kummer beladen, und es däuchte ihn, als trüge er eine Felsenlast auf seinem Rücken; da lehrte es ihn beten und aufblicken zu Dem, der seines Angesichts Hülfe und sein Gott war. — Er kehrte bei seinem alten Bekannten Fels ein, dem er seine Lage mittheilte; dieser betete mit ihm, tröstete ihn, richtete ihn auf mit rechtem evangelischen Troste, und sprach zuletzt, wie in propheti-

schem Geiste, die Worte aus: „Ihre Gattin wird nicht sterben, Sie werden sie noch lebend antreffen.“ Dieß sagte er mit solcher Zuversicht, daß Christoph wieder ermuthigt wurde. Auf seiner ganzen Reise war der HErr mit ihm, dessen gnädige Gegenwart er kräftig erfahren durfte; und wenn sonst ihn das Reisen sehr zerstreute, und von dem Umgang mit Gott abzog, so war er jetzt in ernster und gesammelter Stimmung. Auf dem hohen Gebirgspaß Kniebis angekommen, von welchem aus man nach Baierquell hinabsteigt, begegnete er einem Landsmann, bei dem er sich nach seiner Frau erkundigte, und als derselbe ihm keine bestimmte Auskunft geben konnte, so fragte er ihn, ob er nicht wisse, was für Leichenbegängnisse vor kurzer Zeit Statt gefunden hätten? Er gab einige an, und unter denselben befand sich wenigstens seine Gattin noch nicht, und so hoffte er, und seine Hoffnung wurde nicht zu Schanden. — Nicht weit von Baierquell besuchte er seine verheurathete Schwester Magdalene, die ihm nun vergewisserte, daß seine Gattin sich so wohl befinde, als es nur in ihren Umständen sein könne. Von da aus ließ er sie vorbereiten, damit der Eindruck der allzugroßen Freude des Wiedersehens ihr nicht nachtheilig sein möchte. Die Vorbereitung geschah übrigens nicht sehr geschickt, und Rosine errieth sogleich, daß ihr Gatte angekommen sei. Fast konnte man sie nicht im Zimmer erhalten, sie wollte ihm entgegen eilen; doch ließ man's nicht zu, denn es war im Monat Dezember. Ich schweige von der Empfindung, die beide bei dem Wiedersehen hatten; und sage nur, daß Christoph seine theure Gattin als ihm vom HErrn wieder neu geschenkt ansah.

Sie von ihrer Seite wollte nach den bittern Erfahrungen sich nicht mehr von ihm trennen, und so beschloß er, einige Wochen zu bleiben, bis sie etwas erstarkt war, um die Reise nach Hügeldorf zurück machen zu können, weil sich im Vaterland für den Augenblick keine Aussicht zu einer Anstellung für ihn zeigte. In der Zwischenzeit fing er an den Baierquellern an verschiedenen Orten in Privaterbauungsstunden das Evangelium zu verkündigen, und er bekam eine solche Menge Zuhörer, daß der Versammlungsort sie kaum fassen konnte. Jedermann bewunderte den alten Musikanten, und fragte: Woher kommt ihm das? Er, von seiner Seite bekannte

ihnen, daß er früher auf Irrwegen gewandelt sei, und daß er, der er sonst sie durch seine Musik zur Sünde verleitet habe, ihnen nun auch das Evangelium vom Kreuze, das allein eine Kraft sei, selig zu machen, zu predigen die Pflicht fühle. Die Zeit war übrigens zu kurz, als daß er hätte bleibende Früchte des ausgestreuten Samens wahrnehmen können. In der Zwischenzeit machte er Besuche im Unterland bei einigen theuren Freunden, bei welchen er sich geistlich erholte. Auch besuchte er Christen von verschiedenen Parteien, Michelianer, Prägezerianer und sogenannte Pietisten, und fand unter allen Klassen aufrichtige Seelen.

Im Monat Januar trat er mit seiner Rosine und seinen zwei Mädchen den Rückweg an. Da sie den Hausrath mit sich nehmen wollten, so mietheten sie einen Fuhrmann, der einen mit einem großen Segeltuch bedeckten Wagen hatte, in welchem die kleine Familie, in Bettwerk und Stroh eingehüllt, saß. Pauline war gerade ein Jahr alt. — So zogen sie bis nach Rheinau, wo sie ihren Bauernwagen mit einer kleinen Kutsche vertauschten, in welcher sie bis nach Hügeldorf fuhren, wo sie gesund und wohlbehalten ankamen, und wohin ihnen nun auch die in Rheinau zurückgelassenen Effekten folgten. — Die liebe Traugott mit Frau Freundau empfing sie mit offenen Armen, und auch sie nahmen mit neugestärktem Muthe, nachdem sie den Willen des HErrn erkannt, und erfahren hatten, wie Er führt, ihre alte Wohnung wieder ein. Auch hier durften sie die Durchhülfe ihres Gottes erfahren, der sie freundlich an seiner Hand leitete, und vor Unfall bewahrte.

Ihre Stunde war noch nicht gekommen, und darum verriegelte ihnen der HErr Thür und Thor. Ach, wie oft mußten sie erfahren, wie treu der HErr ist, und es bleibt, auch wenn unsere Treue wankt. — Auch in letzterer Fügung und Führung waltete der HErr sichtbar und mächtig über sie, und Christoph sah deutlich in der Folge ein, daß es also gehen mußte. Wie gar unbegreiflich sind seine Wege, und unerforschlich seine Gerichte! Nur Ihm, dem himmlischen Freund, sind die Irrgänge des menschlichen Herzens, auch des Herzens unsers Irenius, bekannt. Letzterer weiß auch etwas davon, und wenn es frommen würde, so könnte und dürfte er hier nicht nur andeuten, sondern würde frei und offen noch

manches klarer und bis ins Einzelne darlegen. Wer ähnliche Gänge und Erfahrungen durchlaufen hat, versteht ihn wohl, ohne dieß, und dem sind seine Andeutungen hinreichend. Vor dem Throne des Lammes wird er einst anbeten Den, dessen Gnade nimmer weicht, sondern ewig bleibt über seinen Kindern.

Jetzt lag Irenius wieder seinem Berufe ob, und der HErr ließ ihn immer mehr erfahren, daß Kinder Gottes nicht ihre eigenen Wege gehen dürfen, sondern sich von Ihm leiten lassen müssen, wenn sie den Frieden im Herzen bewahren wollen. — Wie er immer nur nach und nach, von Stufe zu Stufe geführt, und ihm eines um das andere aufgedeckt wurde, so erinnerte ihn der HErr hier in Hügeldorf an eine schon im Knabenalter begangene Untreue und Sünde. Bei einer Hochzeit hatte einst ein gewisser junger Mensch ein Sechsbatzenstück verloren; Christoph fand dasselbe, und steckte es ein. Jener Mensch, der sonst vieles Geld unnöthig verschwendete, kommt und sucht das Verlorne, und Christoph, der dabei steht, sagt nichts, sondern behält das Gefundene in der Tasche. Erst in Hügeldorf gedenkt er jenes Vergehens, und läßt dem Betreffenden durch seine Verwandten jene Summe zustellen. Derselbe, der jetzt in Armuth gerathen, war ganz erstaunt und erfreut hierüber, und äußerst dankbar für das Zurückgegebene. Dieß sei nur im Vorbeigehen gesagt, ehe wir eine neue Periode seines Lebens beginnen.

Sechstes Kapitel.

Seine Vorbereitung zum Predigtamt.

Mitten unter seinen Beschäftigungen schwebte ihm stets sein alter Lieblingsgedanke vor, nämlich der, daß er vom HErrn zum Prediger des Evangeliums berufen sei, und dieser Grundtrieb war wirklich vom HErrn; daher hatte er stets seine theologischen Studien fortgetrieben; er las die Bibel im Grundtext, studirte die Geschichte der Kirche Christi, Dogmatik, Dogmengeschichte u. s. w. Einst schrieb er an einen ihm bekannten Professor der Theologie in Rheinau, und fragte bei ihm an, ob es nicht möglich wäre, daß

er daselbst das theologische Examen machen, und sich zum Predigtamt ordiniren lassen könnte. Die Antwort, welche er auf sein Schreiben erhielt, war weder bejahend noch verneinend, sondern unbestimmt, und daher hatte er keine innere Freiheit, dort weitere Schritte zu thun. — Da sein Sinn immer noch nach Griechenland stand, so schrieb er zu der Zeit an den Missionar Philus, der sich gerade damals in Leman aufhielt, und der einige Zeit in Kleinasien und Griechenland zugebracht hatte, und fragte ihn um seinen Rath. Dieser antwortete ihm unter anderm, daß der Diener Christi in Bezug auf seinen Wirkungskreis willenlos sich beweisen, und sich dahin senden lassen müsse, wo ihn sein Meister brauchen wolle, und, sei es in Gottes Rathschlusse beschlossen, ihm in seinem Vaterland einen Posten anzuweisen, oder ihn in die Ferne zu senden, so habe er sich nur zu unterwerfen.

Es begab sich indessen, daß eine evangelische Gesellschaft, und im Schooße derselben, eine theologisch-christliche Fakultät in Leman sich bildete. Da gedachte Irenius, sich an dieselbe zu wenden, und sich von der letztern examiniren und ordiniren zu lassen. Zu dem Ende machte er eine Reise dahin, auf welcher er zugleich unterwegs die verschiedenen Christen jeder Partei, Dissenters und andere, besuchte. Dadurch bildete sich in ihm jener weitherzige Sinn noch stärker und entschiedener aus, der, ohne die individuelle Ansicht in Nebensachen daranzugeben oder aufzuopfern, alle wahren Kinder Gottes mit gleicher Liebe zu umfassen sucht, und sich von allem Sekten- und Parteigeist entfernt hält. — Unter allen Klassen fand er innige Seelen, die ihn mit offener, aufrichtiger Liebe behandelten und aufnahmen, weil er alle Disputationen vermied, und sich mit ihnen allein auf dem ewigen Grunde zu vereinigen suchte, der jenseits des Grabes, und immer der Anfang, das Mittel und das Ende bleibt, nämlich in Christo, den Gekreuzigten. Er genoß auf jener Reise vielen Segen, um den sich andere engherzige Seelen bringen, die ob der Form den Geist nicht beachten. — Seinen eigentlichen Zweck konnte er nicht erreichen, weil die theologische Fakultät ihn zwar examiniren, aber nicht consacriren wollte, indem sich die evangelische Gesellschaft nicht als Kirche konstituirt hatte. Er reiste also, nachdem er mit einigen

Professoren und Mitgliedern jener Gesellschaft gesprochen hatte, wieder nach Hügeldorf zurück, dessen harrend, was der HErr ihm ferner zeigen würde. Er ließ ihn so seine Wege gehen, und wenn er hin und her gerathen und Schritte gethan hatte, so führte Er erst, wenn die rechte Zeit gekommen war, seinen Plan aufs herrlichste an ihm aus.

Der Pfarrer Weiß aus Delphin, im südlichen Frankreich, Präsident des dortigen reformirten Consistoriums, kam in jener Zeit mit seiner Tochter, welche er der Jungfer Traugott zur Erziehung übergab, nach Hügeldorf. Nun wußte Irenius aus öffentlichen Blättern, daß in Delphin Candidaten der Theologie examinirt und ordinirt werden, und besprach sich daher mit Herrn Weiß, einem entschiedenen, christlichen Manne, über sein Anliegen.

Dieser theure Diener Christi fragte ihn über seine Studien und seine Kenntnisse, und erwiederte ihm hierauf: Seine Ordination werde gar keinen Anstand finden; er möchte nur ein Zeugniß von Roßgarten, sowohl über seine Studien, als auch über seine Aufführung, ferner ein solches von einigen respektabeln, reformirten Geistlichen und andern namhaften Personen an das Consistorium in Delphin nebst andern nöthigen Papieren einsenden; dann müsse er noch ein theologisches Examen in verschiedenen Zweigen dieser Wissenschaft erstehen, und nachher könne er, im Fall das Resultat der Prüfung den Erwartungen und Forderungen entspreche, die kirchliche Weihe empfangen.

Mit welcher Freude und mit welchem Dank gegen Gott die Aussicht auf Erfüllung seines schon längst gehegten Wunsches sein Herz erfüllte, ist leicht zu begreifen. So waltete der HErr, sein Heiland, mit seiner Huld und Gnade über ihm, und lenkte Alles zu einem preiswürdigen Erfolg. — Anbetungswürdig ist sein Name! Jene Papiere wurden nun in der Eile besorgt, und an Ort und Stelle eingesandt, wobei seine alte Freundin, die Frau Hofräthin von Hoffenbach, ihm treu an die Hand ging.

In der Zwischenzeit bekam Christoph eine immer festere und gewissere Ueberzeugung, daß ihn der HErr zur Verkündigung seines heiligen Evangeliums berufen und aus Gnaden verordnet habe, daß ferner, nach allen Umständen zu schließen, sein Tagewerk in der

Armen-Anstalt vollendet sei; diesen Gedanken hatte er Jungfer Traugott geoffenbart, und ihr zugleich gesagt, daß er nun eine innere Freiheit habe, sich nach einem andern Posten umzusehen. In diesem Sinne wendete er sich an ein Mitglied der evangelischen Gesellschaft in Leman, und trug letzterer seine Dienste als Prediger an, indem er bemerkte, er habe bestimmte Hoffnung, in kurzer Zeit die kirchliche Ordination in Delphin zu erhalten. — Die Antwort auf sein Schreiben lautete dahin, daß die evangelische Gesellschaft in Leman nur geborne französisch Redende als Prediger für Frankreich anstelle; wenn er (Christoph) übrigens einen innern Ruf vom HErrn zur Verkündigung des Evangeliums erhalten habe, so möchte er sich nicht abschrecken lassen, sondern sich nach Rheinau oder an die evangelische Gesellschaft in Hochberg wenden.

Er überlegte, prüfte vor Gott, und nun bekam er einen innern Zug, nach Hochberg zu schreiben. Gedacht, gethan! Er wandte sich an einen ihm dem Namen nach bekannten Freund, Namens Jung, der, ohne daß er es wußte, Vorsteher der dortigen evangelischen Gesellschaft war. Innerhalb acht Tagen erhielt er einen Brief von demselben, der ihn aufforderte, so schleunig als möglich nach Hochberg zu kommen, um mündlich mit ihm, und genauer und gründlicher in eine Berathung mit der Committee eintreten zu können. — Christoph begab sich dahin, und unterredete sich mit Jung über seinen Glauben und seine Ansichten über gewisse Nebenpunkte; ferner hatte er noch eine Unterredung mit Herrn Pfarrer Eirich, und einem andern Mitgliede der Gesellschaft, und die versammelte Committee trat förmlich mit ihm ein, ihn als Prediger anzustellen, sobald er seine Ordination erhalten haben würde. So hatte ihm nun auch der HErr der Ernte ein Arbeitsfeld angewiesen, und ihm eine neue Bestätigung seines Willens gegeben.

Ehe wir weiter gehen, wollen wir noch einen Blick auf sein inneres Leben und seine christliche Erkenntniß werfen. Der HErr hatte ihn während seines Aufenthalts in Hügeldorf durch mancherlei Erfahrungen immer mehr und mehr zur genauern Erkenntniß seines Herzens geführt. Mancherlei Untreuen und Versündigungen gegen seinen Gott und Erlöser hatten ihm deutlicher gezeigt, daß sein Herz ein trotziges, verzagtes Ding sei; er befand sich aber auch

unter der züchtigenden Hand seiner Gnade, und wandte er sich ab von dem rechten, geraden Wege der Buße, des Glaubens, und verirrte er sich in seine eigenen Wege und Lieblingssünden, so durfte er gewiß immer eine Züchtigung vom HErrn erwarten. So züchtigte Er ihn zuweilen durch Krankheiten in seiner Familie. Der HErr hatte ihm bereits vier Kinder anvertraut, die lieblich und köstlich gediehen; jedoch geschah es manchmal, daß das eine oder das andere von Krankheit heimgesucht wurde. Da ging dann der HErr mit ihm ins Gericht, so wie mit seiner Gattin, es trieb sie ins Gebet, und gewöhnlich entdeckte ihnen der Heiland eine, wenn nicht unerkannte, doch nicht genug erkannte Sünde, über welche er Buße that; war dieß geschehen, so schenkte ihm der HErr immer wieder seinen Frieden, und wandte die Züchtigung ab. Mancherlei Versuchungen bestürmten sein Herz, und der Feind suchte ihn vom Weg der Wahrheit ab auf Irrwege zu verlocken; aber der HErr ließ ihn nie gar versinken.

Durch einen geraden, aufrichtigen Sinn, den ihm der HErr schenkte, nach dem er jedem das Seine gab, und niemand unrecht thun wollte, erwarb er sich die Liebe aller Mitglieder der Anstalt, so viel ihm offenbar war. Von Natur ungeduldig und aufbrausend, war er hier in einer Schule, der er gleich anfangs gern entlaufen wäre, wenn es in seiner Macht gestanden hätte; allein der HErr hielt ihn so lange, bis er in aller Geduld und Gelassenheit die Gebrechen der Anstalt eben sowohl, als die Gebrechen und Schwächen der einzelnen Mitglieder ertragen gelernt hatte. Erst dann erlaubte ihm sein Gott, seinen Stab weiter zu setzen, und so konnte er auch mit Liebe gegen jedermann und mit ruhigem Herzen seinen Weg ziehen, so daß er über alles, was er getragen, geduldet und gelitten hatte, dem HErrn danken und Ihn loben konnte, und nur über seine Sünden sich beugen mußte.

Was nun seinen Glaubensgrund anbetrifft, so wurde derselbe immer fester und gediegener; er lernte immer mehr von sich ab, und auf Jesum blicken. Er suchte sich ferner der unnützen Fragen über Wiederbringung und andere Dinge der Art, mit denen er sich sonst früher beschäftigt hatte, zu entschlagen; denn, als er in der Schrift nachforschte, so fand er, daß sie ihn geschichtlich bis an

das jüngste Gericht führte; von dort an heißt es **ewig** für die Verdammten, und **ewig** für die Seligen. Weiter führt die Bibel nicht hinaus, und weiter wollte er auch nicht gehen. Er dachte also: Was wir für unsere Seligkeit nöthig haben, die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben, und der hieraus entspringenden Gerechtigkeit des Lebens oder Heiligung, ist der Grundpfeiler des großen Gebäudes, das die Pforten der Hölle nicht zu überwältigen vermögen; und diese selige Lehre ist uns deutlich im Worte Gottes niedergelegt; diese hielt er auch fest. — Er kam mit Christen aller Art in Verbindung, namentlich mit Dissenters und andern; er war brüderlich mit allen, ohne seine Unabhängigkeit und seine Ueberzeugung aufzuopfern; solche übrigens, die ihm ihre Nebenansichten aufdringen und nur disputieren wollten, mied er in der Folge.

Einen theuren Freund und Bruder hatte er an Liebmann, der mit ihm so ganz gleiches Sinnes war, und der ihn mit Rath und That unterstützte. In Freud und Leid stand ihm Liebmann treu an der Seite, und bewährte sich als ein wahrer Bruder im HErrn in jeder Lage. Christoph sah ihn oft, und da derselbe Versammlungen in seinem Hause hatte, so hielt er sie zuweilen, und verkündigte das Wort vom Kreuze auf diese Weise auch außer der Anstalt, in der er wirkte. — Je näher die Zeit der Ordination kam, desto mehr beschäftigte er sich mit der Vorbereitung auf sein Examen; unter andern wurde er nun auch angetrieben, als geborner Lutheraner die Lehre über die Erwählung und das Abendmahl, wie die reformirte Kirche sich in ihren Bekenntnißschriften darüber ausspricht, genauer zu prüfen, und er fand, daß er mit der rationalistischen Ansicht Zwingli's über das Mahl des HErrn durchaus nicht übereinstimmen konnte; hingegen Calvin's Ansicht, sowohl als das, was die confessio helvetica über die Bedeutung desselben sagt, konnte er damals unterschreiben, und Calvin schien ihm oft ganz wie Luther zu reden. Der Ausdruck, der wahre Christ genieße im Glauben oder durch den Glauben den Leib und das Blut des HErrn, genügte ihm, und er sah in dem Abendmahl ein Geheimniß, das kein Verstand begreift. Die Gnadenwahl, d. i. die Wahl zur Seligkeit, fand er in seiner ganzen Führung, und auch, besonders nach

Ephes. 1. in der Bibel; allein er bildete sich aus derselben kein System, und da er in der Schrift die negative Seite nicht fand, so ließ er diesen Punkt als ein Geheimniß, und hielt sich an den Schriftausdrücken. Auf der einen Seite sah er, daß, wenn der Mensch zur Bekehrung kommt, er gestehen und sagen muß: Aus Gnaden bin ich selig worden, und der HErr hat das Wollen und Vollbringen in mir gewirkt; und geht er verloren, das Wort des HErrn eben so wahr ist: Ihr habt nicht gewollt; und wenn er sich selbst inconsequent erschien, so tröstete er sich mit dem Apostel Paulus, der unser Wissen Stückwerk nennet.

Das Frühjahr rückte heran, und Christoph erhielt einen Brief von Delphin, der seine Consecration auf den 4. Mai 1834 festsetzte, und der noch die Bemerkung enthielt, es werde noch ein zweiter Candidat, Namens Ebenmann, aus Deutschland, ein Abkömmling der französischen Hugenotten, die unter Ludwig XIV aus Frankreich wegen ihres Glaubens fliehen mußten, mit ihm die kirchliche Weihe erhalten. Ein merkwürdiger Umstand war es, daß jener Ebenmann in der Nähe seiner Heimath ordinirt wurde, von wo seine Altvordern vertrieben worden waren.

Irenius hatte kein Reisegeld, da seine Besoldung sehr gering war, so daß er nur mit genauer Noth und spärlich auskommen konnte; allein er wußte, daß sein HErr es versehen werde. Eines Tages bekam er von seinem Freunde L. ein Paket mit 20 Fünffrankenthalern, mit den Worten: „Hier sendet Ihnen der HErr etwas Weniges für Ihre Reise.“ Derselbe edle Freund ließ ihm auch ein schwarzes Kleid zu seiner Einsegnung machen.

Auf diese Weise hatte der HErr auch in dieser Beziehung reichlich gesorgt. Gelobt sei Er! Aber auch dir, edler Freund, wird der HErr deine Liebe vergelten, und zu dir sprechen: „Ich bin ein Gast gewesen, und du hast mich beherberget, du hast mich bekleidet rc. rc.“

Siebentes Kapitel.

Reise nach Delphin und Ordination.

Wir kommen nun zu der Erzählung der Ordination des Irenius, und folgen seinem Tagebuche, das wir vor uns haben. Es

beginnt für ihn eine neue Epoche, in die ihn der HErr einführen wolle. Er segne seinen Ausgang und Eingang von nun an bis in Ewigkeit. Amen.

„Montags den 21. April reiste er im Namen Gottes mit einem Freund, Namens Horn, der ihn bis Lausia begleitete, von Hügeldorf nach Delphin in der Dauphiné ab. Sie kamen den ersten Tag bis nach Grandau am Neuenberger-See, wo sie einen christlichen Freund, dessen Frau aus Delphin gebürtig war, besuchten, der dem Irenius einen Brief dahin mitgab.

Den 22. April

gingen sie nur bis Ifertheim, wo Irenius Abends zwei Erbauungsstunden, die eine in deutscher, und die andere in französischer Sprache hielt. Den andern Tag richteten sie ihre Füße Lausia zu, wo sie mit gewohnter Gastfreundschaft und brüderlicher Liebe von der lieben Familie Vallard aufgenommen wurden.

Den 24. April

begleitete ihn Freund Horn bis ans Dampfboot, auf welchem er mit dem Pastor Alban, dem älteren, nach Leman fuhr. Alban ist ein ernster, entschiedener Mann, der seiner Zeit um des Evangeliums willen viel duldete. In Leman wohnten sie einer Ordination eines jungen, deutschen Theologen in der Dissenterkirche bei, die sehr feierlich war. Hier fand er Herrn Ebenmann, der mit ihm consacrirt werden sollte, mit dem er bald eine innige Freundschaft schloß. Der liebe, nun selige Professor Fels, nahm ihn gastfreundlich in sein Haus auf. Den 25. blieb er in Leman, besuchte einige Professoren der theologischen Schule, und setzte sich dann mit dem Beginn der Nacht mit Freund Ebenmann in ein ziemlich unbequemes Fuhrwerk, das sie nach Lugdunum bringen sollte. Sie durchfuhren die herrlichsten, lachendsten Gegenden Frankreichs, und kamen den 27. April in Lugdunum bei dem theuren Knecht Christi, Adolph Tief, an. Dieser thätige Arbeiter im Weinberg des HErrn, jetzt Professor der Theologie in Montauban, wurde wegen seines entschiedenen, evangelischen Glaubens von seinem reformirten Consistorium, dessen Präsident er war, abgesetzt, weil er evangelische Ordnung und Zucht in der reformirten Kirche daselbst einführen, und nicht alle und jede unbußfertige und scandalöse Menschen, die

nach dem Wort Gottes ausgeschlossen werden sollen, zum Abendmahl zulassen wollte. Nun baten ihn mehrere seiner Gemeindsangehörigen, bei denen der Same des göttlichen Worts Wurzel geschlagen hatte, zu bleiben, und ihr Prediger und Seelsorger zu sein. Er sah in ihren Bitten einen Wink, daß ihn der HErr berufen habe, in jener großen, volkreichen Stadt fortzuwirken, um da, wo vor Jahrhunderten Irenäus das Wort vom Kreuze verkündigt hatte, nicht nur unter Protestanten, sondern auch unter Katholiken den Leuchter des Evangeliums durch Gottes Gnade wieder aufzustellen; daher errichtete er eine evangelische Kapelle, und der HErr segnete sein Bemühen, und ließ ihn solche auffallende Proben seiner Durchhülfe erfahren, die ihn ganz in seiner Ueberzeugung von seinem heiligen Willen bestärkten.

Den 28. April

reisten Ebenmann, Tief, der mit zur Ordination kam, und Irenius mit der Post nach Gratianopel, und sie vertheilten sich so in dem Postwagen, daß jeder Gelegenheit fand, den Mitreisenden das Eine was noth ist, ans Herz zu legen. Tags darauf langten sie bei dem reformirten Prediger Winfried an, der sie freundlich aufnahm; auch dieser Mann ist ein kräftiger Zeuge des HErrn, er schloß sich ebenfalls an die Gesellschaft an, um mit nach Delphin zu reisen.

Den 30. April

mietheten sie ein eigenes Gefährt, und fuhren in Begleitung von einigen christlichen Freunden über Berg und Thal nach Delphin, wo sie erst um Mitternacht ankamen; dessen ungeachtet war die Herberge schon für sie bereitet, und sie fanden bei christlichen Freunden ein freundschaftliches Unterkommen.

Den 1. Mai

kamen die Geistlichen zum Theil aus den Gebirgen der hohen Alpen, nach und nach an, und alle ohne Unterschied fanden Herberge bei den Gläubigen in Delphin. Morgens früh kam Pastor Weiß, der Präsident des dortigen reformirten Consistoriums, bewillkommte die Gäste, und lud sie zum Frühstück ein, das ihrer im gewöhnlichen Versammlungssaal harrte.

Den 2. Mai

wurde Irenius von den anwesenden Geistlichen im Wissenschaftlichen, in den drei alten Sprachen, Exegese, Dogmatik und der Kirchengeschichte examinirt; auch legte er einige schriftliche Aufsätze in lateinischer und französischer Sprache über Exegese des alten und neuen Testaments, über die Beweise der Aechtheit der heiligen Schrift, und über die Häretiker der ersten Jahrhunderte vor. — Nachdem dieses Examen zur Zufriedenheit der Examinatoren ausgefallen war, mußte er Nachmittags in der reformirten Kirche zu Delphin ein Probepredigt in französischer Sprache über Joh. 1, 13. ablegen. Ebenmann hatte sein wissenschaftliches Examen schon früher in Deutschland bestanden, und daher durfte er nur eine Predigt halten, die er an einem andern Tag vortrug.

Den 3. Mai

wurden beide Candidaten über ihren Glauben und ihre Lehre geprüft, und die Examinatoren waren so entschieden evangelisch gesinnt, daß jene ohne Zweifel wären abgewiesen worden, wenn sie dem Rationalismus gehuldigt, oder in irgend einem Fundamentalartikel der Glaubenslehre heterodoxe Meinungen gehegt hätten; denn sie waren weit davon entfernt, eine Lehrfreiheit zu gestatten, nach welcher auch ein Türke christlicher Lehrer werden kann. Am Schlusse wurden beide aufgefordert, ihre Bekehrungsgeschichte zu erzählen. In allen Conferenzen, welche stets mit einem Herzensgebet auf den Knieen angefangen und beschlossen wurden, waltete ein lebendiger Geist des wahren Glaubens, ein Beweis, daß die reformirte Kirche in jener Gegend in einem solchen blühenden Zustande ist, wie selten irgendwo, und daß, wenn die fast zerfallene Kirche wieder belebt wird, die Form auch wieder ihren Werth bekommt.

Den 4. Mai 1834.

Sonntags war der Tag, der für die Einweihung bestimmt war, nachdem das Consistorium, bestehend aus Laien und Geistlichen, die Kandidaten *) für fähig erklärt hatte, die Ordination zu empfangen. Es war ein feierlicher, dem Irenius unvergeßlicher Tag, an wel-

*) Man nennt daselbst diejenigen Kandidaten, welche noch nicht ordinirt, allein im Begriff sind, die Weihe zu empfangen.

chem die Gegenwart des HErrn der Gemeinde, und das Wehen des Pfingstgeistes kräftig fühlbar wurde.

Der zweite Prediger Schenk von Delphin hielt die Einsegnungspredigt über Röm. 9, 1. 2., in welcher er mit Salbung und Kraft die mit dem Beruf eines Dieners Christi unzertrennlich verbundenen Kämpfe, Widerwärtigkeiten und Verfolgungen schilderte, die Candidaten hingegen auf Den hinwies, dessen Werk sie treiben sollten, auf Jesus, den Gekreuzigten. Er zeigte ihnen also mehr die Schatten- als die Lichtseite ihres Berufs. Nach der Predigt schlossen die zwölf Prediger einen Halbkreis bei dem Altar um die zwei zu ordinirenden Candidaten her, welche, auf den Knieen liegend, mit der rechten Hand eine offene Bibel berührten, während der funktionirende Geistliche folgende Stellen aus dem Worte Gottes las: 1 Tim. 3, 1—7. 2 Tim. 2, 1—7. 4, 105. 1 Petr. 5, 1—4. Hierauf fuhr er folgendermaßen fort: „Sie, Christoph Irenius und Ludwig Jakob Ebenmann, haben jetzt vernommen, was das Wort Gottes von einem berufenen Diener Christi fordert. Erklären Sie uns vor Gott, daß Sie entschlossen sind, durch Gottes Gnade diesem Worte Gottes gemäß zu leben, und zu lehren, und sich dem Dienste Jesu Christi und der Ausbreitung seines Reichs zu widmen?

Die Candidaten antworteten:

„Ja, durch Gottes Gnade, wir erklären es vor Gott, oder wörtlich: nehmen Gott zum Zeugen.

Jetzt traten die Geistlichen näher herzu, legten ihre rechte Hand auf das Haupt der Candidaten, so wie auch der funktionirende Geistliche, der nun also fortfuhr:

„Im Namen und in der Kraft des allmächtigen Gottes, Vaters, Sohnes und des heiligen Geistes, und vermöge der Vollmacht, die wir von unserm HErrn und Heilande Jesu Christi erhalten haben, infolge der von den Aposteln befolgten Regel, und des Auftrags, der uns durch das Consistorium und die reformirte Kirche in Delphin gegeben wurde, setzen wir Pfarrer und Diener des heil. Evangeliums, Sie, Christoph Irenius, und Sie, Ludwig Jakob Ebenmann, zu Dienern Jesu Christi ein, mit der Bevollmächtigung, das Wort Gottes zu predigen, seine Kirche zu leiten, die heiligen Sakramente zu verwalten, und die Kirchenzucht zu handhaben, nach

der Vollmacht, Kraft und Verordnung, die uns Gott in seinem Wort gegeben, und welche die Apostel festgesetzt und befolgt haben, weihen wir Sie im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen."

Die ganze Kirche war während dieser feierlichen Handlung mächtig bewegt und ergriffen, und Irenius fühlte eine Kraft des Geistes, die sein ganzes Wesen durchströmte.

Jetzt standen die beiden Ordinirten auf, und umarmten alle anwesenden Geistlichen der Reihe nach, die ebenfalls tief bewegt waren, und von welchen jeder ihnen ein kräftiges, ermunterndes Wort oder einen Bibelspruch ans Herz sprach. So segnete der HErr diesen Tag, den Er gemacht hatte. — Nachmittags war abermal Predigt.

Ueberhaupt waren die Tage in Delphin Segens- und Festtage für alle Anwesenden und Freunde sowohl, als für die Kirche selbst. Alle Geistlichen nebst den Candidaten und zwei Evangelisten, die das Evangelium vom Reiche Gottes hin und her in Frankreich verkündigten, speisten täglich zusammen im Versammlungssaale. Der Tisch ward von den Brüdern und Schwestern in Delphin besorgt, welche die Nahrungsmittel von allen Seiten herbeischafften; andere Schwestern besorgten die Küche und den Tisch, und dieß alles geschah mit einer Bereitwilligkeit, und einer Liebe, die unwillkührlich an die Zeit der ersten Christen erinnerte. Die Unterhaltung während des Mahles selbst bezog sich auf Dinge des Reiches Gottes. Eine Offenheit und Freimüthigkeit belebte und beseelte die ganze Gesellschaft, die jedem abfühlen ließ, daß es fein und lieblich ist, wo Brüder einträchtig bei einander wohnen.

Jeden Abend war Versammlung, welche wegen Mangel an Raum zwei Mal in der Kirche gehalten werden mußte. Hier war aller Unterschied zwischen Geistlichen und Laien aufgehoben; auch letztere redeten von ihren Erfahrungen, und erstere bekannten mitten unter ihren Beichtkindern ihre Sünden, und demüthigten sich vor ihnen und vor dem HErrn. Um 10 Uhr etwa zog sich jeder in seine gastfreundliche Wohnung zurück, drückte seinem Hauswirth die Hand, und legte sich im Namen des HErrn zur Ruhe. Der Hauswirth des Irenius war eine liebenswürdige Seele, der, so oft er

ihm begegnete, ihm zurief: „Que le Seigneur vous bénisse; (der HErr segne Sie) oder er umarmte ihn mit den Worten: „Que le Seigneur vous embrasse!“ Diese Liebe war kein flaches Gefühl; sondern wahre, innige Bruderliebe. Morgens, wenn er sich vom Lager erhoben hatte, begab er sich gewöhnlich in sein Gärtchen, das hinter dem Hause lag, um seine Bienen zu beobachten, und um an ihnen die Emsigkeit und den Fleiß, so wie die Weisheit und Liebe Gottes zu bewundern.

Jeden Nachmittag wurde von den anwesenden Geistlichen gepredigt, und alle Reden, die gehalten wurden, waren gehaltvoll, gesalbt, einfach und entschieden evangelisch. Adolph Tief predigte zweimal über Ezech. 33, 11., und diese Predigten wurden später zum Druck befördert unter dem Titel: „La compossion de Dieu envers le pécheur. (Die Erbarmung Gottes gegen den Sünder.) Auch Winfried predigte Nachmittags mit vieler Kraft und Entschiedenheit von der freien Gnade in Christo.

Den Tag nach der Consecration der Candidaten besprachen sich die Pastoren über ihr Seelsorgeramt, beriethen sich gegenseitig, und theilten ihre gemachten Erfahrungen einander mit, wobei sie häufig auch demüthigende Aeußerungen, sich selbst wegen ihrer Untreue, Unklugheit oder Trägheit anklagend, mittheilten, woraus hervorging, wie ernst sie es mit ihrem Beruf nahmen, und wie sie wirklich ihr Amt vor dem HErrn, und als dem HErrn verwalteten, und nur Seelen für das Lamm zu werben suchten.

Delphin ist der Mittelpunkt des religiösen Lebens jener Gegend. Dort hat der HErr durch den Prediger Felix Neff große Dinge gewirkt; dieser hat gesäet und gepflanzt, die beiden jetzt dort befindlichen Prediger begießen, und Gott gibt das Gedeihen. Felix ist noch in gesegnetem Andenken unter den Christen in Delphin, und mehrere anwesende Geistliche verdankten ihm nächst Gott ihre Bekehrung. — Noch erzählt man sich mit wahrem Vergnügen allerlei Anekdoten von dem selig Entschlafenen, unterhält sich von seinen Arbeiten, seinem Eifer, seinem Glauben, seiner Liebe, und es ist, als wandle sein thätiger Geist noch in der Mitte seiner hinterlassenen Glaubensgenossen. Unter andern lernte Irenius in Delphin eine sehr arme Person kennen, die sich in der Regel in

kein weltliches Gespräch einläßt. Fragt man sie über äußere Gegenstände, über ihr körperliches Befinden, so gibt sie keine Antwort. Redet man ihr von Jesu, da fließt ihr Mund über von dem, wovon ihr Herz voll ist, und es ist rührend, sie in ihrem Patois (Patoa) die Liebe Christi preisen zu hören, die sich an ihrem Herzen geoffenbart und verherrlicht hat.

Den 6. Mai besuchten die Festgäste die umliegenden Gemeinden, die noch zu der Kirchgemeinde Delphin gehörten, und verkündigten in den verschiedenen Kirchen das Wort des Lebens. Ebenmann, Irenius und Pastor Baum begaben sich nach Zitterdorf, das etwa zwei Stunden von Delphin entfernt, am Fuße eines hohen, steilen Berges, dessen Höhen und Gründe noch Schnee deckte, stille und einsam da liegt, und fast von lauter Protestanten bewohnt ist. — Ihr Weg führte sie durch lachende, reich angebaute Felder und Aecker an einem Wäldchen vorbei, das von dem Gesang der Nachtigallen wiederhallte. Der liebliche Maimorgen und die ganze Natur war, so zu sagen, der Abdruck ihres Innern, indem sie vor Dank, Friede und Freude hätten aufjauchzen und singen mögen:

Nun ist der Mai erschienen,
Gottlob! die Wolken flieh'n:
Die höchsten Berge grünen,
Die tiefsten Schluchten blüh'n;
Schon steht der Wald im Laube,
Und badet sich im Thau,
Und Gottes Turteltaube
Girrt auf der Blumenau.

Der du solch geistlich Sprießen
Ins dürre Land gebracht,
Wer ist's, daß wir ihn grüßen
Mit Harfen Tag und Nacht?
Wer pflanzt die Blumen alle,
Und gießt den Thau dazu?
Sei uns gegrüßt mit Schalle,
Du lieber Gärtner, du.

Als sie in Zitterdorf angekommen waren, läutete man mit dem Glöcklein der kleinen Kirche die Leute zusammen, und alle drei Freunde bestiegen nach einander die Kanzel, und zeugten von Dem, den ihre Seele liebte. Beim Herausgehen aus der Kirche erwarteten

sie die Zuhörer vor der Kirchthüre, mit denen sie zum Theil noch besonders redeten. Als sie zurückkehrten, trafen sie am Ende des Dorfes eine 80jährige Hanna vor ihrer Hütte sitzen, auf sie wartend, welche wegen Altersschwäche die Kirche nicht besuchen konnte, und die doch gern etwas von den geistlichen Brosamen, die von des HErrn Tische fielen, verlangte. Sie unterredeten sich eine Zeitlang mit ihr, und verließen jenes Dörfchen mit dem Gefühl des Danks gegen den HErrn, und Irenius mit dem Gefühl der Freude eines Dieners Christi, der zum ersten Mal nach seiner feierlichen Einweihung in dieser stillen Gegend den Samen des Worts ausstreuen durfte. — Abends versammelten sich die Freunde, welche von ihren Ausflügen zurückgekehrt waren, beim Abendessen, und erzählten einander die Segnungen, die der HErr ihnen hatte während des Tages zufließen lassen.

Die Stunde des Scheidens war jetzt gekommen, und ein Wagen von Gratianopel sollte Winfried, Tief und Irenius ihrer Heimath näher bringen. Ebenmann, der seine Verwandten aufsuchen wollte, blieb zurück. Es herrschte an der Tafel eine wehmüthig ernste Stimmung. Die Geschwister aus Delphin drängten sich herzu, um Zeuge des Abschiedes zu sein. Als die Mahlzeit beendigt war, erklärte Schenk: Die Schwestern, die die Küche bedient hätten, verlangen für ihre Mühe nichts anders, als daß die Freunde sich ihrer im Gebete vor dem Gnadenthrone erinnern möchten. — Indessen stand der Wagen angespannt vor dem Hause und harrte; alle knieten nieder, und mehrere beteten laut der Reihe nach, die meisten weinten und schluchzten. Nach dem Gebete gaben sie sich den Bruderkuß, und trennten sich auf fröhliches Wiedersehen hier oder dort. Die Straße ging bergan, und daher begleiteten sie die lieben Geschwister bis auf die Anhöhe, wo sie noch einen Vers zum Abschiede anstimmten. — Jetzt sank die Sonne hinab, die Reisenden nahmen Abschied, bestiegen den Wagen, und die sie begleitenden Freunde kehrten nach Delphin zurück."

Eine Thräne der Rührung will meinem Auge entquellen, während ich diese Zeilen niederschreibe, und ich bitte für die Lieben in Delphin und alle Christen in Frankreich, der HErr wolle seinen Segen reichlich über sie ausgießen.

Auch die versammelten Pastoren fühlten die Nothwendigkeit und die Kraft der Fürbitte, daher beschlossen sie in ihren Missionsversammlungen, die sie monatlich den ersten Montag halten, auch besonders für Frankreich zu beten. Frankreich, und namentlich auch die Gegend von Delphin, ist das Land der Blutzeugen, und das Blut der Märtyrer, das von der römischen Hure vergossen worden ist, ist auch der Same der Kirche geworden. Viel Finsterniß herrscht allerdings noch in Frankreich, aber doch bietet dieses Land manchen Lichtpunkt dar. — In Gratianopel hielt Irenius eine Predigt im protestantischen Tempel, und fuhr dann unmittelbar nach derselben mit Tief nach Lugdunum, und von da reiste er wieder über Leman nach Hügeldorf zurück, wo er die Seinigen gesund und wohl antraf, und sich nun eilends zu seiner Abreise nach Hochberg anschickte.

Wenn wir jetzt noch einen Augenblick stille stehen, und einen Blick auf die Führung Gottes mit Christoph werfen, so eröffnet sich uns eine unergründliche Tiefe von Gnade und Erbarmung des HErrn, und ein bewundernswürdiges Eingreifen und Walten des himmlischen Führers in den Lebensgang unseres Christophs. Jetzt stand er in dem Beruf, wozu er von jeher, wie wir schon sagten, einen Grundtrieb in sich fühlte. Es war der Beruf, zu dem ihn sein Meister aus Gnaden bestimmt, und ohne Verdienst erwählt, und wozu Er ihn seit Jahren vorbereitet hatte. Darum mußte er auch noch vier Jahre lang in der Armenanstalt in Hügeldorf allerhand lernen und erfahren; darum mußte er dort so lange harren, bis er alle Gebrechen, die Armenanstalten mit sich führen, ja auch die Gebrechen der Umgebung mit Geduld ertragen, und bis er segnend und gesegnet scheiden, und sich über nichts betrüben oder klagen konnte, als, wie oben gesagt, über seine eigenen Fehltritte und Sünden. — Vom Hirtenstab an bis zum Hirtenstab des Predigtamts ging ihm sein Gott und Heiland freundlich nach, und die verschiedenen Abschnitte seines Lebens ließen sich immer mit den Worten beginnen: Und es begab sich. — Daß sich Christoph der Gnade seines Erbarmers und Heilandes nicht durch sein eigenes Verdienst, noch durch seinen Fleiß, Eifer und Verstand würdig gemacht hat, das weiß er am besten. Denn, wenn der HErr nach

seiner Würdigkeit oder Unwürdigkeit ihn hätte behandeln wollen, so hätte Er ihn geradezu auf ewig von seinem Angesichte verstoßen müssen.

Nur Gnade ist's, nur Gnade,
Womit der Heiland lohnt.
Er führt auf sicherm Pfade,
Er, der im Himmel thront.
Den Seinen geht die Sonne
Der Herrlichkeit einst auf.
Dem Kämpfer wird die Krone
Nach seinem Pilgerlauf.

Achtes Kapitel.

Antritt seines Predigtamts in Hochberg, und Erfahrungen in demselben.

Irenius schied mit großer Liebe von Jungfer Traugott, ihrer Freundin und der ganzen Anstalt, und manche Thräne floß am Tage seines Abschieds, der den 19. Mai 1834 Statt hatte. Erst jetzt fühlte er das Band der Liebe, das ihn und die ganze Anstalt verbunden hatte; alle Leiden, die er nicht aufzählen mag, alle Mühe, alle Widerwärtigkeiten waren vergessen. — Der Wagen war von der Menge von Kindern, von der ganzen Anstalt umringt, bis er endlich mit seiner Gattin und seinen vier Töchterchen einstieg, und derselbe durch den Hof der Anstalt hinrollte. Die theure Jungfer Traugott, die sehr gerührt war, sah er zum letzten Mal; sie durfte bald heimgehen; sie starb einige Monate nachher an der in jener Gegend herrschenden Ruhr. Bis in ihr Ende verließ sie der Friede Gottes nicht, und sie ging als eine wahre Jüngerin des HErrn zu der Freude dessen ein, dem sie gedient hatte. Sie hatte viel gelitten, viel geduldet, viel gewirkt, manche kummervolle Nacht durchwacht, und wenn sie auch Schwächen hatte, so wandelte sie doch vor ihrem Gott und HErrn. Die große Maschine der Anstalt zu bewegen und im Gang zu erhalten, war für eine weibliche, wenn auch energische Person, keine kleine Aufgabe. Nun hat sie ihre Bürde abgelegt, und ihr müder Leib, dem sie nicht viel Ruhe bei ihrer Lebzeit gönnte, ruht im Grabe bis zum großen Tag der Auferstehung, wo auch er, wann die Posaune ruft, verklärt auf-

erstehen wird. — Auch auf der Anstalt ruhte bei allen Mängeln, welche aufzuzählen nicht an mir ist, ein sichtbarer und unverkennbarer Segen Gottes, der während einer Reihe von Jahren bei allen Stürmen nicht aufhörte zu fließen, und es war eine Freude und Lust, die 250 Hausbewohner alle Tage genährt und gekleidet zu sehen. Das kam vom HErrn! Er lasse sein Antlitz ferner über jene noch bestehende Anstalt leuchten, und stärke besonders die liebe Stellvertreterin und Freundin der Heimgegangenen!

Den 20. Mai 1834 kam Christoph mit seiner Frau und seinen vier Mädchen gesund und wohlbehalten in Hochberg, seinem Bestimmungsort, an. Die christlichen Freunde daselbst nahmen ihn mit einer Liebe auf, die ihm und seiner Familie unvergeßlich bleiben wird, und in kurzer Zeit war er wie zu Hause. — Der Vogel hatte nun sein Haus gefunden, und die Schwalbe ihr Nest, und Christoph fühlt mehr und mehr sich in seinem Element; die Freudigkeit zu seinem Beruf überwog alle Schwierigkeiten, die ihm entgegen traten. Der HErr war mit ihm, und blieb sein Gott und Hort in allen Angelegenheiten und allem Anliegen, und wird ferner bei ihm bleiben, wie Er verheißen hat.

Sein Geschäft bestand besonders in der Verkündigung des Evangeliums zu Stadt und auch zu Land, in Erbauungsstunden im Schooße der reformirten Kirche, da sich die Gesellschaft, mit welcher er in Verbindung getreten war, die Belebung der reformirten Landeskirche zur Aufgabe gestellt hatte. Außerdem wurde er viel und oft zu Kranken gerufen, auch häufig aufgefordert, Grabreden oder Leichenreden zu halten; er half die Correspondenz der Gesellschaft besorgen, da sie sich mit der Verbreitung von Bibeln, Traktaten, und der Herausgabe von christlichen Schriften beschäftigte. Er fuhr auch hier fort, für die Jugend thätig zu sein, indem er eine Sonntagsschule einrichtete, noch mehrere Kinderschriften abfaßte, und in den Druck gab. Die Ueberzeugung, die er früher bei keiner seiner Berufsarten bleibend gewinnen konnte, steht ihm nun fest, daß er in dem ihm von Gott angewiesenen Amte und Berufe steht. Die Ungewißheit über seine Stellung ist verschwunden, und seine Irrfahrten haben in dieser Hinsicht wohl ein Ende. Er hat den Hafen der Ruhe gefunden; nicht

daß er nur da oder dort glaubt, das Wort vom Kreuze verkündigen zu müssen, nicht in Bezug auf den Ort hat er die Ueberzeugung, die er zwar für den Augenblick für Hochberg hat, sondern in Bezug auf seinen Beruf, in dem er steht.

Der HErr gab viel Segen und Gnade zu seinem Beruf und zu seinem Werk, namentlich bei einer Missionsreise, die er im Lande Hochberg unternahm, während welcher er fast täglich das Evangelium verkündigte. Zwar wollte die Eigenliebe, und will sich auch noch hie und da ein Hüttchen bauen, drein setzen und sich gütlich thun; aber der HErr will das nicht leiden, und der neue Mensch will's auch nicht. Darum ist's nur der Wunsch des Irenius, durch die Gnade Jesu Christi zu wachsen am Glauben, an der Liebe, am Eifer in guten Werken, und abzunehmen am alten Menschen. Sein Grund ist Christus und sein theures Blut, einen andern kennt er nicht; denn es ist der Grund, den der himmlische Vater selbst gelegt hat.

Der äußere Standpunkt Christophs hat sich nun auch ganz geändert; er verläßt sein Institutsleben, wo er vor der Welt unbemerkt im Stillen wirkte, und tritt nun auf den öffentlichen Schauplatz; er verläßt einen Beruf, dem noch von der Welt auch einiger Ruhm und einiges Lob gezollt wird, und übernimmt ein Amt, an welches die Schmach der Welt sich knüpft, insofern er als Prediger des Evangeliums in der öffentlichen Kirche, ohne bestimmte, von der Obrigkeit ihm angewiesene Pfarrei, das Wort vom Kreuze verkündigt. — Er beginnt nun den Kampf als Herold des Evangeliums mit dem Reich der Finsterniß, dessen Fürst, wie Luther sagt, sich sauer stellt, mehr unmittelbar als früher, wo sich seine Wirksamkeit auf einen kleinern Kreis beschränkte. Aber auch an Heimsuchungen von Seiten Gottes fehlte es nicht. Sein kleines Töchterlein, Marie, ein hoffnungsvolles, liebenswürdiges Kind, starb in der Blüthe der Kindheit, und wurde versetzt in das Reich des Sohnes Gottes; und wenn auch die Eltern sich über den Hingang des theuren Kindes freuten, und der Vater auf seinem Grabe ein Dankgebet halten konnte, so schmerzte es doch tief, bis der HErr diese geschlagene Wunde geheilt hatte.

Bald mußte er auch den Zorn des Satans fühlen, und erfahren, daß, wer Christo nachfolgen, sein Jünger und namentlich ein wahrer Diener des Worts sein will, sein Kreuz auf sich nehmen, und hie und da auch etwas von der Schmach schmecken und fühlen und erfahren muß, die das Loos des Meisters war, wie folgende Geschichte beweist.

Es wohnte ein eifriger Bruder und Knecht des HErrn, Namens Zahn, in dem Dorfe Raben, durch den einige Seelen auf ihr Seelenheil aufmerksam gemacht worden waren. Dieser Zahn wandte sich an die evangelische Gesellschaft in Hochberg, mit der dringenden Bitte, ihren Prediger dahin zu senden, um in einer Erbauungsstunde ihnen das Evangelium zu verkündigen. Dieß wünschen und verlangen, so berichtete er, mit ihm jene für die Wahrheit angeregten Personen. Nach mehreren Aufforderungen wurde Irenius den 10. Februar 1835 endlich abgesandt. Auf dem Wege dahin traf er einen Mann aus Raben, mit dem er sich unterhielt, und dem er einen Traktat gab; dieser zeige ihm Zahn's Haus Zahn empfing ihn mit großer Freude, und bemerkte, der Ortspfarrer Stoll, der sich sonst sehr feindselig gegen ihn bewiesen, fange jetzt auch an, günstig für die Sache der Wahrheit gestimmt zu werden. Auf diese Nachricht hin beschloß Christoph, mit Zahn zu Pfarrer Stoll zu gehen, um ihn freundlich zu begrüßen. Mittlerweile hatte Zahn die Versammlung zusammenbestellt. Sie gingen also mit einander zu Stoll. Unterwegs trafen sie einen vom Geiste Gottes ergriffenen Jüngling, der sich durch Drohungen von andern hatte einschüchtern lassen. Irenius redete ihm freundlich zu, und ermahnte ihn, festzuhalten am Bekenntniß und am Glauben, trotz den Drohungen der Welt. Beim Pfarrer angekommen, fand Christoph bald, daß sich Zahn in seiner Meinung von einer Umkehr des Pfarrers sehr getäuscht hatte. Derselbe fragte ihn sogleich nach seinen Papieren, die er unklugerweise nicht mit sich genommen hatte. Er erwiderte: Er habe fast das ganze Land durchreist, und da er ja in Hochberg, der Hauptstadt des Landes, wohne, sie nirgends nöthig gehabt; wenn er übrigens seiner Zusage nicht traue, so wolle er einen Expressen nach der Stadt senden, und dieselben kommen lassen; allein dem Pfarrer war's nicht um die

Wahrheit, also auch nicht um die Papiere zu thun. Nach und nach versammelte sich der ganze Gemeinderath, den der Pfarrer zusammenberufen hatte, vor dem sich Irenius frei und offen über seine Person, die evangelische Gesellschaft, deren Zweck erklärte, und damit schloß, daß er von einigen Freunden in Raben berufen worden sei, ihnen das Evangelium zu verkünden, und er habe dem Ruf derselben entsprochen; er habe sich also niemand aufgedrungen. Nun zeigte sich die Leidenschaft in großem Maaße. Man brauche ihn nicht, sagten sie ihm, er sei ein Sektirer, sie haben einen Pfarrer. Diesen Tag wurden Pfarrer und der Rath Freunde, während sie sonst, wie man dem Irenius sagte, einander feind waren. Der Pfarrer fing nun auch an seine Galle zu ergießen über verschiedene rechtschaffene, christliche Personen, und das Resultat der Unterredung oder des Streites war, daß sie die Versammlung verboten, bis sich Irenius durch seine Papiere ausgewiesen hätte. Er unterwarf sich endlich diesem Beschlusse, und ging in die Wohnung Zahn's zurück, um den Versammelten anzuzeigen, daß er für heute ihnen das Evangelium nicht verkündigen dürfe. Zugleich setzte er hinzu, daß er kein Sektirer sei, sondern ihnen das alte Evangelium habe predigen wollen; dieß sagte er, damit sie wüßten, mit wem sie's zu thun hätten. — Allein der größte Theil der Versammlung bestand aus boshaften, aufgebrachten Menschen, welche, nachdem er in aller Liebe ausgeredet hatte, anfingen fürchterlich zu schimpfen, zu rasen, und sich auf ihn zudrängten, um ihn zu greifen. Heraus mit dem K., heraus mit ihm, wir wollen ihm den Bauch aufschneiden, und anderes mehr schrieen sie. Wie Tiger und reißende Thiere stürmten sie auf ihn zu; nur einige wenige suchten zu wehren; und als jedes besänftigende Wort wie Oel ins Feuer gegossen war, blickte er einen Augenblick nach Oben, zum HErrn seufzend, und nun suchte er ihren Händen durch die Flucht zu entkommen.

Sobald die Stürmer, worunter einer mit einem Messer und einer Pistole bewaffnet, und neben ihm in der Stube gestanden war, dieß bemerkten, liefen sie ihm nach, und ein Steinregen flog hinter ihm drein, den der HErr wunderbar von ihm abwandte; er wurde nicht getroffen. Endlich ergriffen sie ihn, warfen ihn zu

Boden, und schlugen ihn, so daß er, jedoch nur aus der Nase, blutete. Als sie Blut sahen, vielleicht auch, weil der Mond ihre Schändlichkeiten beleuchtete, so stellte sich ihre Wuth etwas, und Christoph rief ihnen zu, sie sollen ihn zum Richter führen; wenn er schuldig sei, wollte er sagen, so wolle er gestraft werden. Nun zogen sie mit ihm, etwa **30—40** Mann, mit dem Nachtwächter an der Spitze, der ihn einigermaßen schützte, im Triumph nach Auerheim, ihn immerfort schimpfend und mißhandelnd. Er hatte weder Mantel noch Kappe bei einer grimmigen Kälte, und als er den Kopf mit dem Schnupftuch umband, so rissen sie ihm dasselbe weg, und einer machte sich ein teuflisches Vergnügen daraus, ihm während des dreiviertelstündigen Weges immer von Zeit zu Zeit von hinten einen Stoß in das Fußgelenk zu versetzen. Alles, was er mit noch so großer Milde zu ihrer Besänftigung sagen wollte, entflammte nur noch mehr ihre Wuth, und sie verdrehten seine Reden so, daß er zuletzt schwieg. Sie führten ihn zuerst zum Gerichtspräsidenten Schwach, der ihn, anstatt auf seine Erzählung hin freizugeben, dem Regierungsstatthalter durch zwei Männer zuführen, und die Menge nach Hause gehen hieß. Er war nun voll Lob und Dank, aus den Klauen dieser Thiermenschen befreit zu sein, und freute sich einer baldigen Erlösung. Allein er betrog sich. In Auerheim angekommen, sperrte man ihn, da der Regierungsstatthalter Knoll schon nach Hause gegangen war, in ein Diebsgefängniß, das aus zwei Abtheilungen bestand, in deren einer ein wegen Diebstahl gefangener Schneider saß. Sobald er in seinem eigenen Gefängniß, das nur, das Lager abgerechnet, drei Schritte in der größten Ausdehnung hatte, angekommen war, kniete er nieder, dankte seinem Gott und Heiland herzlich und kindlich für seine Rettung aus den Händen der ergrimmten Menschen, und betete herzlich für sie. Ja, er erfuhr jetzt, wie noch nie, daß er seine Feinde wahrhaft lieben konnte; und was ihn besonders aufrichtete, war der **31.** Psalm, den er in seiner kleinen Bibel in der Landjägerstube, bevor er ins Gefängniß abgeführt worden war, aufgeschlagen hatte. — Nachdem er laut gebetet und sich auf sein Strohlager niedergelegt, und mit seiner groben Decke bedeckt hatte, so rief ihm sein Nebenkamerad, und frug ihn, warum er hier sei?

und derselbe verwunderte sich nicht wenig, als er von Irenius zur Antwort bekam: „Um des Evangeliums willen, das ich habe in Raben predigen wollen."

Christoph fing nun an, diesem Mitgefangenen das Wort vom Kreuze zu predigen. Derselbe erzählte ihm seine Geschichte, und beklagte sich, daß er vom Richter mißhandelt worden sei. Er habe anfangs, weil man ihn eingeschüchtert habe, das Verbrechen des Diebstahls, dessen man ihn beschuldigte, eingestanden, ob er gleich unschuldig sei. Nachdem er zur Besinnung gekommen, so habe er sein Geständniß widerrufen, und nun sei er in einen tiefen Kerker geworfen worden, wo er von Kälte und Feuchtigkeit fürchterlich gelitten habe. Beide, jener Mensch und Irenius, unterhielten sich, bis fast der Tag graute. Morgens durfte der des Diebstahls Angeklagte aus seinem Gefängniß heraus in den Hofraum, und kam zu Irenius; er blickte durch die enge Oeffnung in sein Gemach herein, und beide freuten sich, einander von Angesicht zu sehen. Ein Gefühl von Mitleiden durchdrang Irenius bei dem Anblick des armen Menschen, dessen blasses Angesicht und abgezehrte Gestalt jedes gefühlvolle Herz bewegen mußte, er mochte nun schuldig oder unschuldig sein. Wie wohl that es ihm, ein theilnehmendes Angesicht zu sehen, nachdem ihn den Abend vorher nur Tiger in Menschengestalt angegrinzt hatten; war auch der Mensch ein Dieb, ein Verbrecher, so fiel jetzt bei ihm dieser Gedanke ganz weg, er war ein Mensch, zur Seligkeit berufen, der Theil nahm an seinem Leiden; das war ihm genug.

Jetzt rasselten die Schlüssel, die Thüre des Gefängnisses öffnete sich; der Landjäger trat herein, und brachte ihm ein warmes Frühstück. — Auf Irenius Frage, ob er bald den Regierungsstatthalter sprechen könne? erhielt er eine befriedigende Antwort; allein der Gefangenwärter, ein charakterloser Mensch, sagte ihm nie die Wahrheit; bald fuhr er über ihn her, und schimpfte über die Gläubigen, bald schmeichelte er, so daß Christoph sich entschloß, einen gemessenen Ton mit demselben anzunehmen. Mittags bekam er Wasser und Brod; Abends und Morgens immer etwas Warmes, was, wie er später erfuhr, christliche Freunde in A. besorgten, und so hatte er im Grunde keinen Mangel zu leiden. Den ganzen Tag über,

es war Markt, kam er, trotz seinem wiederholten Begehren, nie ins Verhör, was ganz wider das Gesetz war. Christoph bedauerte ein Volk und eine Gegend, die solche Richter hatte; aber er sah auch, daß ein gottloses Volk, wie ehmals die Kinder Israel, keine andern Richter verdiene. Während Christoph im Gefängniß schmachtete, gaben sich seine Freunde, der Schullehrer Fried in Auerheim und der Pfarrer Regulus in Rauhausen und andere, alle Mühe, ihm durch ihre Fürsprache die Befreiung auszuwirken, allein vergebens. Fried wurde von dem Richter Knoll mit Rippenstößen, die er mehrere Tage fühlte, abgefertigt, und Regulus, der den Irenius nur sehen wollte, ebenfalls aus der Amtsstube auf eine grobe Art hinausspedirt. Das versammelte Amtsgericht erklärte, man hätte Irenius todtschlagen sollen, es sei ihm noch zu wenig geschehen. Dieß alles trug sich zu, ohne daß glücklicher Weise Christoph etwas in seinem Gefängniß erfuhr; man theilte ihm dieß erst nachher aus guter Hand mit.

Den ganzen Tag brachte er in Erwartung zu, und so oft die Thüre des Gefängnißhofes rasselte, glaubte er, die Stunde der Befreiung werde schlagen; allein erst am dritten Tage durfte er sich verantworten. — Doch war die Schule, in der er Geduld und Glauben lernen sollte, für ihn köstlich und gesegnet, und der HErr, sein Heiland, wachte über ihn, und ließ sein Angesicht über ihn leuchten. Jetzt erst erfuhr er auch etwas von der Schmach Christi und seiner Diener, und er suchte vorzüglich solche Stellen in der Bibel auf, die von der Verfolgung der Kinder Gottes handelten; jetzt aber verstand er auch die Bibel in dieser Beziehung, und er gewann noch mehr die Ueberzeugung, daß zu dem wahren Verständniß des Wortes Gottes auch die Erfahrung gehört. Auch erfuhr er in der Folge etwas von der Geistesgemeinschaft der Kinder Gottes: Zur Stunde seiner Gefangennehmung und Mißhandlung wurde sein Freund und Bruder Jung innerlich unwiderstehlich angetrieben, für ihn zu beten; ein anderer Mitverbundener fühlte den Tag über mehrere Male einen solchen Gebetstrieb für ihn, ohne daß sie etwas von der Sache wußten; auch seine Gattin überfiel eine unerklärbare Angst seinetwegen. Lauter Beweise einer höhern Macht, und einer Leitung, die den Glauben stärken mußte. Zudem mußte Christoph

loben und danken, daß er, troß der furchtbaren Wuth seiner Feinde, nicht die geringste Verletzung davon trug. So kann der Satan nicht weiter gehen, als es ihm vom HErrn erlaubt ist. Auch hatte ihm sein Meister noch eine andere Lehre gegeben; er war in einem gewissen Selbstgefühl nach Raben gegangen, und hatte zu wenig um den Beistand seines Gottes für sein Vorhaben gebeten; darum ließ ihn der HErr erfahren, was er in der Folge zu thun habe.

Wenn er so über die Verfolgungen der wahren Kinder Gottes aus jeder Partei nachdachte, so erweiterte sich sein Herz, und er sah deutlich ein, daß alle wahren Gläubigen aus allen Parteien einen gemeinschaftlichen Feind haben, und er konnte sie alle mit Liebe umfassen. — Den Tag über las er in der Bibel, betete, und beschäftigte sich mit Nachdenken, während das Getümmel des Markts ihm wunderlich in den Ohren klang. Gern hätte er sich zur Abwechslung auch mit Schreiben beschäftigt; allein, man hatte ihm vor seiner Einsperrung alles genommen und aufbewahrt. Bleistift, Uhr, Geld, ihn also ganz wie einen Verbrecher behandelt; übrigens wurde ihm nachher alles wieder zurückerstattet. Ein bleierner Löffel indessen, der in der Mauer steckte, mußte ihm den Dienst einer Feder vertreten, und mit ihm kritzelte er in seine kleine Taschenbibel folgende Verse:

Schaurig öd' ist meine Zelle,
Doch du Heiland weilst bei mir;
Bei dir ist's im Finstern helle;
Du, Du bist mein Siegspanier.

Langsam schwinden hin die Stunden,
Langsam schleicht die Nacht dahin;
Doch, wer bei dir Ruh gefunden,
Trägt in sich den Himmelssinn.

Rauhes Stroh dient mir zum Bette;
Doch in Jesu ruht sich's gut;
Bin ich traurig, — nun so bete
Ich zu Ihm, — Er stärkt den Muth.

Frisches Wasser soll mich laben
Und ein Stücklein trocknes Brod *).
Sind dieß nicht auch Gottes Gaben? —
Ja, Er hilft in jeder Noth.

*) Mittags bekam er nur Brod und Wasser.

Hier ist's still, den blauen Himmel
Schaut mein spähend Auge nicht;
Draußen stürmt das Marktgetümmel,
In mir strahlt das sel'ge Licht.

Selig ist's, mit Jesu leiden,
Welt fahr' hin mit deinem Tand;
Fahr' nur hin mit deinen Freuden!
Droben ist mein Vaterland.

Um 4 oder 5 Uhr den zweiten Tag Abends kam der Landjäger, und Christoph fragte ihn, ob er mit dem Statthalter reden könne? Er erwiederte: „Nein." Er drang in ihn, und nun fing derselbe an zu fluchen, zu schwören, zu lästern, und schmähte namentlich über einige angesehene Magistratspersonen, und schlug die Thüre rasselnd hinter sich zu. Bald kam er wieder, denn er hatte ein böses Gewissen, indem er wahrscheinlich besorgte, Irenius könnte ihn verklagen, und nahm wieder eine schmeichelnde Gebehrde an; allein Irenius achtete wenig auf seine glatten Worte, und wußte jetzt, mit wem er es zu thun hatte. Als jener Mensch fort war, kniete er nieder, betete und empfahl sich seinem Gott und Heiland, der ihn wieder mächtig tröstete. — Diese Nacht konnte er ordentlich schlafen. Den dritten Tag um 10 oder 11 Uhr Vormittags klirrte die Gefängnißthüre, und er wurde endlich aus seinem Kerker ausgeführt. Der Landjäger rief: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt!" „Gottlob!" erwiederte Christoph, und sprang von seinem Lager auf. „Nun werden die Rabener, die Sie geschlagen haben, auch ins Gefängniß gehen können," sagte der Mensch; allein es war dem nicht also, und Christoph antwortete ihm nur kurz · er wünsche es nicht. Er folgte ihm über das Pflaster, die Sonne schien freundlich, und sein Auge ergötzte sich wieder an dem schönen, blauen, gewölbten Himmel; es war ihm wohl und weit ums Herz. Er trat in den Verhörsaal, wo der Pfarrer Stoll, der Unterstatthalter und ein Gemeinderaths-Mitglied von Raben versammelt waren. Er sprach nichts, bis Herr Knoll hereintrat.

Als er Platz genommen hatte, frug ihn Christoph, ob er der Herr Regierungsstatthalter sei? und als er's bejahte, erhob er sich, erzählte ihm freimüthig in kurzen Worten nach der Wahrheit den ganzen Hergang der Sache, und theilte ihm noch außerdem etwas

von den Zwecken der evangelischen Gesellschaft mit. Zuletzt setzte er hinzu, er glaube, der anwesende Pfarrer von Raben sei Ursache an der ganzen Geschichte, weil er, ohne Untersuchung, eine alte Sektirer-Geschichte auf der Kanzel aufgewärmt, und diese mit den Versammlungen der wahren Christen zusammengestellt habe. Als Irenius die ganze Rede mit der Angabe beendigt hatte, daß ihn der Gerichtspräsident Schwach ins Gefängniß habe abführen lassen, so schrie der Regierungsstatthalter: „Er hat Euch recht gethan!“ Dieß war der Urtheilsspruch, den der Mann fällte; dem Pfarrer gab er Recht, und für ihn hatte er kein Ohr. Sogleich wollte er ihn abermal ins Gefängniß abführen lassen, bis seine Papiere vorhanden seien. — Jetzt protestirte Irenius feierlich gegen diese Ungerechtigkeit, indem er ungefähr also sprach: „Obgleich Angehöriger eines monarchischen Staats, protestire ich feierlich gegen ein solches Verfahren in einem Freistaate; ich bin Familienvater, meine Gesundheit leidet, und ich habe nichts verbrochen.“ Allein er blieb unerbittlich, bis Irenius ihn bat, ihm die Erlaubniß zu geben, nach Hochberg um seine Papiere und an den Herrn Schultheiß von Frankhaus schreiben zu dürfen, der ihn genau kenne. Kaum hatte Christoph den Namen deß Letztern ausgesprochen, so war der Richter ganz umgestimmt. „Ja, Herr von Frankhaus ist mein Vorgesetzter,“ erwiderte er, und sogleich ließ er einen Boten nach Hochberg bestellen, und wollte sogar auch einen Arzt für Christoph kommen lassen, weil dieser sich nicht ganz wohl befand.

Nachdem er die nöthigen Briefe an seine Gattin, welche hoch schwanger war, und an Herrn von Frankhaus geschrieben hatte, führte man ihn in einen großen Saal, in das Wartzimmer, wo er bequem hin und her gehen konnte; hier erwartete er Nachricht von Hochberg. Er konnte nun wieder hinausschauen in Gottes freie Natur. An den Wänden waren all die Wappen der Oberamtleute gemalt, die seit 1358 dort angestellt gewesen waren, die er durchmusterte. Er vergaß auch nicht, Gott für die Erleichterung zu danken, die ihm zu Theil ward. Abends kam der Bote, und der Substitut Nikol übergab ihm einen Brief von seinem Freunde Jung, und spedirte das Schreiben von Herrn von Frankhaus an Herrn Knoll, der bereits nach Hause gegangen war; er wohnte nämlich

außerhalb Auerheims. Nach einiger Zeit kam Nikol, und kündigte ihm seine Freiheit an. Er dankte diesem theilnehmenden, jungen Mann herzlich für seine Liebe und Gefälligkeit; denn er war die einzige Seele, die während des Verhörs, und während der ganzen Zeit mit herzlicher Theilnahme für ihn dem ganzen Hergang zugesehen hatte. Wie wohl dieß thut, kann nur der fühlen, der in ähnlicher Lage gewesen ist. „Gott segne Sie," sagte Christoph zu ihm, „ich habe gefühlt, daß Sie heute allein Antheil an meinem Leiden nahmen." Ja, Gott segne dich, und lasse dich einst aus Gnaden auch einen versöhnten Richter in Christo finden am Tage der Vergeltung! — Nikol hatte ihm für ein Nachtlager im Gasthofe gesorgt, wohin er ihn mit dem Landjäger, dem er im Herzen verziehen hatte, begleitete. Um 6 Uhr Morgens ging er zu Schulmeister Fried. Als dieser theure Mann ihn hörte, sprang er im Hemde aus dem Bette, und hing ihm im Augenblick am Hals. Alle, Jung und Alt, auch eine Freundin aus der Nachbarschaft, eilten herbei, knieten nieder, und Christoph dankte in einem innigen Gebet dem HErrn für seine Befreiung.

Um 7 Uhr Morgens fuhr er mit der Post nach Hochberg, wo er um 10 Uhr ankam. Alles empfing ihn mit offenen Armen, besonders seine theure Gattin und seine Kinder, die viel für ihn gebetet hatten. Namentlich erquickte es ihn, zu vernehmen, wie sein liebes, 5jähriges Töchterlein Monika ganz von freien Stücken auf die Nachricht von seiner Gefangenschaft ungefähr also gebetet hatte: „Lieber Heiland, schick doch einen Engel zu meinem Vater, wie einst zu Petrus, daß er ihn aus dem Gefängniß führe." Abends versammelten sich die christlichen Freunde, um dem HErrn für seine Rettung zu danken, und Christoph erzählte ihnen den Verlauf der ganzen Geschichte. Alle priesen vereint den Namen des Gottes, der derselbe ist und bleibt in Ewigkeit. Das Band der Bruderliebe knüpfte sich jetzt um so fester unter ihnen, und Christoph erfuhr, was es um die Gemeinschaft der Heiligen, und wie fein und lieblich es ist, wenn Brüder einander in Dem lieben, der die Liebe selbst ist, und daß, wenn ein Glied leidet, alle mitleiden. Es war eine selige, ihm unvergeßliche Stunde, und sie gewährte ihm einen kleinen Vorschmack von jenem Wiedersehen, wenn einmal die sich

wiederfinden werden vor dem Throne Gottes, die aus großer Trübsal kommen, und die ihre Kleider gewaschen und helle gemacht haben im Blute des Lammes.

So wurde Christoph zu seinem Predigtamt apostolisch eingeweiht, und diese Weihe war ihm auch nöthig, und für sein inneres Leben heilsam und gesegnet; ja er lernte in diesen wenigen Tagen mehr, als sonst in manchen Jahren, seine eigene Ohnmacht und die Allmacht seines Gottes erkennen. Satan kam übrigens auch hier zu kurz. Der HErr der Gemeinde erweckte in jener Gemeinde durch jene schreckliche Verfolgung viele Gemüther, und manche Seelen fingen an zu fragen: Was ist das für ein Mann? Was ist seine Lehre? Und diese Frage führte denen, die nach Wahrheit forschten, die Frage zu Gemüthe: Was soll ich thun, daß ich selig werde? — Einer von diesen war Mitglied des Gemeinderaths, und hatte Christoph hart widerstanden, und ihm im Pfarrhause vor dem versammelten Rath gesagt, er solle Gott nicht widerstreben! Christoph nahm ihn bei der Hand, und erwiederte: „Nehmt euch in Acht, daß ihr nicht wider Gott streitet.“ Diese Worte waren ein Stachel in seinem Herzen, dessen er nicht los werden konnte. Uebrigens war derselbe noch bei der Verfolgung in der Wohnung Zahn's, und betrug sich daselbst, nach seinem eigenen Ausdruck, wie Saulus bei dem Tode des Stephanus; allein er hatte von nun an keine Ruhe. Nach einigen Tagen bekam er einen gedruckten Jahresbericht der evangelischen Gesellschaft in Hochberg zu Gesichte, welcher auch eine Rede Christophs enthielt, und nun war er für die Wahrheit entschieden. Die Frau eines andern Mitglieds des Gemeinderaths hatte einige Zeit vorher in dem Spital zu Hochberg, wo sie krank lag, den Irenius mit einer andern Kranken beten gehört; diese ward von diesem Gebet dergestalt ergriffen, daß sie, wie die Frau des Pilatus, ihren Mann bat, er solle nichts zu schaffen haben mit dieser Sache. Als sich daher der Gemeinderath versammelte, um den Zahn aus der Gemeinde zu jagen, so widersetzten sich diese beiden mit allem Ernste, so daß ihr Anschlag vereitelt wurde. Ungefähr zwei Jahre nachher hielt Christoph abermal eine Versammlung in demselben Zimmer, in dem er, wie früher mit Tigern und Löwen, jetzt von einer Anzahl Gläubigen umgeben war, die bis zu

Thränen gerührt waren, und unter welchen sich auch jener Verfolger befand, der ihn herzlich um Verzeihung bat, und ihm den Verlauf der Sache mittheilte. Was Christoph fühlte, da er diesen Saulus als einen Bruder in Christo umarmte, ist nicht auszusprechen! Das hat der HErr gethan.

Neuntes Kapitel.

Durch Ehre und Schande, durch böse und gute Gerüchte.

Es gibt in dem Leben des Pilgrims nach der Heimath gar manche Abwechselungen, die mit der Führung, die der Zionskönig für unser Wachsthum am inwendigen Menschen nothwendig findet, in genauem Zusammenhange stehen, oder, die oft auch Folge unserer Treue oder Untreue vor Gott sind, die aber immer Er leitet und zum Besten der Seinen wendet. Auch unser Irenius wurde einen solchen Weg geführt, wie wir bereits gesehen haben; bald wandelte er durch die lachendsten Fluren und durch paradiesische Gegenden, in welchen es ihm däuchte: Hier ist gut sein, und wo er sich gerne Hütten gebaut hätte; bald gab's wieder ganze conträre Winde; es ging durch Sturm und Wetter, Schmach und Schande, wie wir gesehen haben; aber am Ende mußte ihm doch alles zum Besten dienen. Um unsere Leser wieder zu erquicken, und nach der Rabengeschichte sie Athem holen zu lassen, heben wir eine freundlichere Seite in seinem Berufe als Gegenstück zu jener ernsten Geschichte aus.

Es befanden sich in der Stadt Romania, die sonst, wie man sagt, erzkatholisch ist, mehrere hundert Protestanten, die nie einen eigentlichen Gottesdienst hatten; daher mußten sie ihre Kinder in den in der Nähe befindlichen, protestantisch-reformirten Dörfern taufen und unterweisen lassen; ebenso gingen sie dahin zum Abendmahl, und ließen dort ihre Ehen einsegnen, und da kein katholischer Priester dieselben öffentlich in seiner Kirche verkündigen wollte, so mußte das der Weibel, oder, wie man an andern Orten sagt, der Gerichtsdiener oder Ausrufer auf öffentlichem Markte thun. — Außerdem waren die katholischen Priester sehr eifrig, Proselyten zu machen, und hatten bereits in einigen Jahren 30 bis 40 Pro-

testanten hinüber in die sogenannte alleinseligmachende Kirche gebracht. Auch waren sie gar thätig bei dem Kranken- und Sterbebette der Protestanten. Da, wo sie Zugang hatten, bearbeiteten sie die ohnedieß unbefestigten Seelen gar eifrig, und wenn sie auch einmal abgewiesen wurden, so kamen sie immer wieder. Oft gelang es ihnen in schwachen Augenblicken, und vielleicht, wenn die Seelen um ihr Heil bekümmert waren, aber keinen Wegweiser zu Jesu hatten, dieselben dem Schooß der katholischen Kirche noch vor ihrem letzten Athemzug einzuverleiben. So fanatisch eifrig benahm sich der katholische Klerus, um die Protestanten, die in großer Unwissenheit aufwuchsen, auf seine Weise zu bekehren. Die protestantischen Kinder mußten, aus Mangel an anderm Unterricht, die katholischen Schulen besuchen; sie gingen zum Theil in die Messe, lernten das Ave-Maria und die Gebete, die man an die Heiligen richtet, auswendig, und sangen bei Prozessionen, wie die übrigen katholischen Kinder, die Litaneien mit. — Jene Protestanten nun, einige wenigstens unter ihnen, bewogen durch das schreiende Bedürfniß, wandten sich an die Regierung in Romania, und baten um Erlaubniß, einen reformirten Gottesdienst einrichten zu dürfen. Ihr Gesuch wurde ihnen gestattet; und obgleich an einigen Orten das Volk, angestiftet durch die Priester, Bittschriften an den großen Rath einreichte, und um Zurücknahme jener Erlaubniß ansuchte, — eine Forderung, die um so unbilliger war, als in mehreren reformirten Städten den Katholiken freier Gottesdienst gestattet ist, — so wollten doch die Protestanten ihren Gottesdienst beginnen, und setzten dazu den Tag der Pfingsten im Jahr 1836 fest. — Sie hatten sich durch Herrn Pfarrer Ball schon früher an die evangelische Gesellschaft in Hochberg gewendet, und sie um Unterstützung gebeten; und diese bot ihnen an, ihnen von Zeit zu Zeit einen ordinirten Prediger zu senden. Dieses Anerbieten ward jetzt von ihnen angenommen, und da man wünschte, es möchte deutsch und französisch gepredigt werden, so traf das Loos Christoph, und es wurde ihm der Auftrag gegeben, einstweilen den Gottesdienst in Romania zu halten. Anfangs erfüllte ihn die Aussicht in jenem Hauptsitz des Jesuitismus und des Papismus, das Wort vom Kreuze verkündigen zu dürfen, mit großer Freude; allein je näher die Zeit

rückte, desto ernster, desto wichtiger wurde ihm diese Aufgabe; aber desto mehr hielt er sich an den, der in den Schwachen mächtig ist.

Einige Tage vor Pfingsten kam ein Mitglied der protestantischen Commission nach Hochberg, um sich mit ihm über das Nähere zu besprechen, und erzählte: einige Katholiken, aufgewiegelt durch die Klerisei, haben beschlossen, den Vorabend vor Pfingsten die für den Gottesdienst eingerichtete Kapelle niederzureißen; andere hatten später gedroht, wenn die Protestanten versammelt seien, ihre Andacht durch eine Art von Charivari zu stören. Diese Nachrichten waren ganz dazu geeignet, Irenius auf der einen Seite so recht in der Demuth zu erhalten, auf der andern hingegen seinen Blick auf den zu richten, der die Bollwerke des Fürsten der Finsterniß zu zerstören im Stande ist, und die Werke des Teufels zerstört hat. Im Namen seines Meisters reiste er, begleitet von einem christlichen Freund und einem andern Bekannten, Samstags vor dem Pfingsttag dahin ab. Es war ein herrlicher, frischer Maimorgen; die Vögel sangen, die Bäume blühten, und die Natur stand da in verjüngter Pracht, ein Bild des aus dem Tode erstandenen, und durch den Geist aus der Höhe neubelebten, erweckten und begnadigten Sünders.

Ein sanfter Frühregen hatte jene Frische erhöht, und die Blumen und Blüthen, welche früher aus Mangel an Regen sich noch nicht aufgeschlossen hatten, öffneten sich jetzt beim Glanz der Morgensonne, die ihre Strahlen über die Fluren, Berge und Thäler hin ergoß, und die weißen Häupter der majestätischen Gletscherreihe beleuchtete. — Die Freunde unterhielten sich unter andern zusammen über das Eine, was noth thut, und schickten ihre stillen Gebete und Seufzer hinauf zum Gnadenthron um Segen für den folgenden Pfingsttag. — Als sie die Grenze zwischen dem Gebiet von Hochberg, und dem des katholischen Romania überschritten hatten, so bemerkten sie einen erstaunlichen Contrast schon im Aeußern zwischen Romanismus und Protestantismus. Die Felder von Romania waren schlechter bebaut, also auch weniger ergiebig; Kinder, die die Reisenden um Almosen ansprachen, folgten ihrem Wagen, um zu betteln. Die Gesichter derer, die ihnen begegneten, trugen das Gepräge von Bigotismus und Niedergedrücktheit; eine Folge der

Priesterherrschaft, und die mißtrauischen Blicke Mancher schienen ihnen zu sagen: „Ihr seid Ketzer.“ — Wenn in protestantischen Ländern der Sittenverfall groß ist, so äußert sich auch in ihnen die Sünde freier und offener; während bei Katholiken alles mehr in einer dumpfen, sclavischen Niedergedrücktheit hinbrütet; und dieß kommt daher, weil sie das Wort des Lebens nicht besitzen, und eben deßwegen der willkührlichen Leitung der Priester bloßgestellt sind, welche sie selig sprechen oder verdammen, sie in die Hölle oder in das Fegfeuer versetzen, sie also nach ihrem Gutdünken absolviren oder binden. — Als sie sich Romania näherten, so fiel zuerst ihr Blick auf das prachtvolle, kolossalische Jesuiten-Pensionat, ein Palast, der die ganze Stadt beherrscht, ein Bild der finstern Kraft der Schüler Lojola's, welche die römische Kirche trägt, und von deren Fittigen jener Orden wiederum gedeckt wird. Ein zweites miraculum mundi war die 900 Fuß lange Drathbrücke — ein Werk neuerer Zeit — hervorgegangen aus einem andern Geist, aus dem Geist der jetzigen Civilisation, — die sich hinüberzieht über eine ungeheure Kluft, in deren Tiefe der Saum strömt, und die, aus der Ferne betrachtet, auf der andern Seite den Fuß des großen Münsterthurms, ein Gebäude des grauen Mittelalters, zu berühren scheint.

In Romania angekommen, stiegen sie ab bei Herrn Zug, Mitglied der protestantischen Commission, der sie mit Freundlichkeit empfing. Nachdem sie eine Weile ausgeruht hatten, führte Herr Zug den Irenius zu dem Präsidenten der Commission, zu Herrn Rad, einem lebhaften, enthusiastischen, jungen Manne, der wirklich das Triebrad von der ganzen Sache zu sein schien, und der sich ebenfalls über die Ankunft des Predigers höchlich freute. Derselbe begleitete sie in das Lokal, das als Kapelle eingerichtet war, eine Kanzel hatte, und in dem man noch beschäftigt war, die Bänke und den Altar, einen köstlichen Marmor, gegenüber von der Kanzel zu stellen. Zugleich verabredeten sie sich über die Art und Weise, wie sie das Abendmahl halten wollten. — Unter andern erzählte ihm Herr Rad, mit welcher Schwierigkeit sie zu kämpfen gehabt hätten, um ein Lokal zu bekommen, wie thätig die bigotten Katholiken in Hintertreibung ihrer Angelegenheit sich bewiesen hätten. Zugleich besahen sie den Platz, wohin die Kirche gebaut werden

sollte, den sie ebenfalls mit vieler Mühe bekommen hatten. Sowohl die Kapelle, als auch jener Platz, befinden sich gerade zwischen dem vom Berge stolz herabschauenden Jesuiten-Pensionat, und zwischen einem Kapuzinerkloster; ein merkwürdiger Punkt. Hier sollte Irenius den Tag darauf das große Wort von der Versöhnung predigen. Auf dem Wege dahin besah er mehrere katholische Kirchen; der Flitterglanz und die äußere Pracht derselben gaben ihm die Ohnmacht des seinem Ruin sich nähernden Papstthums deutlich zu erkennen. In der sogenannten Mariakirche soll ein Reformator (Farel?) zur Zeit der Reformation gepredigt, hingegen auf Anstiften eines fanatischen Priesters durch die Metzger von der Kanzel herabgerissen und verjagt worden sein, weßwegen alljährlich eine Prozession gehalten wird, bei welcher die Metzger vorausziehen. — Der Gedanke, daß er den folgenden Tag nach 300 Jahren zum ersten Mal wieder das Evangelium daselbst predigen sollte, drang ihm durch Mark und Bein.

Als er die protestantische Kapelle besehen hatte, begab er sich zurück in seine Wohnung. Auf allen Straßen und Ecken begegneten ihm Priester von allen Orden und Formen, welche ihm den Eindruck machten, wie eine Garnison Soldaten, die die Hauptstadt bewachen, und es war dem auch so. Es wimmelte von solchen Leuten, die da, wo ein Hauptsitz des Katholizismus ist, eine furchtbare Macht ausüben; und wenn es unter ihnen auch einige freisinnigere Leute gab, die sogar der Einführung des protestantischen Gottesdienstes sich günstig zeigten, so bildeten sie unter den Hunderten von Priestern die Minderzahl, und mußten ihre Meinung geheim halten. — Das blinde Priestervolk warnte ihre Zuhörer einige Zeit vor dem Beginn des protestantischen Gottesdienstes, und sagte ihnen, es werde jetzt ein heidnischer Tempel, andere, ein Teufelsdienst in der Stadt Romania errichtet, sie möchten sich in Acht nehmen, daß sie nicht verführt würden.

Abends kamen einige Mitglieder der Commission zu ihm in seine Wohnung; es waren die Herren Schach, ein fein gebildeter Mann, der von einer Familie abstammte, die unter Ludwig XIV grausam verfolgt, und aus welcher nach der Reformation ein Glied die Formula concordiæ mit unterschrieben hatte. Er selbst war

ein sehr gewandter und geschickter Advokat, und ein tapferer Soldat, der als Offizier zur Zeit der letzten französischen Revolution als Vermittler mit einem Bataillon Soldaten zwischen zwei feindlichen Parteien ein Blutbad verhindert hatte; ferner Herr Fund, Sekretär, und Herr Rad, der Präsident, ebenfalls gebildete Leute.

Irenius bat sie, doch ja einen ernsten, christlichen Geistlichen anzustellen, der nicht um des Lohns, sondern um des HErrn willen, und aus Liebe zu den Seelen sich ganz hingebe; denn ein Geistlicher trete bei ihnen in ein eigentliches Missionsfeld ein. Sie schienen dieß einzusehen, und redeten nun auch von der Anstellung eines Schullehrers, der aber, wie der Prediger, die beiden Sprachen, französisch und deutsch, verstehen müsse. Uebrigens wünschen sie, daß beide einhellig zusammen und auf einen Zweck hinwirken möchten, und aus diesem Grunde wollen sie zuerst einen Pfarrer anstellen, der sich dann als Schullehrer einen Mann nach seinem Sinne wählen könne. Diese Männer zeigten viel warmen Eifer für die Sache, und sie schienen die hohe Wichtigkeit derselben zu fühlen. Nach einer stündigen Unterredung, es war Abend, verabschiedeten sie sich; Irenius befand sich jetzt allein mit seinem Gott, und bereitete sich auf den andern Tag für seine Predigt vor. Es war ihm so ganz eigen zu Muthe, nicht wohl und nicht bange; aber der HErr war mit ihm. Er schaute zu seinem Fenster hinab in die Tiefe, in welcher vor seiner Wohnung, die an einem steilen Abhang stand, der Fluß vorbeirauschte, über welchem drüben ein Kirchlein stand, und sann nach über seine Aufgabe. Endlich, nachdem sein Freund und Begleiter Sensenmann von einem Ausgang zurückgekehrt war, als sie das Brod für das Abendmahl zubereitet, und Christoph ein Abendgebet mit der Familie des Hauses gehalten hatte, legte er sich zur Ruhe, nachdem er noch seine Kniee vor dem Thron der Gnade gebeugt, und Segen für den andern Tag von seinem Heiland erfleht hatte.

Als der Tag der Pfingsten (den 22. Mai) erfüllet war, erhob sich Christoph früh von seinem Lager, fiel auf seine Kniee, brachte dem HErrn sein Lob- und Dankopfer, und bat Ihn um die Ausgießung seines Pfingstgeistes für den so wichtigen Tag. Er wußte und fühlte, daß seine Freunde und Brüder in Hochberg an allen

Orten und Enden heilige Hände und Herzen empor heben zum HErrn der Gemeinde, der da ist Christus Jesus, und derselbe in alle Ewigkeit. Er blieb einsam und still für sich, bis die Stunde zum Gottesdienst geschlagen hatte. Auf die bestimmte Zeit begab er sich in die Kapelle, und mußte auf dem Wege dahin an mehreren katholischen Kirchen vorbei, in welchen Messe gehalten wurde. Da war ein Geläute vom Morgen bis an den Abend, ein Rennen, ein Laufen, ein Geplerr von Seiten der Priester, die in ihrem glänzendsten Ornat ihre Ceremonien mit großem Eifer verrichteten, und durch ihr äußeres Gepränge, durch ihr Geschrei und durch ihre Arbeit die arme, blinde Menge in Devotion zu halten, und wie durch eine magische Kraft alles zu fesseln suchten. Der Pöbel, das Volk lag da zum Theil vor der Kirchthüre, und schaute hin auf den Priester beim Altar, der ihnen wie ein Halbgott erschien. Irenius erblickte durch dieses Gaukelwerk hindurch den Keim des nahen Falls von Babel, der Hure. Wenn der HErr und Heiland auch noch die Seinen in der katholischen Kirche hat, die noch unter den vielen Irrthümern den Kern, der in der dichten Schaale liegt, herausfinden, so ist doch ihre Rettung nicht diesem Menschenwerk zu verdanken, sondern seiner Gnade, die ewig ist, und dem Geist, der da weht, wo er will. — Mitten durch dieses Gepränge, mitten durch dieses Treiben und Jagen und dieser Menge von Priestern hindurch, schritt der einfache Bote des einfachen, göttlichen Worts von der ewigen Versöhnung in Jesu Blute, um in einer kleinen Kapelle den Sünderseelen das Lebensbrod und Lebenswasser zu bringen; er fühlte, obgleich gebeugt und zerknirscht, sowohl die hohe Würde seines Berufs, als auch die Kraft der Wahrheit aus Gott. — Als er an Ort und Stelle angekommen war, so sammelten sich nach und nach die Protestanten in solcher Menge, daß der Raum sie nicht alle fassen konnte, und eine Anzahl im Hofraum stand, wo sie übrigens den Prediger, der eine starke Stimme hatte, ganz deutlich verstehen konnten. Irenius predigte über Joh. 16, 1—15., und nachdem er eine Einleitung über die doppelte Wichtigkeit des Tages, in Bezug auf die Ausgießung des heiligen Geistes und auf die Eröffnung des protestantischen Gottesdienstes, gehalten hatte, redete er von der Wirkung des heiligen

Geistes bei den Ungläubigen und den Gläubigen in den drei Beziehungen, die der Text angibt; und als er bewies, daß der Fürst dieser Welt für die Gläubigen gerichtet sei, und gegen sie seine Macht verloren habe, so führte er den Vers aus Luthers Lied an:

Und wenn die Welt voll Teufel wär',
Und wollt' uns gar verschlingen,
So fürchten wir uns nicht zu sehr 2c. 2c.

Ferner: „Das Wort sie sollen lassen steh'n."

Wenn Irenius mit bangem, gebeugtem Sinn die Kanzel bestieg, so verließ ihn hingegen alle seine Bangigkeit, als er den Mund aufthat, und anfing das Wort zu verkündigen; eine Kraft des heiligen Geistes kam über ihn, wie er sie in seinem Leben nur einmal empfunden hatte, nämlich damals, als er ordinirt wurde. Er fühlte die Kraft des Evangeliums, gegenüber von dem Jesuitismus und dem Papismus, so daß er ganz in jene angeführten Verse einstimmen konnte. Mächtig war die Wirkung des Worts, und Freund Sensenmann zerschmolz, wie er sich ausdrückte, zu den Füßen des Kreuzes. Die Zuhörer wurden gewaltig ergriffen, und manche Thräne floß über ihre Wangen; einige wurden ganz mächtig erschüttert. So allmächtig war das Wort des HErrn und das Walten des Pfingstgeistes.

Am Schlusse der Predigt richtete er noch eine besondere Ermahnung an die Abendmahlsgenossen, beschrieb ihnen nach 1 Cor. 11. die Gesinnung derer, die das Abendmahl würdig genießen, und schilderte die Gesinnung und den Zustand derer, die es unwürdig empfangen; er rieth diesen, nicht zum Tisch des HErrn zu nahen, und lud hingegen die Hungrigen und Durstigen im Namen des HErrn zur Gnadentafel Jesu ein. Es mochten etwa 200 deutsche Abendmahlsgenossen gewesen sein, unter denen manche mit ernstem, würdigem Sinne hinzunahten. Ueberhaupt herrschte ein großer Ernst und eine feierliche Stille in der ganzen Versammlung, und die Drohungen der bösgesinnten Katholiken gingen nicht in Erfüllung; ja der HErr verhütete auch jede Störung.

Nach dem Vormittagsgottesdienst drückten die Protestanten, und namentlich auch die Mitglieder der Commission, ihre Zufriedenheit über die Predigt aus, und alle schienen innig gerührt und ergriffen zu sein;

auch entstand unter den Protestanten eine allgemeine Bewegung, und es äußerte sich unter ihnen allen eine ernste und zufriedene Stimmung, lauter Dinge, wofür dem HErrn die Ehre allein gebührt.

Mittags aßen die Mitglieder der Commission, die Herren Rad, Schach und Fund, nebst Sensenmann in seiner Wohnung mit ihm zu Mittag; sie fingen an ihren Beifall über die Predigt und über die Feierlichkeit, womit Irenius das Abendmahl verwaltet hatte, zu bezeugen. Der Präsident hatte fast Thränen in den Augen, und ein anderer äußerte: „Sie haben uns am Ende ihrer Predigt ganz begeistert; so feierlich wird das Abendmahl nicht in Maiberg (wo sie sonst kommunizirten) gehalten.“ Hievon handelte fast die ganze Unterredung bei Tische; und Einer aus ihnen äußerte, die deutschen Zuhörer wünschen, daß die Predigt gedruckt werde, was später auch zum Besten der neuen protestantischen Kirche geschah. Endlich ergriff der Appellationsrichter Schach das Glas, und rief: „Meine Herren, laßt uns nun einen Toast bringen den Fortschritten des Christenthums, das nicht im Buchstaben besteht, der tödtet, sondern im Geist, der lebendig macht!“ — und ein eigener Enthusiasmus ergriff die ganze Tischgesellschaft, als die Gläser klangen.

Endlich nahte die Stunde des französischen Gottesdienstes. Irenius hatte seine Predigt über Apostgesch. 2. bei sich, konnte sie aber, wie keine Predigt, wörtlich memoriren oder auswendig lernen; da wußte er nun nicht recht, was er thun sollte, da er das Französische schon zwei Jahre nicht recht geübt hatte, ob er die Predigt lesen, oder auswendig nach einem entworfenen Schema halten sollte. Er wählte das letztere, hielt sie frei, und unter dem Beistand des heil. Pfingstgeistes, der ja auch die Sprachengabe verleiht, fühlte er sich nicht im Geringsten gehemmt noch gestört. So ging alles über Bitten und Verstehen. — Auch das Abendmahl in französischer Sprache war feierlich, und der HErr gab vielen Segen und Gnade. Zuletzt taufte er noch ein Kind, Namens Friedrich, das erste, das er selbst taufte, und das erste, das in Romania im protestantischen Gottesdienst getauft wurde. Er wurde tief ergriffen bei dieser feierlichen Handlung. — So endigte dieser Tag des Segens und der Freude zum Lob des HErrn Zebaoth, der ein Zeugniß abgelegt hatte, daß Er ist und bleibt der HErr, und will, wenn auch

die Welt unterginge, und das Meer wallete und brausete, daß doch die Stadt Gottes fein lustig bleiben solle mit ihren Brünnlein darinnen.

Irenius reiste bald nach Hause zurück, da seine geliebte Gattin ihre Niederkunft erwartete, und einige beunruhigende Anzeigen bei seiner Abreise vorhanden waren. — Der Präsident begleitete seinen Wagen bis über die Drathbrücke, und nahm freundlichen, rührenden Abschied von ihm. Als sie außerhalb der Stadt waren, konnte er sich nicht mehr länger enthalten, sondern rief aus: „Lobe den HErrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen; lobe den HErrn, meine Seele, und vergiß nicht, was Er dir Gutes gethan hat!" — Auch der liebe Freund Sensenmann hatte einen wahren Pfingsttag erlebt; die Dürre, in der er seit einiger Zeit schmachtete, war auf einmal verschwunden, und seine Seele thaute auf, wie das dürre Land, das vom Regen befeuchtet wird. Es war ein herrlicher Abend, die Luft war rein und kühl; ein Gewitter, das sich bei Hochberg entladen hatte, war vorübergezogen, und die Abendsonne beleuchtete den vom Regen erfrischten und befeuchteten Erdboden, der mit seinem hellen Grün das Auge ergötzte. Im Innern genossen die beiden Freunde einen reichen Nachgenuß des Pfingstsegens. Die Natur selbst schien ein Fest zu feiern, und durch den erquickenden Regen das Bild von Pfingsten darzustellen. — Freilich mußten sie auf ihrer Reise auf manche Leute stoßen, die nichts empfangen hatten von Oben, sie trafen gemeine fleischliche Naturen an, die nur ihren Genuß an der Scholle haben, und ihre Nahrung aus der Scholle ziehen, unter andern ein katholisches Weib, das mit einer gewissen Husarenmiene Tabak rauchte, und heimkehrende, berauschte, sogenannte Christen mahnten sie, daß sie noch im Jammerthal sich befanden.

Gesund und froh gelangte Irenius zu Hause an, traf seine Gattin und seine Kinder gesund und zufrieden, und hatte noch manchen Nachgenuß des Pfingsttages bei seinen theuren Freunden und Brüdern, denen er die Pfingstgeschichte in Romania mittheilte, und die mit ihm lobten und den HErrn verherrlichten.

Freilich ein Blick in die Zukunft, wenn der Reiz der Neuheit verschwunden sein würde, erweckte bei einem zweiten Besuch daselbst

andere Gedanken in seiner Seele. Er mußte voraussehen, daß das Wort bald seinen Einfluß äußern würde, daß die einen zum Leben erweckt, und die andern hingegen sich als Gegner offenbaren oder gleichgültig bleiben könnten. Ferner fühlte er noch nie, wie jetzt gerade, den Verfall und das Verderben der protestantischen Kirche, und die Fesseln, die auch und insbesondere der Knecht Christi fühlet, der in derselben arbeiten muß, der da, wo kein eigentliches christliches Leben waltet, allein mit seinem HErrn stehet. Wenn dieser nicht in entschiedenem, felsenfesten Glauben und anhaltendem Gebet verharret, so wird er ein Menschenknecht, erliegt unter der Last seiner Arbeit, oder geräth in ein Accomodationssystem, vermöge welchem er zwar nicht platterdings Christum verläugnet, aber doch nicht frei, unbefangen, wie ein wahrer Kreuzjünger die Wahrheit verkündigt, und sein Gewissen nicht rein bewahrt. Er sah ferner ein, daß ein solcher Prediger des Worts in noch schlimmerem Falle dahin verleitet werden kann, anstatt die Gebrechen der Kirche ungescheut zu rügen, und die einzig radikalen Heilmittel gegen dieselbe anzugeben, sie, gegenüber von freien, aufrichtigen Christen, vertheidigt, in Schutz nimmt, und das **Gute bös**, und das **Böse gut** heißt, und daß ein solcher nebenbei sich noch immer selbst betrügen kann, weil er sich ja doch immer sagen muß, und sagt, er predige doch auch das Evangelium.

Aus diesen Gründen war es unserm Irenius wieder wohl in seiner Freiheit, und er dankte dem HErrn für die Gnade, in seinem jetzigen Standpunkt in der Kirche und für die Belebung der Kirche, ohne Form und Fesseln, besser wirken zu können, als es ein vom Staate angestellter Prediger, umgeben von Sitten- und Chorgerichten, und andern hemmenden Helfershelfern thun kann, oder thut. Da fiel ihm ein, was einer seiner theuren Freunde im Gefühl seiner Freiheit niederschrieb:

Krone, Ring und Kragen
Mögen and're tragen;
Christi Schmuck und Wanderstab
Sei mein Trost bis in das Grab.

Damit will übrigens Irenius nicht sagen, daß er nie einen Beruf der Art annehmen werde; nein, sobald er den Willen und

den Ruf des HErrn erkennt, so wird er sich nie weigern mit dem HErrn, der in ihm mächtig ist, ein solches Amt anzunehmen; allein eigenmächtig sich hineinzudrängen, oder Schritte zu thun, ohne besondern Wink von Oben, dazu konnte er sich nicht verstehen, und darum meldete er sich für jene Stelle in Romania nicht, obgleich manche Stimmen den Wunsch daselbst laut äußerten, ihn als Prediger zu haben. — Auf der andern Seite erkannte er wieder, daß der HErr die öffentliche Kirche unter seiner segnenden Hand hält, und in derselben bald da, bald dort Werkzeuge erweckt, die, den Schaden Josephs einsehend und erkennend, in die Posaune stoßen, Israel zur Buße rufen, und daher auch deßwegen, weil er nach dem Wort Gottes dieselbe für den Behälter des geistlichen Lebens hielt, für das Netz, in welchem Böse und Gute gefangen werden, war er in seinem Innersten überzeugt, daß er in derselben bleiben solle, aber nicht als stummer Hund schweigen, sondern gegen das hereingebrochene und hereinbrechende Verderben zeugen müsse. In der Kirche also, für die Kirche und doch ohne hierarchischen Zwang unter dem Panier des Kreuzes arbeiten zu können, das war neben manchem Prüfungsvollen, das jeden Kreuzjünger stets begleitet, seine Aufgabe, und sein ihm bis jetzt von seinem Heiland angewiesener Beruf.

Fast ein halbes Jahr lang, alle 14 Tage, versah Irenius den Gottesdienst in Romania, taufte ungefähr neun Kinder daselbst, und hielt noch einmal das Mahl des HErrn mit der Gemeinde. Außerdem machte er einige Krankenbesuche, theils in der Stadt, theils im dortigen Bürgerspital, und verschaffte den Protestanten in letzterem zwei Bibeln, eine in deutscher, und eine andere in französischer Sprache. — Bei dem letzten Abendmahl, das er austheilte, machte er eine merkwürdige Erfahrung. Abends vor dem Abendmahls-Sonntag hinterbrachte man ihm, ein ihm bekannter Protestant lebe in offenbaren Sünden. Christoph erwiederte, er hätte lieber gewünscht, man hätte ihm nichts hievon gesagt; denn nach dem Worte Gottes, und nach dem Gebot, das die Apostel und die reformirte Kirche sich zur Richtschnur nehmen, sei er, als ein Diener Christi, verpflichtet, jenen Mann zu ermahnen, und im Fall der Unbußfertigkeit vom Mahl des HErrn auszuschließen. Da

er nun ihn nicht mehr ermahnen könne, so sei es ihm etwas sehr Schweres, das Mahl des HErrn zu reichen. — Er empfahl daher die Sache seinem HErrn und Meister, und als er den andern Tag die Kanzel betrat, so erblickte er wirklich jenen bezeichneten Mann im Gottesdienst. Er seufzte und betete in seinem Herzen zu Gott, und siehe da, nachdem er die Verbalzucht am Schluß seiner Predigt ernstlich angewandt, alle unbußfertigen Sünder vom Mahl des HErrn ausgeschlossen hatte, und als er anfing, das Abendmahl auszutheilen, entfernte sich jener Mann, und nahte nicht zum Tische des HErrn. So überhob ihn sein HErr, der seine Herzens-Beklemmung und seinen guten Willen ansah, gnädiglich der Verantwortlichkeit, gegen seine Ueberzeugung und gegen das Wort Gottes einen groben, offenbaren Sünder, wie man jenen Mann bezeichnet hatte, das Abendmahl zu reichen. — Die Ueberzeugung des Irenius ist, daß ein treuer Seelsorger das Amt der Schlüssel gebrauchen solle, wo es sich nur immer thun läßt, und wo es Gottes Wort will, und daß eine Accomodation in dieser Hinsicht, die sich dem Schlendrian und der Anarchie in der Kirche fügt, welche durch die Miethlinge im Weinberge des HErrn, und durchs Volk, durch falsche Führer auf Universitäten und Kanzeln herbeigeführt wurde, vom Argen ist. Die Wortzucht hilft in gewissen Fällen, aber nicht überall, und oft muß man direkt, wie Nathan mit David, reden: „Du bist der Mann des Todes," wenn die Zucht etwas nützen, und sie verstanden werden soll. Oft bleiben auch die würdigsten Abendmahlsgenossen auf eine donnernde Predigt vom Abendmahl weg, während andere freche Sünder wohl kommen. Freilich muß alles auf evangelischem Wege geschehen, und entfernt von allem Papismus sein.

Die Predigt des Worts wurde forthin in Romania mit Freuden aufgenommen; es gab oft gerührte Herzen und nasse Augen, ohne daß es der Prediger auf Rührung anlegte, und nur Buße und Vergebung im Namen Jesu predigte. Die Macht der Wahrheit war so kräftig geworden, daß die Gemeinde nun einen evangelischen Prediger, Namens Groß, der sich für die Stelle meldete, wählte; einen Mann, der nicht um der Wolle willen, sondern um die Schafe dem guten Hirten zuzuführen, den an ihn ergangenen

Ruf annahm. — Zum Glück war die Besoldung nicht gar fett und glänzend, so daß sich aus diesem Grunde kein Rationalist meldete. Der Tag der Investitur oder Installation des Predigers Groß war den **23. Oktober 1836**, und Irenius ward auch hiezu eingeladen; er bekam den Auftrag, eine deutsche Rede zu halten, was er mit Vergnügen that.

Da der Pfarrer der neugebildeten Gemeinde sich noch an kein Kapitel angeschlossen hatte, so waren nur freiwillige Gäste unter diesen, ungefähr zehn Geistliche, zugegen. Der Anfang des Gottesdienstes geschah mit Gesang; hierauf trat ein französischer Geistlicher auf, der den französischen Gliedern der Gemeinde den Prediger vorstellte, und über Jes. 52, 7. sprach. Nach ihm hielt Irenius eine Rede über 1 Tim. 3, 1—7., zeigte, was eine christliche Gemeinde von ihrem Prediger verlangen dürfe, und forderte die Versammlung auf — da sie die in jenen Versen angegebenen Eigenschaften von ihrem Seelsorger erwarten dürfe — ihn zu ermahnen, wenn er von der angegebenen Regel abweiche. Hierauf hielt er dem Prediger seine Pflicht vor, nach 1 Tim. 4, 1—5. Jetzt wendete er sich an die Gemeinde, und legte zum Grunde der Ermahnung die Worte: Ebr. 13, 17., und bewies ihr, wie bei der Nichtbefolgung der Lehre des Evangeliums ihr die Seufzer ihres Seelsorgers einst auf der Seele brennen würden; zugleich legte er ihr ans Herz, wie ein treuer Prediger nicht blos bei seinen Kanzelvorträgen stehen bleiben dürfe, sondern daß es auch Fälle gebe, wo er dem Nathans-Amt sich unterziehen, und dem einen oder andern in Ernst und Liebe unter vier Augen sagen müsse: „Du bist der Mann des Todes!“ Sie möchten eine solche Ermahnung in Liebe, als von Gott gekommen, aufnehmen; denn ihr Seelsorger habe am großen Tage Rechenschaft von ihren Seelen abzulegen.

Zugleich fügte er hinzu, es knüpfe sich jetzt zwischen ihnen und ihrem Pfarrer ein geistliches Band, das für die Ewigkeit währe; alle sonstigen Verbindungen, politische und bürgerliche, lösen sich mit dem Tode auf; allein die Verbindung des Pfarrers mit einer Gemeinde solle eine ewige sein, so daß sie, wie sie jetzt vor dem Angesichte Gottes stehen, also einst vor dem Throne der Gnade würden versammelt werden, wenn der Grund ihrer beiderseitigen

Verbindung Christus, und zwar Christus der Gekreuzigte, sei. Sie möchten daher ihren Prediger in seinem schweren Amt besonders durch ihr Gebet unterstützen; sie möchten, so oft sie den Gottesdienst besuchen, mit einem betenden Herzen vor dem Angesichte und im Hause des HErrn erscheinen. Jede wahrhaft evangelische Predigt sei eine Schlacht, die der Prediger gegen Teufel, Fleisch und Welt, Augenlust, Fleischeslust und hoffärtiges Leben liefere; daher sollten sie ihm mit ihrem Gebet, als wahre Kämpfer Christi, kämpfen und streiten helfen. Jetzt trat ein anderer deutscher Prediger auf, der ungefähr auf dieselbe Weise redete, und der den Abendmahlskelch der Gemeinde, den eine Gesellschaft in Hochberg ihr zum Geschenk machte, feierlich übergab. Nun hielt der liebe Pfarrer Groß selbst noch eine kurze, rührende Ansprache an seine Gemeinde; er konnte vor Bewegung fast nicht sprechen, und es floß manche Thräne der Rührung. Irenius sprach den Segen über die Versammlung, die sich um 12 Uhr Mittags trennte.

Die Gegenwart des großen Erzhirten war fühlbar, und das Wehen des Geistes mächtig. Nachmittags versammelte sich die Commission mit den Freunden zu einem gemeinschaftlichen Mahl, zu dem am Ende noch ein etlich und achtzigjähriger katholischer Chorherr, ein toleranter Mann, kam, der sich mit den Protestanten herzlich freute. Er war aus Oesterreich, und wurde schon im vorigen Jahrhundert vom Kaiser Joseph als Agent in den belgischen Angelegenheiten gebraucht. So endete dieser Tag der Freude und des Segens, und Irenius verließ Romania mit einem Wonne- und Dankgefühl gegen den HErrn, der sein und vieler Kinder Gottes Gebet erhört, und der protestantischen Gemeinde daselbst einen Mann nach seinem Herzen zum Prediger und Seelsorger gegeben hatte.

Bis hieher half sein Gott und Heiland durch, und Er wird auch ferner helfen; in Leiden und Freuden, im Dunkel und Lichte blieb Er immer der Unveränderliche gegen ihn, und zog nie seine Hand von ihm zurück. Wenn Christoph strauchelte und fiel, so richtete Er ihn wieder auf, und unter allen Gefahren blieb Er seine Stütze, sein Schutz und Trutz.

Noch hat er zwar viel zu lernen; vielleicht auch noch viel zu dulden. Aber eines bleibt ihm ewige, felsenfeste Wahrheit: Der HErr bleibt getreu, und wird alles herrlich hinausführen.

Irenius hat gelernt, und lernt immer mehr, durch Schmach, Verachtung, Verfolgung, durch Ehre und Schande, durch Lob und Tadel hindurch zu gehen, und um des Namens Jesu zu leiden; er hat sich auch manche Leiden selber zugezogen; aber er weiß doch, an wen er glaubt. Das Wort Gottes ist seines Fußes Leuchte, und ein Licht auf seinem Wege, und er lernt immer noch an der großen Kunst, die man auf keiner Hochschule lernt, in der Schule des heil. Geistes, nicht mehr der Menschen, sondern Christi Knecht zu sein und zu werden. Treu seinem Heiland und Erlöser zu sein, öffentlich, wie im Betkämmerlein, als Prediger und als Hausvater und Ehegatte, das ist sein Wunsch und sein Streben. Den Weg zu gehen, den ihm sein Meister vorgezeichnet, ohne Rücksicht auf die christliche Welt, oder die weltförmigen Christen, und ohne Rücksicht auf die unglaubige, verkehrte Art, ist seine heil. Aufgabe.

Er hat bei Christo Vergebung der Sünden erlangt, und sucht in der freien Gnade zu leben; er will auch nichts wissen, als von Christo, dem Gekreuzigten, den er den Sündern zu verkündigen den Auftrag hat. — Blickt er auf sich selbst, ach, so muß er sich in den Staub beugen, bei dem Bewußsein seiner Schwäche, und dem Gefühl seiner Sündhaftigkeit, und er möchte ausrufen: „Ach Gott, sei mir armen Sünder gnädig!" Beim Hinblick auf die Langmuth, Güte und Liebe seines Gottes und Heilandes ruft er aus: „HErr, HErr, gnädig, barmherzig, geduldig und von großer Treue!"

Er sieht nun das Reich Gottes sich rasch entwickeln, so wie die Bosheit auch immer mehr zum Gericht reifen; er freut sich und dankt Gott, daß er auch aus Gnaden gewürdigt wird, ein Steinchen zum Bau Zions beitragen zu dürfen, bis er endlich einkommen wird, nach manchem Kampf und Streit, zu seiner Ruhe, oder bis der HErr kommt, der vielleicht näher ist, als man glaubt.

An Schmach fehlts ihm nicht, und er wird gewürdigt, auch hierin seinem Meister as Kreuz nachtragen zu dürfen; aber auch

der Friede Gottes ist sein bleibendes Theil, den ihm kein Feind und Teufel mehr rauben wird. Die Salbung von Oben hat ihm den Blick in sein Inneres, in das Geheimniß der Gnade geöffnet; aber auch die Welt, das Reich Gottes und der Schaden Josephs in und außer den christlichen Kreisen sind ihm keine Räthsel mehr. Es ist sein Wunsch, wenn er gleich ein unnützer und sündiger Knecht ist, allein dem HErrn, seinem Heiland, zu leben.

Großes hat der HErr, wie wir schon sagten, an ihm gethan; er ist glücklicher Gatte und Vater. Der Segen Abrahams ruht auf ihm. Eine liebe Kinderschaar hat ihm sein Gott beschert; sein Weib ist wie ein fruchtbarer Weinstock (Ps. 128.), und seine Kinder wie Oelzweige um seinen Tisch her; sie wachsen hoffnungsvoll heran. Möge der gute Hirte sie bewahren vor dem Argen, und sie selig machen, damit er sie wieder finde und einst sagen könne: „Siehe HErr, hier bin ich, und die, die Du mir gegeben hast; ich habe deren keines verloren.“ Einige derselben sind bereits in der seligen Heimath, und unter diesen ein liebes Kindlein, Namens Monika, das Irenius lieb und werth, aber dem Heiland noch lieber und theurer war. Bald nach der Heimfahrt desselben, den 25. Hornung 1837, suchte Gott auch den Vater mit einer damals weit verbreiteten, aber nicht gefährlichen, epidemischen Krankheit gar sanft heim. Er schrieb folgende Heimathgedanken (den 29. März 1837) nieder, die so ganz seine damalige Gemüthsstimmung ausdrückten:

Ach, wie zieht's mein Herz nach Oben,
Hin zum ew'gen Vaterland!
Wo ich Jesum werde loben,
Der mich Armen sucht' und fand.
Ach, ich möcht' von hinnen eilen,
Möcht' nach jenen Höhen zieh'n,
Nirgends ist hier mein Verweilen,
Nach der Heimath steht mein Sinn.

Rastlos eilen zwar die Stunden,
Und es naht das hehre Ziel;
Und das Herz hat Den gefunden,
Dem es dienen, leben will,

Bis ich hör' das Glöcklein läuten,
Das ins Vaterhaus mich ruft,
Bis mein Leib, erlöst von Leiden,
Ruht in seiner kühlen Gruft.

Da schläft er in seiner Kammer,
Bis vom Schlaf er einst erwacht. —
Welt fahr' hin mit deinem Jammer,
Fahr' nur hin mit deiner Pracht!
Keinen Frieden, keine Wonne
Beut dein glänzend Elend mir;
Christi Blut, — die Lebenskrone,
Sind mein Schmuck und ew'ge Zier.

Welt, vergiß auch meinen Namen,
Tilge ihn aus deinem Buch!
Denn bald lodern deine Flammen,
Und dich trifft des Richters Fluch. —
Großer Heiland, brich die Bande,
Die die Sünd' noch um mich schlingt,
Bring mich bald zum Heimathlande,
Wo die große Schaar dir singt.

Bald schwingt sich auf Adlers-Flügeln
Meine Seel' dem Eden zu,
Und auf Gottes ew'gen Hügeln
Find ich meine sel'ge Ruh.
Du führst mich auf frische Weide,
Stärkst und labst mein müdes Herz;
Zier'st mich mit dem seid'nen Kleide,
Heil'st die Wunden, stillst den Schmerz.

Nirgends waltet hier dein Friede;
Ach, wie sehn' ich mich nach Haus!
Und ich bin des Kampfes müde;
Eile, HErr! und spann mich aus;
Doch gescheh' Dein heil'ger Wille!
Willst Du nicht, so will ich nicht;
Willst Du, HErr, — ich harre stille,
Bis der frohe Tag anbricht.

Bin ich doch, so lang ich lebe,
HErr, dein Pilgrim und dein Kind;
Ich bin dein, ich übergebe
Dir mich ganz, und folge blind
Deiner Gnade; — mag's auch stürmen;
Du führst mich durch Sturm und Nacht,
Wirst im Dunkel mich beschirmen,
Bis der frohe Tag mir lacht.

Dunkel sind zwar Deine Wege,
Wie Du, HErr, dein Volk regierst;
Ernst sind Deine Ruthenschläge,
Wenn Du durch die Wüste führst.
Alles, was uns lieb und theuer,
Nimmst Du dir zum Eigenthum;
Doch Du läuterst nur im Feuer,
Uns zum Heil, und Dir zum Ruhm.

Die wir noch hienieden missen,
Ach, sie zogen nur voran.
Nein, sie sind uns nicht entrissen;
In des Himmels Canaan
Weilen sie; auf grünen Auen
Weidet sie der gute Hirt. —
Bald auch werden wir Den schauen,
Der uns auch nach Zion führt.

Was Josua sagte: „Ich und mein Haus wollen dem HErrn dienen;" ist ein Grundsatz, den Irenius zu realisiren strebt durch Gottes Gnade. „Der HErr ist freundlich!" ist der stehende, unveränderliche Gedanke, der ihn in Sturm und frohen Tagen begleitet. — Mit diesem Gedanken wünscht er auch abzuscheiden und vor dem Angesichte seines Gottes als ein großer, aber begnadigter Sünder zu erscheinen.

Dort, bei den sel'gen Schaaren,
Da werd' ich erst erfahren,
Wie treu Du mich geführt.
Dort wird in andern Weisen
Mein Geist dich ewig preisen,
Du guter und getreuer Hirt.

Dich preiset meine Seele,
Mein Heiland; — ich erzähle,
Was Du an mir gethan.
Du zogst mich aus den Sünden,
Und ließ'st mich Gnade finden;
D'rum bet' ich dich, Erbarmer, an.

Ich falle vor Dir nieder;
Mein König, — hör' die Lieder,
Die Dir mein Herze singt.
Du krönest mich mit Segen
Auf allen meinen Wegen.
Du bist's, der mich mit Wonne tränkt.

Auf meinem dunklen Pfade
Erhielt mich Deine Gnade,
Und zog mich zu Dir hin;
Und wenn ich mich verirrte,
Im eig'nen Gang verwirrte,
Da öffnetest Du mir den Sinn.

Ich sah mit bangem Hoffen
Die grausen Tiefen offen,
Und Du zogst mich zurück;
Und als Du mich gefunden,
Verband'st Du mir die Wunden,
Und freundlich lächelt' mir Dein Blick.

D'rum dankt Dir meine Seele,
Dich preis' ich, und erzähle
Die Wunder deiner Macht.
Ich will mein ganzes Leben
Dir, HErr, zum Opfer geben;
Dir sei Lob, Ehr' und Ruhm gebracht.